Bibliothek
russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,
Professor an der Universität Berlin.

Erster Band:

Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen.
1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt
von

L. von Marnitz,
Oberlehrer und Dozent für russische Sprache an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Memoiren

von

Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt

von

L. von Marnitz,

Oberlehrer und Dozent für russische Sprache an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin.

Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten“ stellt sich die Aufgabe, der deutsch lesenden Welt ein treues Bild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unsrer russischen Nachbarn zu geben.

Memoiren russischer Zeitgenossen, wie sie neuerdings in großer Zahl in den russischen historischen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, führen wohl am besten in das Thun und Leiden, in das Denken und Empfinden jener so vielfach anders gearteten Welt ein. Sie sind ein Stück der Wirklichkeit, und wenn auch keineswegs der subjektive Charakter unterschätzt werden soll, der aller Memoirenlitteratur anhaftet, bietet doch die Summe der uns gebotenen Aufzeichnungen die Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil über Land und Leute zu bilden. Das Korrektiv des Subjektiven liegt eben in der Verschiedenheit der Subjekte und der von ihnen vertretenen Interessen.

Die Auswahl der „Denkwürdigkeiten“ hat außerdem von dem Gesichtspunkte aus stattgefunden, möglichst allseitig in das russische Leben einzuführen. So bieten uns die Memoiren de Sanglens einen hoch bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik der politischen Geschichte unter den Kaisern Paul und Alexander I., wobei zumal die Persönlichkeit Alexanders von einer ganz neuen Seite her beleuchtet wird.

Die Aufzeichnungen Pirogows zeigen uns das geistige Leben Rußlands besonders unter Nikolai, wie es sich in den besten Köpfen der Zeit widerspiegelte, während Seeland ein wahrhaft plastisches Bild der polnischen Revolution von 1831 entwirft.

Die Jugendgeschichte des Professors Nikitenko bringt uns die Erlebnisse eines kleinrussischen Bauern, der sich aus dürftigsten Verhältnissen zu einer bedeutenden Stellung emporrang,

und zugleich eine Schilderung der bäuerlichen Zustände und des russischen Schulwesens, der wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßten; die Aufzeichnungen eines Dorfgeistlichen endlich sind ein Unikum nicht nur in der russischen Litteratur: das unverhüllte Bild von Zuständen, wie sie eben nur auf russischem Boden möglich sind und bei deren Schilderung nur dasjenige übertrieben sein dürfte, was uns die völlige Makellosigkeit des Verfassers dieser Aufzeichnungen beweisen soll.

Alle diese „Denkwürdigkeiten" dürfen aber auch den Anspruch erheben, litterarische Bedeutung zu haben. Die sorgfältige Uebersetzung, für deren Korrektheit der Herausgeber die volle Verantwortung übernimmt, ist bemüht gewesen, soweit möglich, das Fremdartige der Sprache und des Satzbaues abzustreifen, sie ist unbedingt getreu und weist nur gelegentlich (bei den Aufzeichnungen eines Dorfgeistlichen) Kürzungen auf, wo Wiederholungen stattgefunden hatten.

Die Orthographie der russischen Namen ist die allgemein übliche und einheitlich durchgeführt, sie sucht der Aussprache des Russischen gerecht zu werden, ohne in Künsteleien zu verfallen, über welche die Zunge des Lesers stolpert.

Der Herausgeber kennt sehr wohl die Einwendungen, welche gegen diese Transskription erhoben werden, und auch die vorgeschlagenen, streng wissenschaftlichen Transskriptionen. Er hat es nach reiflicher Erwägung vorgezogen, sich ihnen nicht anzuschließen.

Die fünf Werke, mit denen die „Denkwürdigkeiten" eröffnet werden, sind als erste Serie gedacht. Die zweite soll nach Jahresfrist folgen.

Berlin, im Oktober 1893.

Theodor Schiemann.

Die Memoiren von Jakob Iwanowitsch de Sanglen.

Im Juli 1882 wurde der um die russische Geschichte hochverdiente Herausgeber der „Russkaja Starina", Herr Ssemewski, nach Oranienbaum zu Modest Iwanowitsch Bogdanowitsch, dem bekannten Geschichtschreiber der Regierung und der Kriege Alexander I., gebeten. Er fand den siebenundsiebzigjährigen Greis im Sterben und erhielt von ihm zu vollem Eigentum in zwei Exemplaren das Manuskript der Memoiren de Sanglens. Im Jahr 1883 gelang es Herrn Ssemewski, noch eine dritte Handschrift zu erwerben, die jedoch nur den ersten, die Zeit Katharina II. umfassenden Teil der Denkwürdigkeiten enthielt, dafür aber eine im Bogdanowitschen Manuskript nicht erhaltene Einleitung bot, die folgendermaßen lautet:

„Je vais écrire l'histoire des affaires de mon temps, tâche délicate et périlleuse. Auf Bitten vieler meiner Freunde und Bekannten, deren Meinung ich hochschätze, habe ich mich dazu entschlossen, die im Laufe meines Lebens gesammelten Aufzeichnungen zu ordnen. Nachdem ich mich dazu entschieden, über viele Vorgänge zu schreiben, an denen ich selbst teils als handelnde Person, teils als Zuschauer teilgenommen, will ich von andern Dingen nach den mir zu Ohren gekommenen sicheren Nachrichten erzählen; ich habe mich einzig und allein von der Wahrheit leiten lassen, so daß ich für einen Vorzug meiner Memoiren, ihre Glaubwürdigkeit, ohne

Bedenken mich verbürgen kann. Ich habe niemand, auch nicht meine eigene Person geschont. Seiner und andrer Eigenliebe zu dienen, mag fürs Leben nützlich sein, aber am Rande des Grabes wäre es frevelhaft, sich oder andre besser oder schlechter zu machen, als sie es in Wirklichkeit gewesen sind. Ich schreibe nicht für meine Zeitgenossen, ich schreibe so, als wäre ich nicht mehr am Leben, daher also ohne Neid, ohne Bosheit. Ich brauche niemand zu loben, zu schonen; ohne Grund tadeln heißt eine Schlechtigkeit begehen. Suum cuique. Irdische Interessen kann es für mich nicht mehr geben. So möge also die strenge Wahrheit meine Feder führen, ich konnte irren, denn ich bin ein Mensch, aber dafür stehe ich ein, daß eine vorbedachte Absicht nicht vorlag. J. de Sanglen."

Folgt hieraus, daß wir in diesen Memoiren eine Redaktion früher niedergeschriebener Aufzeichnungen vor uns haben, so wissen wir aus andrer Quelle, daß de Sanglen jene Schlußredaktion im Jahre 1861 vornahm, und aus dem Charakter der Memoiren ergibt sich, daß ihr wesentlicher Inhalt, zumal die zahlreichen im Wortlaut wiedergegebenen Gespräche, sofort nachdem sie stattgefunden hatten, aufgezeichnet wurden. Auch zeigt der Vergleich mit andern urkundlichen Quellen, speziell in dem bekannten Buch des Baron Korf über Ssperanski, sowie das Zeugnis der zahlreichen Denkwürdigkeiten, die uns über jene Periode erhalten sind, daß die Sanglenschen Aufzeichnungen uns eine Quelle ersten Ranges vorführen. Sie erschienen daher besonders geeignet, die Reihe der Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands im neunzehnten Jahrhundert zu eröffnen, zumal sie gewissermaßen als Einleitung in die Geschichte des neuen Rußland dienen können, da sie uns durch die Tage Katharina II. und Pauls zu Alexander I. führen. Für die Beurteilung des letzteren aber läßt sich erst nach Einsicht in diese Sanglenschen Aufzeichnungen ein wirklich treffender Maßstab finden.

Sanglen wurde im Jahre 1776 geboren; die für seine Erziehung entscheidenden Eindrücke empfing er in Reval, so daß er seinen Ueberzeugungen nach stets auf dem Boden westeuropäischer Bildung gestanden hat. In seiner philosophischen Richtung war er ein Schüler der Kantschen Philosophie, deren moralische Grundanschauungen er in einem an Versuchungen reichen Leben redlich zur Geltung zu bringen bemüht gewesen ist. Der Höhepunkt seiner

Thätigkeit und seiner politischen Bedeutung fällt in die Jahre 1811 und 1812, da er als Chef der Kanzlei des Polizeiministers Balaschow und als Vertrauter des Kaisers mehr als andre die intimsten Geheimnisse des russischen Hoflebens und zum Teil auch die der großen Politik kennen lernte. Als das Polizeiministerium aufgehoben wurde und an Stelle desselben das Departement der Exekutivpolizei gebildet wurde (conf. Russkaja Starina, Dez. 1882), nahm Sanglen seinen Abschied und ließ sich in Moskau nieder, wo er 1864, im Alter von achtundachtzig Jahren, sein Leben als Privatmann beschloß. Pogodin erzählt über ihn in einem Artikel über Ssperanski (Russki Archiv 1871): „Der sechsundachtzigjährige, vom Schlage getroffene Greis bewahrte trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit bis zum Ende seines Lebens ein frisches Gedächtnis, ein warmes Herz und nahm sowohl an der äußeren, wie auch an der inneren Politik regen Anteil."

„J. J. Sanglen erschien mir," fährt Pogodin fort, „als ein ehrenhafter und edel denkender Mann, soweit ich es während unsrer vierzigjährigen Bekanntschaft beobachten konnte, wobei ich übrigens mit ihm weiter nichts zu thun hatte, abgesehen von unsern Gesprächen und litterarischen Beziehungen. Als Beweis seiner Uneigennützigkeit kann dienen, daß er beinahe in Armut seine letzten Lebensjahre verlebte, da er nur eine geringfügige Pension bezog. Er lebte etwa zehn Jahre lang ganz allein in zwei bis drei niedrigen Zimmern in einem Landhause in Krassnoje Sselo (bei Moskau), in dem er sich den Tag über von einer Tasse Kaffee und einem Teller Suppe mit einem Stück Braten nährte.... Ich fand ihn stets hinter einem Berge von Zeitungen.... Als weiland Chef der Geheimpolizei konnte er sich auf keine Weise von dem Schrecken befreien, den er früher über andre gebracht."

Auch was uns sonst über Sanglen in den Memoiren der Frau Passek berichtet wird, lautet günstig. Das entscheidende Urteil ist aber aus den Memoiren selbst zu gewinnen.

Erwähnt sei noch eine Korrespondenz Sanglens mit Korf vom Jahre 1839, aus der sich ergibt, daß Sanglen sich dem Kaiser Alexander I. gegenüber verpflichtet hatte, bei seinen (Sanglens) Lebzeiten nie den Schleier des Geheimnisses zu lüften, das über seinen Beziehungen zum Kaiser ruhte.

Zum Kaiser Nikolai ist Sanglen 1831 in persönliche Beziehungen getreten. Er wurde mit Durchsicht und Kritik der Papiere des Fürsten A. B. Golitzyn betraut und löste die ihm gestellte Aufgabe zur größten Zufriedenheit des Zaren. Bei der großen Verehrung Nikolais für Sperauski läßt sich auch daraus schließen, daß die Haltung Sanglens in der ganzen tragischen, für Alexander I. so ungemein charakteristischen Angelegenheit eine ehrenhafte und jedenfalls höchst diskrete gewesen ist.

Berlin, im Oktober 1893.

Theodor Schiemann.

I. Teil.

Katharina und Paul I.

1.

Vorreden haben in der Regel nur geringen Wert, erregen allgemeinen Widerwillen und werden wohl selten gelesen. Sie sollen den Leser mit dem Verfasser bekannt machen, dieser aber ist bemüht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, was aber nur selten gelingt. Ich für meine Person mache mich, ohne Empfehlung, direkt an die Sache.

Ich erachte es für nötig, den Leser in aller Kürze mit meinen Familienverhältnissen bekannt zu machen. Der Familienname meines Großvaters, von väterlicher Seite, war de St. Glin, seine Frau war eine geborene de Lortal. Beide lebten auf ihrem Landgut, das zur Diözese d'Aix gehörte, einem Städtchen an den Ufern des Adouz. Als Verwandter des Marquis de Seguin trat der ältere Sohn meines Großvaters in den Militärdienst und war zu Beginn der Revolution Brigadegeneral in der Armee der Königs von Frankreich. Der jüngere Sohn dagegen, mein Vater, war nach damaligem Brauch für den geistlichen Stand bestimmt worden und trat deshalb in ein Kloster, welchem ein kleines Landgut gewidmet wurde. Aber wahrscheinlich fand das Mönchsleben keinen Beifall bei meinem Vater; er entfloh aus dem Kloster und kam über Spanien und England, mit seinem Verwandten, dem Chevalier de la Payre, nach Paris. Mein Vater hatte den Wunsch, sofort die militärische Laufbahn zu beginnen, es traten aber Hindernisse ein; schließlich wurde er Hauptmann bei den königlichen Musketieren. Hier bekam er Händel mit einem Offizier aus vornehmer Familie, welcher ihm seine Flucht aus dem Kloster zum Vorwurf machte. Die Folge davon war ein Duell, bei dem ebenderselbe Chevalier de la Payre sekundierte. Mein Vater tötete seinen Gegner und sah sich gezwungen, sein Vaterland zu verlassen und seinen Namen zu verändern; so entstand mein jetziger Familienname. Mein Vater und der Chevalier kamen beide nach dem gastfreundlichen Rußland. Mein Vater erhielt einige Zeit darauf dreißigtausend Rubel aus seinem Vaterlande und heiratete im

Jahre 1775 in Moskau ein Fräulein de Brocas. Dieser Ehe bin ich im Jahre 1776 entsprossen. Zu meinem großen Bedauern sind die Dokumente, welche ich bei meiner Mutter gelesen habe, samt allen übrigen im Hause meines Schwiegersohnes Jakob Iwanowitsch Rost verbrannt, als dasselbe Anno 1812 ein Raub der Flammen wurde. Die übrigen Nachrichten habe ich von dem Chevalier de la Payre selbst erhalten, der meinen Vater überlebte, nach dessen Tode ich in einem Alter von vier Jahren zurückblieb. Meine Mutter, nunmehr eine Witwe von neunzehn Jahren, war eine schöne, ideal angelegte Frau von ungewöhnlicher Charakterfestigkeit. Gegen mich war sie streng, und ich kann mich nicht entsinnen, daß sie auch nur das geringste Zärtlichkeitsgefühl mir gegenüber gezeigt hätte. Jetzt, nach einem Zeitraum von über fünfzig Jahren, gedenkt der Sohn ihrer mit dankbarer Rührung. Sie war es, welche meinem jungen Herzen Ehrgefühl und Verachtung gegen alles Gemeine einprägte, sie war meine erste Lehrmeisterin. Als ich acht Jahre alt war, gab sie mich zu Herrn Keller in Pension, welcher schon zwei Pensionäre hatte: Aleksei Maikow und Nikolai Fedorowitsch Chitrowo. Da meine Mutter mit meinen geringen Fortschritten nicht zufrieden war, so beschloß sie, mich nach Frankreich zu schicken. Im Jahre 1787 wurde eine Korrespondenz mit meinen Verwandten angeknüpft. Mein Onkel und meine Tante, seine Schwester, forderten mich zu sich auf und wollten mich ganz unter ihre Vormundschaft nehmen. Während dieser brieflichen Unterhandlungen brach die Revolution aus. Mein Onkel verlor, gleich andern Anhängern der legitimen Gewalt, sein Haupt auf dem Richtblock. Eingeschüchtert durch die Greuel der Revolution, gab meine Mutter ihren ursprünglichen Plan auf und schickte mich nach Reval, dessen Gymnasium einen guten Ruf hatte. Damals war Reval noch eine deutsche Stadt, und da ich kein Wort Deutsch verstand, so befand ich mich das erste Jahr meiner Schulzeit in größter Verlegenheit. Die Professoren hatten schon alle Hoffnung, daß ich noch was Ordentliches lernen könnte, aufgegeben, als ein eigentümlicher Zufall meine Fähigkeiten zur Entwickelung brachte. Ich verliebte mich nämlich als zwölfjähriger Knabe sterblich in die fünfundzwanzigjährige Tochter eines meiner Professoren. Diese war vernünftig genug, mir zu erklären, sie würde nur dann meine Neigung erwidern, wenn ich fleißig sein wollte. Das war für mich ein Sporn und weckte in mir das Bestreben, immer mehr und mehr meine Kräfte anzuspannen. In vier Jahren machte ich mit Glanz alle Klassen durch und erhielt schließlich in der letzten und obersten Klasse für hervorragende Leistungen einen silbernen

Degen. Ganz Reval wandte diesem kleinen Wunder seine Aufmerksamkeit zu. Fürst Nikolai Wassiljewitsch Repnin, der als Generalgouverneur nach Reval versetzt war, besuchte das Gymnasium, und ich hatte die Ehre, ihm auf weißem Atlas ein gedrucktes, von mir selbst verfaßtes Gedicht zu überreichen. Dieses erste Erzeugnis meiner Muse scheint unwiederbringlich verloren gegangen zu sein, denn auch der Verfasser selbst kann sich keines einzigen Verses aus jener Ode erinnern, welche ihm die Ehre verschaffte, an einem Diner teilzunehmen, das die gesamte derzeitige vornehme Welt Revals beim Fürsten in Katharinenthal versammelte. Der Major Engel, Adjutant des Fürsten, hatte den Auftrag erhalten, für meine Bewirtung zu sorgen. Nach aufgehobener Tafel ließ der Fürst mich zu sich rufen. Er dankte mir nochmals für die ihm überreichte Ode und entließ mich mit folgenden Worten, die sich tief meinem Gedächtnis eingeprägt haben: „Ich hoffe, daß die Aufmunterung, deren Sie heute gewürdigt worden sind, Ihnen Veranlassung geben wird, sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen."

Der Kommandant Kochius, der Gouverneur Baron Wrangell und andre, alle forderten mich zu den Diners auf, welche sie dem Fürsten zu Ehren veranstalteten. Ich erschien überall im Frack mit dem Degen an der Seite, und kaum konnte es einen glücklicheren Menschen geben als mich! Unterdessen hatte die Urheberin meines Ruhmes geheiratet, und ich weiß nicht, ob aus Verzweiflung, ich schrieb eine Satire auf alle Professoren, weil ich mich für klüger und viel bedeutender als sie hielt, oder — ich entsinne mich dessen nicht mehr genau — war es der Wunsch, eine Uniform tragen zu können, der mich veranlaßte, ein Gesuch um eine Anstellung im Staatsdienst einzureichen, ohne vorher von meiner Mutter die Erlaubnis dazu eingeholt zu haben; so ganz hatte mich mein Ruhm geblendet und mich mit Selbstvertrauen erfüllt.

2.

Im Dezember des Jahres 1793 fand ich mit dem Rang eines Fähnrichs Aufnahme im Staatsdienst und wurde zum Translateur im Etat des Vizeadmirals Sspiridow ernannt. Hier unterbreche ich meine Erzählung und will nur diejenigen Momente hervorheben, welche auf mein späteres Schicksal von Einfluß gewesen sind.

Zunächst möchte ich den jungen Fähnrich schildern, dessen Charakter, mit geringen, dem Lebensalter und dem Grad der Erfahrung entsprechenden Schattierungen, unverändert geblieben ist. Ich war stets von zarter Gesundheit, feurigen Temperaments, im Besitz einer glühenden Phantasie. In nebensächlichen Dingen übereifrig, bei wichtigen Angelegenheiten kühl und ruhig. Für die Wissenschaft habe ich stets eine leidenschaftliche Vorliebe besessen und niemals aufgehört, mich fortzubilden. In meinem Herzen bin ich stets Christ gewesen, ohne mich indessen allen Gebräuchen blindlings unterzuordnen; gegen die Widersacher der Religion habe ich aber stets mit Wärme angekämpft. Rußland, mein neues Vaterland, war mir teuer, für die Kaiserin empfand ich große Hochachtung. Allen Menschen ohne Ausnahme wünschte ich nur Gutes, aber alles Gute, was ich gethan, gereichte mir zum eigenen Schaden, vielleicht deshalb, weil keine meiner Handlungen ganz frei von Eitelkeit und Selbstsucht war. Ich war umgänglich, nicht immer bescheiden, teilte das Letzte mit meinem Nächsten, konnte mich selten mit jemand einleben, machte auch meiner Familie oft viel zu schaffen, und überall da, wo ich nur die geringste Spur von unedler Gesinnung entdeckte, brauste ich auf und geriet außer mir. Ein derartiger Charakter machte aus mir ein Wesen, das allen und sich selbst widersprach. Mit meinen Vorgesetzten, mit Ausnahme von Admiral Sspiridow, lag ich beständig im Streit. Sobald ich an einem Menschen eine Schattenseite entdeckt hatte, war er mir zuwider, so hoch er auch stehen mochte, und bei solchen Gelegenheiten verstand ich es nicht einmal, in den Grenzen des nötigen Anstands zu bleiben. Meine größte Kunst war, niemals Geld zu haben und dabei reich zu erscheinen. Warum? Wenn mir das Messer an der Kehle saß, ließ ich mir meinen Kummer nicht anmerken, sagte niemand etwas davon, daß ich keinen Groschen besitze, hatte ich aber einige Kopeken in der Tasche, so gab es sofort ein Diner oder eine Soiree, dann aber wurde gefastet, bis sich wieder Geld einstellte. Zu keiner andern Zeit fühlte ich mich so gesund und frisch an Leib und Seele, wie im Unglück, unter Verfolgungen jeder Art u. s. w. So kam es, daß meine Freunde, zu denen auch Nikolai Alexejewitsch Polewoi zählte, mir ein Ungemach wünschten, weil sie behaupteten, nur in einem solchen Falle trete meine wahre Gesinnung zu Tage. In friedlicher Lage bin ich langweilig, unzufrieden mit mir und andern, im Kampf mit dem Schicksal ist alles wieder in Ordnung. Meine Feinde liebte ich, da ich sie für meine besten Freunde hielt, für die Wächter am Thore meiner Tugend, denn wo ich meine Fehler be-

merkte, suchte ich mich zu bessern. Mein Hauptfehler war, daß ich bis in mein spätes Alter hinein nicht in das Wesen des Lebens eingedrungen, daß ich jedermann für ebenso offenherzig hielt, wie ich es selbst war, und im Vertrauen auf meine eigene Redlichkeit immer meinen geraden Weg vorwärts ging. Ich glaubte aufrichtig an das Gute und argwöhnte nirgends etwas Böses. Die Ehre, ja sogar das Leiden für die heilige Wahrheit habe ich über alle Güter dieser Welt gestellt. Für die Verfolgten, Unschuldigen bin ich mannhaft eingetreten, da ich aber allzu offen ihre Verteidigung führte, so kränkte ich die Herren Bedrücker, die Starken dieser Erde. Diese Fehler isolierten mich von den übrigen Menschen, zogen mir eine große Menge von Feinden zu, setzten mich der furchtbarsten Verleumdung aus; mein eiserner Wille ließ sich aber dadurch nicht erschüttern.

Die Frauen liebte ich bis zur Vergötterung und wage es nicht, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Sie spielen eine zu bedeutende Rolle in meinem Leben bis ins späte Alter hinein. Von Jugend an auf ritterlichem Boden weilend, war ich ein Ritter und Troubadour, und die Frauen waren es, welche meinem Geiste Schwung und Kraft verliehen. Zu jener Zeit übten dieselben einen wahrhaft bildenden Einfluß auf uns aus; ihre Empfehlung galt viel. „Welche Aufnahme hat er in der Damenwelt gefunden?“ war eine ebenso wichtige Frage, wie jetzt: „Ist er reich?“ Die Damen ließen sich diese Höflichkeitsbeweise gern gefallen, entzündeten in den Herzen das Bestreben, andre nicht durch Ehrenstellen, durch Anhäufung von unrechtmäßig erworbenen Reichtümern, sondern durch edle Gesinnung zu übertrumpfen. Wollen wir sehen, ob der junge Fähnrich den Lehren seiner holden Lehrmeisterinnen Ehre gemacht hat.

Mein Chef war der Sohn jenes berühmten Admirals Sspiridow, der die türkische Flotte bei Tschesme in Flammen aufgehen ließ. Gekränkt durch die Bevorzugung, welche dem Grafen Alexej Grigorjewitsch Orlow zu teil wurde, ließ er sich nicht an dem Bewußtsein der großen That genügen, sondern wagte es, über das ihm widerfahrene Unrecht bei Katharina der Großen Klage zu führen, und bat um seinen Abschied. Es war eine edle Regung die ihn hierzu bewog, aber bescheiden und hochherzig handelte er nicht. Die Kaiserin konnte nicht das nun schon einmal Geschehene rückgängig machen, um so mehr, als Graf Orlow, mochte er nun vom Seewesen was verstanden haben oder nicht, jedenfalls zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt worden war; bei uns aber pflegen die Leute nicht nach ihrem Wissen, nicht nach ihrer Würdigkeit, sondern nach der dienstlichen Stellung und der Anciennität belohnt zu werden. Die Kaiserin

nahm diesen Schritt übel auf und genehmigte das Abschiedsgesuch. Sspiridow starb in Moskau, von Ehrgeiz verzehrt, und mit der Ueberzeugung, so gehandelt zu haben, wie es einem Ehrenmann geziemt. Damals veranlaßte die geringste Bevorzugung, die einem andern nicht für wirkliche Verdienste, sondern aus Gunst zu teil wurde, den Zurückgesetzten, unverzüglich um seinen Abschied einzukommen. Dieser edle Trotz fand während der Regierungszeit Katharinas der Großen allgemeine Anerkennung, und auch im ersten Jahre nach der Thronbesteigung Pauls war dies der Fall. In der Folgezeit ging dieser und überhaupt jeder point d'honneur fast auf immer verloren oder wurde wenigstens zur großen Seltenheit.

Mein Vorgesetzter Aleksej Grigorjewitsch Sspiridow war ein mit allen Tugenden eines friedlichen Staatsbürgers ausgestatteter Mann: gebildet, bescheiden, uneigennützig, gefällig, wohlthätig, ein musterhafter Sohn, Ehemann, Vater, und so ganz auf seine Ehre bedacht, daß sie ihm fast mehr galt, als das Leben selbst. In seiner Uneigennützigkeit ging er so weit, daß er, in einem der Krone gehörigen, am sogenannten schwedischen Markt belegenen Hause wohnend, auf den Gedanken kam, einen freien, gerade auf den Markt hinausgehenden Platz zu benutzen, als wegen Zuwachs in der Familie seine Wohnung sich als zu eng erwies. Er benutzte den Platz, baute auf eigene Rechnung drei Zimmer und ließ dieselben sogar mit seinem eigenen Brennholz heizen, um den Fiskus nicht zu belasten. Als er am Eingang des vom Handelshafen getrennten Kriegshafens bei einem Wachthaus vorüberging, bemerkte er, daß Backsteine, Lehm, Kalk und so weiter, welche am Tage vorher da gelegen hatten, verschwunden waren. Mein Vorgesetzter wandte sich an den wachthabenden Offizier mit der Frage: „Wozu sind die Baumaterialien, die ich gestern hier gesehen habe, verwandt worden?" Der Offizier antwortete mit einiger Verlegenheit: „Ich habe dieselben dem Hauptmann N. N. abgetreten, welcher augenblicklich einen Bau aufführt." — „War denn aber das Ihr Eigentum?" Der Offizier schwieg. „Ich will annehmen," fuhr mein Chef fort, „daß der Hauptmann N. N. noch keine Zeit gefunden, das Geliehene zurückzuerstatten. Morgen komme ich hierher und werde gewiß alle Materialien vollzählig vorfinden. Sie sehen aber, wie wenig man sich auf die Pünktlichkeit seiner Freunde verlassen kann. Ich rate Ihnen, ein andres Mal nicht darüber zu verfügen, was Sie zu bewachen, nicht aber zu verteilen verpflichtet sind." Dieser höfliche und schonende Verweis war dazumal mehr gefürchtet, als heutzutage die Arreststrafe; diese galt für eine Beschimpfung der Uniform und wer sich dieselbe

zugezogen hatte, mußte auf Andringen seiner Kameraden unbedingt den Dienst quittieren.

Mein Dienst war nicht schwer; jeden Auftrag, den mir der Admiral gab, vollführte ich nach Kräften, mit dem ganzen Eifer der jungen Jahre. Da ich auf den Kredit meines Vorgesetzten hin in den besten Häusern Revals Zutritt hatte, so vertanzte ich die übrige Zeit, verliebte mich und hatte mir im allgemeinen „il dolce far niente“ zur Devise gemacht. Das Kartenspiel war damals nicht so stark verbreitet, wie heutzutage. Es schickte sich nur für alte Herren, ältere Damen und Männer der höheren Rangstufen, für einen Offizier war es ebenso verpönt, wie der Besuch nicht aristokratischer Gesellschaft und unmäßiges Zechen im Freundeskreise. Sowohl das eine wie das andre verschloß ihm den Zutritt zu der besten Gesellschaft. Aber das Leben in einem ausgedehnten Bekanntenkreise erforderte große Ausgaben; ich geriet in Schulden. Als der Admiral davon hörte, ließ er mich zu sich rufen: „Borgen und seine Schuld nicht bezahlen, ist ein verfeinerter Diebstahl,“ sagte er, „reisen Sie nach Moskau zu Ihrer Frau Mutter, legen Sie ein Geständnis ab und bitten Sie um Gnade.“ In jener Zeit war es nicht schwer, Urlaub zu erhalten, es hing einzig und allein vom Vorgesetzten ab. Ich erhielt einen Reisepaß als Kurier. Der Admiral versah mich mit Briefen an seine Mutter, seinen Onkel, seine Brüder, und ich beeilte mich, über Pskow zum Besuch meiner Heimatstadt aufzubrechen, welche ich noch so gut wie gar nicht kannte. Die Vorbereitungen zur Reise beanspruchen bei einem unbemittelten Offizier nicht viel Mühe: ein Koffer, etwa anderthalb Arschin lang und ein Arschin breit, Wäsche, ein Hut in einer Schachtel aus Baumrinde waren die Hauptgegenstände meines Gepäckes, ein alter Uniformsrock auf dem Leibe, ein weniger gebrauchter im Koffer, der Degen an der Seite und ein Schafspelz mit dickem Tuchüberzug beschwerten nicht den Postschlitten und waren keine große Last für die Pferde. Da aber die Reise ziemlich langweilig und einförmig war und sich auf derselben nichts Bemerkenswertes ereignete, so übergehe ich sie und komme auf die nächstfolgenden Ereignisse zu sprechen.

3.

In den ersten Tagen des Januar 1795 tauchte ich plötzlich in Moskau auf und ließ vor der Treppe des Hauses meiner Mutter*) in der Twerschen Straße halten. In meiner Selbstsucht hoffte ich auf einen freundlichen Empfang und glaubte, meine Mutter würde erfreut sein, ihren jungen Sohn, der für einen schmucken Fähnrich galt, nach langer Trennung wiederzusehen.

Zugleich war ich auch entzückt über die Aussicht, meine Heimatstadt Moskau näher kennen zu lernen, aber gewiß war der Hauptzweck meiner Reise die Regulierung meiner Finanzen und die Feststellung eines Jahresbudgets für mich.

Ich ließ mich melden und mußte eine halbe Stunde warten, welche mir so lang wie ein ganzer Tag vorkam, endlich wurde ich vorgelassen. Ich eilte auf meine Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen, sie aber wehrte mir und sagte: „Du bist nicht zu deiner Mutter gekommen, sondern zu meiner Geldkassette. Schämst du dich nicht, als Offizier so wenig Ambition zu besitzen? Man muß den Tod jeder erniedrigenden Handlung vorziehen.“ Diese Worte machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß meinen Augen unwillkürlich eine Thräne entrollte. „Da siehst du die Folgen deines leichtsinnigen Treibens; jetzt ist das verletzte Selbstgefühl erwacht und ein Offizier muß weinen! Ich will dich nicht sehen; fahre, wohin du willst; ohne die Erlaubnis meines Mannes kann ich dich nicht aufnehmen!“ Bei diesen Worten verließ sie das Zimmer. Mein Gott! War das eine bittere Lehre! Und dabei in Gegenwart unsrer leibeigenen Leute. Ich lief die Treppe hinunter, setzte mich wieder in den Postschlitten und ließ nach der „Deutschen Vorstadt“ fahren, weil ich möglicherweise bei der Mutter meines Admirals ein Unterkommen zu finden hoffte. Ich hüllte mich in meinen Schafpelz und überließ mich meinen bittern Gedanken. Ich muß gestehen, anfangs fühlte ich mich durch die Herzlosigkeit meiner Mutter verletzt, die ihrem Sohn nach jahrelanger Trennung ein Unterkommen verweigert hatte und dazu noch in einer solchen Weise! Meine Eigenliebe litt stark darunter, aber der Weg von der Twerschen Straße nach der Deutschen Vorstadt ist ziemlich weit, zumal mit

*) Meine Mutter hatte während meiner Abwesenheit zum zweitenmal geheiratet, und zwar den Oberst Schäfer. Sie stand mit einem Handlungshause in Reval in Korrespondenz und hatte durch dasselbe von dem Treiben ihres lieben Sohnes Kenntnis erhalten.

müden Pferden, und so hatte ich Zeit, mir alles ruhiger zu überlegen. Zu meiner Schande mußte ich mir gestehen, daß nicht die zärtliche Liebe zu meiner Mutter, sondern vielmehr der Wunsch, Geld zu erhalten, meine plötzliche Ankunft veranlaßt hatte. Jetzt, wo meine Mutter schon über fünfzig Jahre im Grabe ruht, bin ich ihr für diese Lehre dankbar; sie hat dadurch meine Gesinnung veredelt und mich vor jeder, auch der geringsten Niederträchtigkeit bewahrt. Allerdings habe ich oft gerade den Edelmut zu sehr auf die Spitze getrieben, aber dafür habe ich mich nicht erniedrigt, mit dem Laster nicht geliebäugelt, nicht nach dem sogenannten äußern Glück getrachtet, welches mich der innern Ruhe hätte berauben können, die, einmal verloren, nicht so leicht wiederzugewinnen ist. Von Herzen danke ich dir, meine unvergeßliche Mutter, für diese praktische Lehre, die mehr gewirkt hat, als alle theoretischen Unterweisungen meiner Professoren!

Als ich beim sogenannten Razguljai*) angekommen war, ließ ich halten und fragte den ersten besten Vorübergehenden nach dem Nestorowschen Hause. So hieß der Onkel meines Chefs. „Ich bin ein Diener des Herrn Nestorow, wenn es dem Herrn recht ist, so will ich Sie hinführen," antwortete jener und setzte sich auf den Bock. Warum hatte ich nach dem Nestorowschen und nicht nach dem Sspiridowschen Hause gefragt, wohin ich zu fahren beabsichtigte? Wer könnte mir das sagen? Das menschliche Herz umschließt eine Welt von Rätseln. Es scheint im Menschen eine innere Stimme zu wohnen, welche ihm das Gute einflüstert. Achtet man auf diese Stimme, so geht alles gut; wenn aber die Reflexion, die Selbstsucht den Menschen dazu führt, wider diese warnende Stimme zu handeln, so geht alles verkehrt. Ich wenigstens habe oft an mir diese Erfahrung gemacht und andre sagen hören: „Ich wollte es ja gar nicht so, es ist meine eigene Schuld, schade, daß ich nicht auf meine innere Stimme gehört habe!" Der Postillon bog, der Weisung des Mannes folgend, von der „großen deutschen Straße" nach links ab und der Schlitten glitt vor die Rampe eines großen herrschaftlichen Hauses. „Wir sind da," sagte der Mann, indem er vom Bocke sprang.

Man führte mich durch einen großen Saal, zwei Gastzimmer und zuletzt in das Diwanzimmer, wo ich die ganze Familie um den Theetisch sitzen sah. Es war ungefähr zehn Uhr. Ein älterer, würdig aussehender Herr stand vom Lehnstuhl auf und fragte mich,

---

*) Deutsch etwa „flotte Ecke". Anmerk. d. Uebers.

wen ich zu sprechen wünsche. „Seine Excellenz Alexander Mat… e=witsch Nestorow.“ — „Das bin ich,“ antwortete er. Ich übe… ihm den Brief meines Vorgesetzten. „Bitte Platz zu nehmen,“ s… er und begab sich in sein Arbeitszimmer. Eine ehrwürdige … Dame, die Gemahlin des Herrn Nestorow, deren Antlitz noch Spuren einstiger Schönheit bewahrt hatte, begrüßte mich freund… und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen. Alle wandten sich … n mich mit Fragen über meinen Vorgesetzten, über das Leben in Re… l. Alles atmete hier Frieden, Glück, altpatriarchalisches Leben, … ie man es heutzutage vergebens suchen würde. Man schenkte mir Thee ein, die Unterhaltung wurde immer lebhafter und nach einer kleinen Weile fühlte ich mich ganz so, als wäre ich ein langjähriger Bekannter des Hauses. Inzwischen war auch der Hausherr wieder erschienen und wandte sich an mich mit den Worten: „Ihr Vorgesetzter spricht sich so vorteilhaft über Sie aus, daß sein Urteil einem so jungen Manne wie Sie alle Ehre macht. Wo sind Sie aber abgestiegen?“ Ich wußte anfangs nicht, was ich antworten sollte; schließlich faßte ich mir ein Herz und sagte offen heraus, daß ich es noch nicht wüßte. „Bleiben Sie doch bei uns; Kinder,“ fügte er hinzu, „ihr habt viele Zimmer zu eurer Verfügung, tretet dem Herrn eins davon ab.“ Ohne meine Antwort abzuwarten, führten meine neuen Bekannten mich in ihre Appartements und stellten mir die Wahl eines Zimmers frei. Ich war so gerührt von diesem liebenswürdigen Empfang, daß ich, als man mir sagte: „Wählen Sie ein beliebiges Zimmer,“ kaum zu antworten vermochte: „Wo und wie es Ihnen beliebt.“ Sie handelten für mich, ließen meine Habseligkeiten bringen, und als nur ein Koffer, in dessen Begleitung sich nicht einmal ein Reisekissen befand, zum Vorschein kam, fragte der älteste Sohn lächelnd: „Sie sind wohl wahrscheinlich als Kurier gereist?“ — „Ja wohl,“ antwortete ich und wies meinen Reisepaß vor. — „Machen Sie sich deshalb weiter keine Sorgen,“ antwortete er, „wir werden für Sie das Nötige beschaffen,“ dabei erteilte er seinem Kammerdiener leise einen Befehl.

Kaum hatten wir Zeit gefunden, einiges zu ordnen, einzurichten, als wir zum Herrn Papa gerufen wurden. „Sie haben gewiß einen Brief an meine Schwester, die Mutter Ihres Vorgesetzten, beeilen Sie sich, denselben abzugeben.“ Darauf wandte er sich an den ältesten Sohn und sagte: „Affanassji! Fahre mit dem Herrn zur Tante Anna Matwejewna.“ Ihr Haus befand sich auch in der deutschen Vorstadt, nicht weit von dem Hause des Herrn Nestorow.

„Ich legte volle Uniform an und präsentierte mich der Mutter des Chefs; sie war eine Dame von mittlerem Wuchs, mit einem frischen, freundlich lächelnden Gesicht, ihre Augen brannten wie Feuer und ließen auf einen scharfen Verstand schließen. Mein Chef war seiner Mutter sehr ähnlich; derselbe Wuchs, dieselben Augen, dieselbe Physiognomie, dasselbe freundliche Lächeln, und, wenn ich mit ihr irgendwo zufällig zusammengetroffen wäre, so hätte ich sie sofort für seine Mutter oder Schwester gehalten. „Was macht mein Alexej?“ fragte sie, und ich mußte ihr auf das genaueste von dem Leben und Treiben meines Vorgesetzten und seiner Familie berichten. Sie schalt mich dafür, daß ich nicht direkt bei ihr vorgefahren, fügte aber hinzu: „Du wirst übrigens beim Bruder mehr Abwechselung haben; da ist viel Jugend, hier dagegen sind wir lauter alte Leute. Damit wir uns recht häufig sehen können, wird meine Equipage jeden Tag vom Morgen an vor dem Hause meines Bruders bereit stehen.“ Mein Begleiter Affanassji Alexandrowitsch erlaubte sich zu bemerken: „An einer Equipage wird es auch bei uns nicht mangeln.“ — „Dummes Zeug,“ antwortete sie, „Ihr werdet mit ihm in Moskau herumfahren und ich werde ihn gar nicht zu sehen bekommen. Mich kannst du zu jeder Zeit, meinetwegen täglich, zu Mittag besuchen,“ fügte sie hinzu, „jedenfalls aber des Sonntags; wenn du aber etwas nötig haben solltest, so siehe zu,“ — dabei machte sie eine drohende Bewegung — „daß du mich nicht umgehst.“

Die Familie des Herrn Nestorow bestand aus vier Söhnen, ebensoviel Töchtern und einer entfernten Nichte. Der älteste Sohn Affanassji hatte in der Garde gedient, augenblicklich war er Oberstlieutenant außer Dienst, der zweite, Matwej, war aktiver Hauptmann in der Garde, der dritte, Michael, Gardefähnrich, der vierte Kornett im Kürassierregiment des Grafen Ssaltykow. Alle waren zur Zeit meines Besuches anwesend. Die Töchter waren noch alle unverheiratet. Die beiden ältesten Brüder hatten fast ganz Europa bereist und hielten mit der Bildung ihrer Zeit Schritt; die übrigen Geschwister standen ihnen nur wenig nach. Fügt man noch die liebevolle Offenherzigkeit der Alten (des Vaters und der Mutter) hinzu, die Liebenswürdigkeit der Söhne, das zarte Wesen der Töchter, das überaus innige Verhältnis, welches alle untereinander verband, die aufrichtige Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern, die innige Liebe letzterer zu ihren Kindern, das Wohlwollen gegen die Menschen im allgemeinen, so wird man schwerlich etwas finden, was man dem altpatriarchalischen russischen Leben in Moskau an die Seite stellen könnte. Damals waren alle der Ueberzeugung, daß die Familien-

lande und die häusliche Erziehung die Grundlage für die Kraft und die Sicherheit des Staates bilden, und daß die Grundsätze, die Gefühle der Väter und ihr gutes Beispiel die Liebe zum Zaren und zum Vaterlande mehren, sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben und auch den andern Ständen als Vorbild dienen. In der That war das Leben damals mehr auf das Praktische gerichtet; es waren weniger Ideen im Umlauf, als heutzutage, und selbst diese wenigen hatten ohne Thatsachen keine Bedeutung. Junge Leute in der Militäruniform nähern sich leicht einander, und unser Verhältnis wurde von Tag zu Tag, oder vielmehr von Stunde zu Stunde ein immer innigeres. Ist es zu verwundern, daß ich von solchen Leuten, wie es die jungen Nestorows waren, alles dasjenige anzunehmen bestrebt war, was mir, meiner Ansicht nach, noch abging. Wie soll man nicht jenem Autor, auf dessen Namen ich mich augenblicklich nicht besinnen kann, beistimmen, wenn er sagt, daß wir wegen unsrer Nachahmungssucht den Affen sehr nahe stehen, aber mit dem Unterschied, daß wir nicht alles annehmen, wie die Affen, sondern nur dasjenige, was uns gefällt! Da ich an meinen Kameraden etwas Höherem begegnete, was ich an mir selbst vermißte, so nahm ich ihre Anschauungen und Manieren an, eignete mir auch unmerklich ihre Art an, sich als vornehme, reiche Herren zu fühlen, und zwar mit so gutem Erfolge, daß ich oft in meinem spätern Leben, ohne einen Rubel in der Tasche, immer den Eindruck eines wenn auch nicht reichen, so doch vermögenden Mannes zu machen verstand. Als das Verhältnis zu meinen Kameraden immer intimer wurde, bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß dieselben inmitten all des Ueberflusses im Hause über wenig Barmittel verfügten, dabei benahmen sie sich aber so, als hätten sie die Taschen voller Dukaten. Dieser Mangel an barem Gelde bei den Kindern hatte folgenden Grund: Zu jener Zeit begnügten sich die Kinder mit dem von den Eltern ausgesetzten jährlichen Unterhalt; seine Eltern mit Bitten zu belästigen, galt für erniedrigend. Ein noch so geringfügiges Geschenk der Eltern an ihre Kinder wurde von letztern mit lebhaften Dankesgefühlen angenommen. Ich erinnere mich, wie der Vater seinem Sohne, dem Gardehauptmann, 25 Rubel Banko*) zum Geburtstage schenkte und wie letzterer diese Gabe mit aufrichtigen Dankesworten entgegennahm. Nicht auf den Wert des Geschenkes, pflegte man damals zu sagen, kommt es an, sondern darauf, daß die Eltern einem eine Aufmerksamkeit erweisen. Jetzt wurde es

*) Etwa 20 Mark.

mir verständlich, warum meine Mutter sich durch meinen Besuch so verletzt fühlte, war es doch nur meine Geldverlegenheit, die mich zur Reise veranlaßt hatte.

Man machte mit mir Besuche bei Verwandten und Bekannten, und zeigte mir alle öffentlichen Orte, kurz, man ließ es sich angelegen sein, mich mit Moskau, seinen Sehenswürdigkeiten, Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen. Nichts machte auf mich einen solchen Eindruck, wie mein erster Besuch im adligen Kasino. Alles erschien mir da wie im Zauber und ich selbst kam mir verzaubert vor. Der Glanz des Goldes, Silbers und der Brillanten, die wunderbare Beleuchtung, die Kavaliere in der Uniform, mit seidenen Strümpfen, grande tenue; die Damen mit Brillantdiademen, Blumen, in den prachtvollsten Roben, eine Versammlung von nahezu zweitausend Menschen — alles dies mußte auf einen Provinzialen, der das zum erstenmal zu sehen bekam, einen großen Eindruck machen. Denkt man sich noch dazu eine ausgesuchte Höflichkeit, auf allen Gesichtern ein vergnügtes Lächeln, das Wohlwollen der Alten gegen die Jüngeren, die Ehrerbietung der letzteren gegen die ersteren, so gewinnt man eine annähernde Vorstellung von dem adligen Kasino Anno 1795. Es gehört eine geschicktere Feder dazu, als die meinige, um diese berückende Zauberwelt, diese vornehme Ungezwungenheit des Verkehrs, welche alle belebte, zu beschreiben. Ich will schon gar nicht reden von der hohen Zahl der großen, verdienstvollen Herren, welche, antiken Heroengestalten gleichend, diese Gesellschaft besuchten, und in der Höflichkeit und Bescheidenheit den Jüngeren mit gutem Beispiel vorangingen.

Im Hinblick auf jene Zeiten, auf jene Freiheit im Denken und Handeln, könnte man sagen, daß die ganze Gesellschaft einzig und allein durch den gesellschaftlichen Geist getragen schien, welcher auf der Hochachtung gegen ältere Leute, auf Sittlichkeit und Ehre beruhte. Die meisten Offiziere erhielten von ihren Vorgesetzten Urlaub auf unbestimmte Zeit, sie mußten nur eine Bescheinigung darüber ausstellen, daß sie im Falle einer an sie ergangenen Ordre sofort zu ihren Kommandos eilen würden. Ich weiß nicht, ab es vorkam, daß einer von uns jemals, auch nur um einen Tag, sich verspätete. So groß war bei allen die Ambition, das Ehrgefühl, jener point d'honneur, der sich vor einem Verweise fürchtete, vollends aber vor einer Arreststrafe, — das Gott bewahre! Diese galt als eine Beschimpfung des Standes und ein ferneres Verbleiben bei dem Regimente oder Kommando war unmöglich. Hierauf war wohl auch die damals übliche Redensart von Einfluß: „Die Uniform kann

fadenscheinig sein, von der Ehre aber muß der Offizier einige Pud*) besitzen." Die Ehre, die Ambition, der point d'honneur wohnten in aller Herzen, aber am stärksten waren sie beim Militär entwickelt. Damals begann kein Edelmann den Staatsdienst vom Kollegienregistrator**), es sei denn, daß er krank, verwachsen u. s. w. war, und in den Zivildienst ging er mindestens mit dem Rang eines Stabsoffiziers über, ein Grad, der damals nicht leicht zu erreichen war. Es hatte den Anschein, als ob in aller Adern kriegerisches Blut rollte, und es war eine allgemein verbreitete Ansicht: Wer nicht mit dem Militärdienst begonnen, aus dem wird nichts Ordentliches, allenfalls noch ein Unterstaatssekretär.

Jeden Sonntag speisten wir bei der Mutter meines Vorgesetzten, wo sich alle Verwandten und einige nicht zur Verwandtschaft gehörige Personen versammelten. Hier wurde die nämliche Etikette beobachtet, wie im adligen Klub. Man muß dieses ehrfurchtsvolle Benehmen gegenüber den ältern Leuten gesehen haben! Ein erwachsener Sohn war ungeachtet seiner Jahre, seines Ranges in gewisser Beziehung einem minderjährigen gleichgestellt. Der Senateur M. G. Sspiridow besuchte seine Mutter des Sonntags zum Mittagessen in voller Uniform und mit dem Ordensbande über der Schulter. Er liebte es, nach dem Essen ein Pfeifchen zu rauchen; seine Mutter mochte den Tabaksgeruch nicht; nach dem Essen pflegte er sich in das Bedientenzimmer zu verfügen, ein Luftfenster zu öffnen und seine Pfeife zu rauchen, umringt von mehr als zwanzig Dienern, welche in ehrfurchtsvoller Stellung vor ihm standen. Seine Gemahlin, eine geborene Fürstin Schtscherbatow, die Tochter unsres Historikers, erschien niemals ohne Chiffre. Alle Gäste fügten sich derselben Ordnung, und wehe demjenigen, der es sich einfallen ließ, dieselbe zu verletzen. Da ich alles annahm, so machte ich mir auch folgendes zur Gewohnheit: Jeden Morgen besuchte ich in voller Uniform meine Mutter und fuhr von ihr zu der Mutter meines Chefs. Als meine Mutter mich täglich immer aufs neue Unterwürfigkeit und widerspruchlosen Gehorsam bekunden sah, ließ sie sich erweichen und sagte schon beim täglichen Abschied zu mir: „Morgen kommst du doch wieder, mein Lieber?" Als ich dies meinen Kameraden erzählte, fielen sie mir um den Hals, küßten mich, und waren nicht weniger erfreut, als ich selbst: „Gott behüte davor," sagten sie, „den Zorn der Eltern auf sich zu laden, wie kann man dann noch auf Glück rechnen?"

---

*) Ein Pud = 1/3 Zentner. Anmerk. d. Uebers.

**) Die vierzehnte unterste Rangklasse im Zivildienst. Anm. d. Uebers.

Die gesamte Aristokratie Moskaus speiste damals um zwei Uhr und auf niemand wurde zum Mittagessen gewartet; „ein jeder muß es wissen," pflegte man zu sagen, „zu welcher Stunde im Hause gespeist wird, sich zu verspäten ist unpassend und unhöflich." Das Mittagessen bestand aus einer verschwenderisch großen Zahl von Schüsseln; hinter dem Stuhl fast eines jeden Tischgenossen stand ein Lakai in Livree; kein Wunder, denn das Hauspersonal zählte damals bis zu hundert und zweihundert Menschen. Man erzählte sich, daß zur Beerdigung des Grafen Peter Borissowitsch Scheremetjew alle Diener des Hauses, über fünfhundert an der Zahl, in Trauerröcken den Sarg begleitet und das letzte Glied in dem feierlichen Beerdigungszuge gebildet hatten. Während der Tafel hatte die Oberaufsicht über das Ganze der Speisemarschall, frisiert, gepudert, mit seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einer breiten, goldenen Tresse auf dem Kamisol; das Essen trugen die Offizianten auf, gleichfalls gepudert, mit feinen baumwollenen Strümpfen, Schuhen und einer ganz schmalen goldenen Tresse auf dem Kamisol. Man mußte staunen über die Ordnung, Ruhe und Pünktlichkeit, mit welcher bei Tisch bedient wurde. Alles dies wurde in verkleinertem Maßstabe auch in den weniger bemittelten adligen Häusern eingehalten. Den Reichen es nachmachen zu wollen, war stets eine Schwäche der Minderbegüterten. Zum Ball im adligen Klub versammelte man sich um sieben Uhr abends, in Privathäusern aber um sechs, und blieb bis zwei oder drei Uhr zusammen, bei Wolynski aber bis zum Morgen. Das Tanzen mit Stiefeln war nicht gestattet und galt für eine Nichtachtung den Damen gegenüber. Der Ball wurde mit einem Menuett eröffnet, besonders beliebt war das menuet à la Reine; hierauf fand der feierliche Aufzug zur Polonaise statt, unter den ersten Paaren die Männer in hohen Würden, denen das übrige Publikum folgte. Bisweilen wurde auch eine runde Polonaise getanzt, darauf begann die Anglaise, in welche die Mazurka eingeschoben wurde, sodann die Walzer-Quadrillen und die durch ihre Hopser ganz besonders schwierige französische Quadrille, ausgezeichnet durch ihre contre-temps en avant, contre-temps en arrière, pas de pigeon u. s. w. Den Schluß des Balles bildete der geräuschvolle Tanz à la Grecque, oder der Großvatertanz, welcher von dem gefangenen schwedischen Vizeadmiral Grafen Wachtmeister eingeführt worden sein sollte.

Nach Schluß der ausgelassen fröhlichen Butterwoche mit ihren öffentlichen und privaten Maskeraden, endlosen Spazierfahrten durch die Straßen, Frühstücken, Dejeuners dansants bei Wolynski,

Diners, Soupers, bei welchen die verschiedenartigen Blinis*) die erste Rolle spielten, erhielt ich in der ersten Woche der „Großen Fasten“ den Befehl, nach Reval zurückzukehren, und zwar über Petersburg, wo ich einige Aufträge meines Vorgesetzten zu erledigen hatte. So schwer mir der Abschied von Moskau wurde, ich mußte, ohne mich zu bedenken, sofort aufbrechen. Gleichsam zum Andenken statteten meine neuen Bekannten, nämlich die Verwandten meines Vorgesetzten, namentlich Nestorows, mich mit verschiedenen Sachen aus; mein bescheidener revalscher Koffer wurde durch einen andern ersetzt, der mir schon auf der Reise als Bettunterlage dienen konnte. Und in wie delikater Weise geschah das alles! Erst nach meiner Rückkehr nach Reval kam ich dahinter, wie reich ich beschenkt worden war.

Ihr braven, prächtigen Menschen! Schon längst seid ihr heimgegangen. Verwachsen und vergessen ist euer kühles Grab; aber es gibt noch ein edles Herz, das eurer mit inniger Wärme gedenkt, das eure Freundschaftsbeweise nicht vergessen, das Gefühl für ihren großen Wert nicht verloren hat und einst nach Vollendung der irdischen Laufbahn in jener Welt ebenso, wie auf diesen Seiten, für euch Zeugnis ablegen wird.

Meine Mutter hatte mich eingeladen, den letzten Abend in Moskau bei ihr zu verbringen. Niemals war sie gegen mich so freundlich, gütig, ja sogar zuvorkommend gewesen, wie an diesem Abend. Um so schwerer wurde mir der Abschied. Um Mitternacht trat ich auf sie zu, um ihr Lebewohl zu sagen. „Setze dich doch noch ein wenig,“ sagte sie zu mir, „dann wollen wir uns erheben und zu Gott beten, daß er dir eine glückliche Reise schenkt.“ Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen. „Lebe wohl, mein Teurer,“ fuhr sie fort und eine Thräne trat ihr in die Augen, bei mir rannen sie unaufhaltsam. „Vielleicht ist dies das letzte Mal, wo wir uns sehen,“ sagte sie, „wer kann es wissen? Versprich mir, alles Schwere, was dir im Leben beschieden sein könnte, mit Fassung zu tragen und stets dessen eingedenk zu bleiben, daß vor Gott, dem Herzenskündiger, nichts verborgen ist; der Gedanke hieran wird dich nichts Niedriges begehen lassen und deinen Geist erheben.“ Ich versprach es, ihr Gebot heilig zu halten. Sie drückte mich an ihre Brust. „Lebe wohl!“ sagte sie; ihre Stimme wurde leiser und ich konnte sie kaum aufrecht halten; sie bekam einen Ohnmachtsanfall. Die auf mein Rufen herbeieilenden Dienerinnen legten sie auf das

*) Pfannkuchen aus Buchweizenmehl. Anmerk. d. Uebers.

Kanapee und baten mich, möglichst schnell aufzubrechen, damit sich diese Scene nicht wiederhole. Ich drückte einen heißen Kuß auf die Hand meiner Mutter und bestieg eilig meinen Wagen, ein Geschenk meiner Mutter.

Fühlte sie es, daß wir auf immer voneinander Abschied nahmen? Sie war noch so jung, erst achtunddreißig Jahre, ich aber war neunzehn Jahre alt. „Gott allein lenkt die Geschicke im Leben," pflegte sie zu sagen; ich aber füge hinzu: „Seine Wege sind unerforschlich."

Als ich den Schlagbaum passiert hatte, nahm ich in Gedanken von Moskau Abschied; ich ahnte es nicht, daß ich dieses üppige, reiche, gastfreie und patriarchalische Moskau nicht mehr wiedersehen würde. Im Augenblick des Trennungsschmerzes tröstet sich der Mensch mit dem Gedanken ans Wiedersehen und trocknet die sich hervordrängenden Thränen. Was wäre wohl, wenn das Schicksalsbuch vor ihm aufgeschlagen läge und er darin lesen könnte, daß er alles dasjenige, was er gesehen, woran er sich erfreut, was er liebgewonnen, nicht mehr wiedersehen wird. Ich danke der göttlichen Allmacht dafür, daß sie die Zukunft vor mir verhüllt. Jetzt leide ich nur einmal, dann würde ich im Gedanken mehreremal zu leiden haben. Diese Welt ist nach den Gesetzen des Ewigen auf immer dahin. . . . Wer beklagt sie? Ich, und nicht ohne Grund. Fast alle, mit denen ich das Leben begonnen, gelernt, gedient, alle liegen im kühlen Grabe. Alle Bande, außer den verwandtschaftlichen, die Bande der Liebe, Freundschaft, Kameradschaft, der Dankbarkeit, alle sind zerrissen durch die eisige Hand des Todes; nur die schmerzliche Erinnerung ist dem verwaisten Herzen geblieben. Wer aber mit starker Seele und klarem Geiste an die Vorsehung glaubt, der wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die unsichtbare Hand des Höchsten alles zum Besten lenkt, auf dunklen, für uns bisweilen schwierigen Pfaden.

4.

In St. Petersburg gedachte ich nicht über drei Tage zu verbringen, aber der Admiral verlängerte meinen Urlaub und übermittelte mir zugleich einige Aufträge. Ich überbrachte die mir in Moskau eingehändigten Briefe an die Verwandten und andere Personen. Der Empfang war ein höflich kühler und ich vermißte hier

jene liebenswürdige Gastlichkeit, jene Herzlichkeit, welche Moskau auszeichneten. Nichtsdestoweniger hatte ich es diesen Empfehlungsschreiben zu verdanken, daß ich zweimal die Große Katharina zu sehen bekam. Das erste Mal beim großen Einzug in die Kirche.

Sie schritt langsam dahin, ihr Gang war ungezwungen, ihre Haltung majestätisch, ihr Haupt schmückte eine kleine Brillantkrone. Lächelnd grüßte sie nach beiden Seiten, und ihr Lächeln drückte Huld, gepaart mit majestätischer Würde, aus. Der gesamte Hofstaat, welcher ihr vorausging und folgte, erschien wie aus Gold gegossen, die Damen übersät mit Brillanten. Während sie an mir vorüberschritt, stockte mir der Atem, ich war ganz Auge. Sie war schon vorbeigegangen und noch immer stand ich unbeweglich an demselben Platze.

Ist es ein Wunder, dachte ich, daß man die Kaiserin für eine auf Erden wandelnde Gottheit ansieht? Auch Jupiter kann in seinem olympischen Palast kaum von solcher Pracht umgeben gewesen sein, und schwerlich hat er mehr Ehrfurcht und Hochachtung eingeflößt. Bei ihrem Anblick rief der Gedanke an das von ihr glücklich und berühmt gemachte Rußland ein Gefühl des Stolzes wach, man war stolz darauf, ein Russe zu sein und ihr dienen zu können.

Zum zweitenmal sah ich die Kaiserin, als sie zu einer Spazierfahrt den Schlitten bestieg. Es begleitete sie Fürst Platon Alexandrowitsch Zubow. Sie war verschleiert, doch konnte man am Gang „die Große" erkennen. Ich vernahm ihre Stimme. In gebieterischem, aber gütigem Tone sagte sie: „Nehmen Sie Platz, mein Fürst." Lange Zeit klang der Ton dieser Stimme mir in den Ohren, ich glaube ihn auch jetzt noch bisweilen zu hören."

Petersburg hatte damals gar keine Aehnlichkeit mit dem patriarchalisch einfachen „Mütterchen" Moskau. Dort war der nationalrussische Ton vorherrschend, alles erinnerte an die Vergangenheit Rußlands; hier hatte alles einen gewissen ausländischen, fremden Anstrich; in der Gesellschaft sprach man französisch und nur mit den Untergebenen russisch. Sogar in den kaufmännischen Häusern von Bacharacht und andern ahmte man diesen Ton nach. Haben die Ausländer nicht deshalb Rußland lange Zeit hindurch Moskowien genannt? Den Hauptgegenstand der meisten Gespräche bildete Katharina; sie war die Seele aller privaten Unterhaltungen, man wetteiferte untereinander in der Erzählung von Anekdoten aus ihrem Privatleben; auch ich will dieselben dem Leser nicht vorenthalten, damit sie nicht in Vergessenheit geraten, weil sie wert sind, der Nachwelt überliefert zu werden, und schließlich, weil sie alle den

höchsten Würdenträgern als Vorbild dienten, von letzteren auf ihre Untergebenen übergingen und von diesen bis in die untersten Rangklassen sich verbreiteten. Alle nahmen sich ihren Edelsinn, ihre Ansichten von den Dingen, welche sie umgaben, zum Muster, und auf diese Weise fand alles Gute, von ihr ausgehend, seinen Weg über ganz Rußland.

Richardsohn, so erzählte man sich, hatte der Kaiserin verordnet, vor dem Mittagessen, zur Anregung des Appetits, ein Gläschen Gdanschen (Danziger) Liqueur zu genießen; Katharina befolgte den Rat des Arztes und das Mittel war schon eine geraume Zeit mit gutem Erfolg angewandt worden. Einmal rühmte die Kaiserin im Scherz den guten Erfolg und die Billigkeit der Kur.

„Sie ist nicht einmal so billig, Majestät," antwortete ihr Graf Bruce, „nach der Rechnung des Mundschenken werden täglich zwei Stof*) von diesem Liqueur verbraucht."

„Ach, dieser alte Schlingel!" sagte die Kaiserin, „was wird man von mir denken? Lassen Sie ihn rufen." Es erschien ein alter Mann mit gebückter Haltung, dessen Name mir entfallen ist. „Wieviel geht bei dir täglich von dem Gdanschen Liqueur auf?" fragte die Kaiserin.

„Zwei Stof, Majestät!"

„Schämst du dich nicht, wie kann ich denn zwei Stof austrinken?"

„Mit Verlaub zu sagen, Mütterchen Kaiserin, bisweilen geht auch noch mehr auf. Eure Hoheit genießen nur ein Viertelgläschen; sobald ich aber von Ihnen herauskomme, erscheint auch der dejourierende Generaladjutant. ‚Gieb mir vom Liqueur der Kaiserin zu schmecken.' Ich reiche ihm ein Gläschen. Nun finden sich auch die dejourierenden Flügeladjutanten, Kammerherren, Kammerjunker ein, und ehe man sich's versieht, ist ein Stof ausgetrunken. Ich laufe nach einem zweiten; da strömen Gott weiß was für Leute zusammen, Doktoren, Chirurgen u. s. w. Alle bitten, von dem Liqueur der Kaiserin schmecken zu dürfen. Endlich kehre ich ins Buffetzimmer zurück; nun nehme auch ich einen Schluck von dem Liqueur der Kaiserin, ich rufe den Gehilfen, und es ist aus mit den zwei Stof."

„Schon gut," sagte die Kaiserin lächelnd, „sieh nur zu, daß nicht über zwei Stof am Tage aufgehen."

Wie nachsichtig sie und, ihrem Beispiele folgend, auch die

---

*) Etwa zweieinhalb Liter. Anmerk. d. Uebers.

höchsten Würdenträger gegen Kleinigkeiten ohne Belang waren, dafür gibt folgende Anekdote ein Beispiel. Einmal saß die Kaiserin mit dem Grafen Kyrill Grigorjewitsch Razumowski nach dem Mittagessen beim Kartenspiel. Es tritt der dejourierende Kammerpage ins Zimmer und meldet dem Grafen, der Hauptmann von der Schloßwache lasse ihn rufen.

„Schön," antwortete der Graf und wollte weiter spielen.

„Was ist geschehen?" fragte die Kaiserin.

„Nichts von Bedeutung, Majestät, der Hauptmann von der Wache läßt mich rufen."

Die Kaiserin legte die Karten auf den Tisch. „Gehen Sie," sagte sie zum Grafen, „es könnte doch etwas passiert sein; der Hauptmann wird nicht ohne Grund gekommen sein." Der Graf ging hinaus und kehrte gleich darauf zurück. „Was war da?" fragte die Kaiserin.

„Eine ganze Kleinigkeit, Majestät, der Hauptmann fühlt sich etwas gekränkt. An der Wand der Wachstube hat man in Lebensgröße sein Porträt aufgezeichnet, mit einem langen Zopf und dem Degen in der Hand. Darunter stand geschrieben: ‚Trantararan, Bulgakow tapfrer Hauptmann'."

„Welche Entscheidung haben Sie in dieser wichtigen Angelegenheit getroffen?" fragte die Kaiserin.

„Ich habe Befehl erteilt, das Porträt stehen zu lassen, wenn es ähnlich ist, wo nicht, so solle man es abwischen." Die Kaiserin brach in ein schallendes Gelächter aus.

Wie sehr sie die Verdienste jedes einzelnen, welcher Rangklasse er auch angehören mochte, zu schätzen verstand und gerade dadurch auch ihre Großen veranlaßte, ebenso zu handeln, lehrt folgendes Beispiel.

Graf Nikolai Iwanowitsch Ssaltykow hatte auf Grund von Berichten der Vorgesetzten bei der Kaiserin beantragt, einen Hauptmann der Armee zu kassieren. „Wie geht das aber an? Er ist doch Hauptmann," sagte die Kaiserin, ihre Stimme erhebend. „Er hat sich im Verlauf von mehreren Jahren bis zu diesem Range aufgedient, da kann doch plötzlich ein einziger Fehltritt nicht einen mehrjährigen, tadellosen Dienst in Schatten stellen? Wenn er wirklich nicht mehr für den Dienst tauglich ist, so soll man ihm in Ehren seinen Abschied geben, ohne seinem Stande einen Schimpf anzuthun. Wenn *wir* den Rang nicht zu schätzen wissen, so wird er im Werte sinken; ist das aber einmal geschehen, so wird es uns niemals gelingen, seine Bedeutung zu heben."

Die Abendgesellschaften in der Eremitage waren für die Erholung bestimmt und dienten zur Erheiterung nach des Tages Mühe und Arbeit. Hier war es streng verpönt, den Vernünftigen zu spielen. Wer sich gegen die Satzungen dieser Gesellschaft, die von der Kaiserin selbst entworfen waren, verging, hatte sich je nach dem Grade des Vergehens folgenden Strafen zu unterziehen: Er mußte ein Glas kalten Wassers trinken, eine Seite aus der Telemachie vorlesen; die höchste Strafe aber war, bis zur nächsten Soiree zehn Verse aus ebenderselben Telemachie auswendig zu lernen. Lew Alexandrowitsch Naryschkin soll sich häufiger als alle andern diese Strafe zugezogen haben. Man hatte ihn aber im Verdacht, daß er es absichtlich thue. Sein schwungvoller, drastischer Vortrag rief Gelächter hervor und trug dadurch zur allgemeinen Heiterkeit bei. Leute, welche ein besonderes Talent dafür besaßen, sich zu verstellen, Grimassen zu schneiden u. s. w., wurden mit Vorliebe in diese Gesellschaft als Mitglieder aufgenommen. Vangiura verstand es, so seine Stirn zusammenzuziehen, daß sein natürliches Haar wie eine Perücke seine Augenbrauen berührte, darauf bewegte er es nach rechts, nach links, und galt dafür als „Hauptmann" in der Gesellschaft. Katharina selbst, die es verstand, das rechte Ohr bis zum Halse herunter- und dann wieder hinaufzuziehen, wurde als „Lieutenant" anerkannt. Der eine aus der Gesellschaft verstand es, sehr natürlich einen Bockbeinigen nachzumachen, ein andrer einen Schnarrer u. s. w.; ein jeder leistete, was er am besten konnte. Es muß bemerkt werden, daß es hier weder Titel noch Rang gab; nur ein Privilegium besaßen alle, nämlich das Recht, sich zu amüsieren. „Eure Majestät", „Eure Excellenz" und die übrigen Titulaturen waren mit einer Pön belegt. So gestattete die Beherrscherin des größten Reiches der Welt andern, wenigstens für einige Stunden, zu vergessen, daß sie Kaiserin sei, und ließ sich selbst auf diese Weise daran erinnern (und wo? Im Winterpalais), daß sie ein Mensch war mit dem natürlichen Bedürfnis nach ungezwungenem Verkehr mit andern Menschen; außerhalb der Eremitage mußte sie sich dies im Interesse ihrer Würde als Selbstherrscherin versagen.

Ich habe dem Leser gezeigt, von einem wie erhabenen Gesichtspunkt aus die Kaiserin ihre ganze Umgebung betrachtete; da wird ein jeder begreifen, welch ungeheuren Einfluß das auf die der Kaiserin nahestehenden Machthaber und beinahe auf alle Stände, namentlich den Adel, ausüben mußte. Ich verließ Petersburg in der Voraussetzung, dasselbe nicht so bald wiederzusehen, jedenfalls aber nicht in der Pracht und dem Glanze, welche jetzt mein Erstaunen wachriefen.

5.

Zum festgesetzten Termin meldete ich mich bei meinem Admiral in Reval; mit dem früheren Leben aber war es aus, weil es seinen Reiz für mich verloren hatte und weil ich alles mit andern Augen ansah. Allmählich lernte ich es, mein nutzloses Dasein wenigstens für meine eigene Person nützlich zu machen. Alle meine dienstfreien Stunden widmete ich vorzugsweise der Beschäftigung mit der alten Litteratur, dem Studium der Kantschen Philosophie, und besuchte nur diejenigen Gesellschaften, von denen ich mir für meinen Charakter und meine Bildung einen Nutzen versprechen konnte. Außerdem machte ich mich voll Eifer an das Studium der russischen Sprache, d. h. der Schriftsprache, was sehr schwierig war, da Reval zu der Zeit mehr einer deutschen als einer russischen Stadt glich. Zum Glück übernahmen es einige unsrer Flottenoffiziere, Malejew, Rochnow und Akimow, meine Studien zu leiten und mir dadurch die Mühe zu erleichtern. Ich machte Uebersetzungen, las ihnen dieselben vor und erreichte durch eigenen, unermüdlichen Fleiß diejenige Stufe, auf welcher ich mich augenblicklich befinde.

Mitten unter diesen friedlichen Beschäftigungen traf die verhängnisvolle Kunde von dem Tode Katharinas in Reval ein. Diese Trauerbotschaft berührte alle aufs schmerzlichste, niemand hatte dieses Unglück erwartet; alle Welt hielt Katharina für unsterblich, was sie auch wirklich nach ihrem Tode geworden ist, in Rußland, vielleicht in ganz Europa, und dort in ihrem wahren Vaterlande. In der Umgebung der Kaiserin war man allgemein der Ansicht, daß die vom schwedischen Gesandten dem Grafen Markow erteilte abschlägige Antwort die hauptsächliche Ursache von dem nachher erfolgten Schlaganfall gewesen. Dagegen ist zu bemerken, daß trotz des tiefen Eindrucks, welchen dieses Ereignis auf die Kaiserin machte, dieselbe doch ganze sechs Wochen lang nicht die geringste Veränderung in ihrem Befinden verspürte. Am Tage vor dem Schlaganfall empfing sie, wie gewöhnlich, ihre Gesellschaft im Boudoir, befand sich in heiterer Stimmung, sprach viel vom Tode des Königs von Sardinien und ängstigte L. A. Naryschkin mit Anspielungen auf ihren eigenen Tod. War das nicht eine Vorahnung? Ihr Tod wird verschiedenartig erzählt. Folgendes habe ich später von Fräulein Peressuchin und dem Kammerdiener der verstorbenen Kaiserin, Zachar Zotow, gehört.

Als die Kaiserin am Morgen des 7. November 1796 erwachte, schellte sie, wie gewöhnlich, um sieben Uhr. Maria Ssawischna

Peressuchin trat ins Zimmer. Die Monarchin versicherte, schon lange nicht mehr eine so ruhige Nacht gehabt zu haben, stand vollkommen gesund und in bester Stimmung auf.

„Heute werde ich sterben," sagte sie.

Fräulein Peressuchin suchte sie auf andre Gedanken zu bringen, aber die Kaiserin fügte, auf die Uhr zeigend, hinzu: „Sieh doch, zum erstenmal ist sie stehen geblieben."

„Nun, was ist denn dabei, Mütterchen; schicke nach dem Uhrmacher und die Uhr wird wieder gehen."

„Du wirst schon sehen," sagte die Monarchin, und indem sie ihr zwanzigtausend Banko*) einhändigte, fügte sie hinzu: „Das ist für dich."

Wenn ich daran denke, wie die Kaiserin am Tage vorher auch über dieses Thema gescherzt hatte, so kann ich mich nicht dagegen verschließen, daß eine dunkle Ahnung von dem nahe bevorstehenden Tode ihre Seele beunruhigte. Aber wie immer beachtet man, solange man gesund und kräftig ist, diese Mahnungen nicht und legt ihnen weniger Gewicht bei, als es nötig wäre. Wie aber, wenn sie an diese Vorahnung geglaubt und an das von ihr zurückgelassene Reich dachte?

Katharina trank zwei große Tassen starken Kaffees, scherzte beständig mit Fräulein Peressuchin, machte Pläne über ihre Verheiratung und begab sich darauf in ihr Schreibzimmer, wo sie ihre gewohnten Arbeiten vornahm. Das war ungefähr um acht Uhr morgens. Im Sekretärszimmer versammelten sich die Herren zum Vortrag und harrten ihrer Befehle. Es vergeht eine Stunde und niemand wird hereingerufen. Das war etwas Ungewöhnliches. Der „alte Zachar" wird befragt. Er meint, die Kaiserin habe eine Promenade in den Wintergarten unternommen. Die Kaiserin erscheint nicht. Er begibt sich in das Kabinett, in das Schlafzimmer, sie ist nirgends zu finden; schließlich öffnet er die Thür in das kleine Geheimkabinett — und die Gebieterin der halben Welt liegt ausgestreckt auf dem Fußboden, Totenblässe bedeckt ihr Antlitz. Er stößt einen Schrei des Entsetzens aus, Fräulein Peressuchin und ein Kammerdiener eilen herbei, heben sie auf, tragen sie hinaus und betten sie auf einer Saffianmatratze auf dem Fußboden. Richardsohn erschien sogleich, öffnete die Ader, wobei das Blut in normaler Weise zu rinnen begann, und legte auf die Füße spanische Fliegenpflaster. Obgleich die Aerzte davon überzeugt waren, daß der Schlag den

*) Etwa fünfzehntausend Mark. Anmerk. d. Uebers.

Kopf getroffen hatte und tödlich gewesen war, wurden doch alle möglichen Belebungsversuche angestellt. Man suchte durch zwei mit einem glühenden Eisen auf die Schulter versetzte Schläge ein Lebenszeichen hervorzurufen. Katharina schlug noch einmal auf einen Augenblick die Augen auf und schloß sie dann für immer. Lange noch rang der Körper mit dem Tode, als schon keine Spur von seelischem Leben zu bemerken war. Fräulein Peressuchin und die Doktoren wechselten alle Augenblicke die Tücher, mit welchen die aus ihrem Munde hervorströmende, anfangs gelbliche, dann dunkle Materie abgewischt wurde. Nur das ununterbrochene Zucken des Magens, der sich krampfhaft bald senkte, bald hob, zeigte, daß noch Leben vorhanden war. In dem Bericht über die Thronbesteigung Kaiser Pauls I. werden wir noch einige Einzelheiten über den Tod Katharinas erfahren.

Das Zeitalter Katharinas ist zu Ende. Sie ist ins Grab gesunken und zugleich auch mit ihr die ganze Zauberwelt, welche sie geschaffen. Reicher Glanz umstrahlt ihre Zeit, welche jetzt, im Jahre 1860, in einem märchenhaften Lichte erscheint. Rußland war glücklich, reich, und während der ganzen Dauer ihrer Regierung wurden keine neuen Steuern eingeführt. Sie pflegte sich eine Nachfolgerin Peters des Großen zu nennen. Aber Peter verfuhr mit Strenge. Sein unbeugsamer Wille lenkte alles, er führte seine Neuerungen durch Zwang ein. Katharina herrschte mit Güte über die Herzen, förderte alles dasjenige, was Peter begonnen hatte, wurde auch eine Reformatorin Rußlands und waltete wie eine Gottheit auf Erden. Und wodurch? Dadurch, daß sie diejenigen, welche ihr untergeben waren, achtete. Durch dieses Mittel adelte sie den Gehorsam und verlieh ihm sittlichen Wert. Durch ihre Siege, durch ihre Gesetzgebung brachte sie Ruhm über Rußland und erreichte es, daß die Ausländer Rußland nicht nur liebten, sondern auch achteten. Durch Aufhebung der „geheimen Kanzlei“ sagte sie sich von allem Mißtrauen los, befreite uns davon und veredelte unsre Gesinnung. Man begann offen das Schlechte zu verurteilen und das Gute zu loben, und Katharina mißachtete die Stimme des Volkes nicht, sondern hörte auf dieselbe. Nicht durch Furcht, nicht durch Folter und Richtbeil, nein, durch Milde herrschte sie. Auf Kleinigkeiten sah sie von ihrem erhabenen Standpunkt mit Geringschätzung herab, aber in allen wichtigen Fällen lenkte sie mit sicherer Hand das Staatsruder. Ihr Hof, die Gardearmee, Flotte, die Zivilchargen — alles war beseelt von Edelmut, Ehrgefühl, wahrhafter Liebe zum Vaterlande, und alles dies ging von Katharina aus. Nur eins fürchtete man —

sich ihren Zorn zuzuziehen. Ein französischer Schriftsteller, der lange Zeit in Rußland gelebt, hat von ihr gesagt: „Catherine a constammant remplacé par le sentiment actif de l'honneur le stérile et bas sentiment de la crainte servile.“ Und wie verstand sie es, sich ihre Leute für ihre weitgehenden Pläne heranzubilden!

Man kann es nicht verschweigen, neben der Fülle von Wohlthaten, die Katharina Rußland erwiesen, fehlt es auch nicht an schlechten Seiten. Viel Licht, viel Schatten. Ihr Nakas*) ist wahrhaft liberal, denn wegen der Freiheit der darin ausgesprochenen Gedanken wurde er in Paris öffentlich verbrannt. Allein dieser unsterbliche Nakas wurde nicht in Ausführung gebracht. Wozu vor der Zeit ein Volk mit solchen Dingen bekannt machen, die in Umlauf zu setzen sehr gefährlich ist? Das ist eine unvollendet gebliebene Arbeit. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß Katharina in dem Bestreben, in allen Regierungsangelegenheiten allein die einzig treibende Kraft zu sein, mehr äußeren Glanz als Gründlichkeit in ihren Maßregeln bekundete. Indem sie mit starker Hand das Zepter der Herrschaft führte, war sie die Seele aller. Und war dies nicht der Grund, weshalb nach ihrem Hinscheiden fast alle ihre Neuerungen bald ins Schwanken gerieten?

Man wirft ihr Schwächen vor, die einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit ausgeübt haben. In den höchsten Kreisen trat durch das wollüstige Treiben, in welchem der Hof selbst mit seinem Beispiel voranging, Sittenverderbnis ein. In den unteren Volksklassen leisteten die Schankhäuser der Trunksucht Vorschub und zugleich mit dieser nahm auch das Laster überhand. Um aber ein richtiges Urteil über Katharina zu fällen, muß man auf sie, als die Beherrscherin der halben Welt, und nicht als Frau mit ihrem lasterhaften Privatleben sein Augenmerk richten. Als Herrscherin auf dem Throne erwog sie mit bewundernswerter Kunst die Geschicke sowohl ihrer eigenen, als auch andrer Völker, führte mit fester Hand das Staatsruder, verstand es immer, zur rechten Zeit die Beziehungen zu andern Staaten aufrecht zu erhalten oder zu lösen. Die Zufriedenheit, das Glück ihrer Unterthanen war das einzige Ziel, nach dem sie strebte, wenn sie auch in den Mitteln zur Erreichung desselben bisweilen fehlgreifen mochte. Als Frau in ihrem häuslichen Kreise war sie voller Güte, liebenswürdig und mit Leib und Seele der Liebe ergeben. Zu herrschen und zu lieben — das

*) Instruktion für die im Jahre 1767 zusammentretende Kommission, von der Kaiserin selbst im liberalen Geiste abgefaßt. Anmerk. d. Uebers.

waren zwei notwendige Lebensbedingungen für ihr Herz. Schlagen wir das Buch der Geschichte auf: Je höher ein Mensch steht, je edler er ist, desto eher ist er Schwächen zugänglich, und oft sind seine großen Thaten die Folgen gerade dieser Schwächen. Katharina vergaß nie, daß sie Kaiserin war. Ihre Günstlinge benutzte sie als Werkzeuge bei ihren großen Unternehmungen. Wenn sie sich in der Wahl getäuscht hatte, löste sie sofort die Verbindung auf, nur die Würdigen erfreuten sich dauernd ihrer Gunst. Man macht der Kaiserin aus der Freigebigkeit einen Vorwurf, die sie in Bezug auf ihre Favoriten walten ließ. Allerdings erhielt ein jeder Favorit vierzehntausend Leibeigene, jedoch wurde diese Gunst nicht den Favoriten allein zu teil. Ein Beispiel dafür bietet der Fürst Repnin und andre. Und war damit nicht ein höherer Gesichtspunkt verknüpft? Die Kronsbauern zahlten einen niedrigen Landzins und wenig Personalabgaben. Das Land lag brach und es gab immer Steuerrückstände. Die Bauern waren in Roheit und Unwissenheit versunken; nach der Verteilung der Bauern wurde von den Besitzern eine regelrechte Wirtschaft eingerichtet. Sie führten Ackerbau ein, Gehöfte, Fabriken, bauten sich Wohngebäude und verbreiteten dadurch im Volke neue Ideen; der Staat aber wurde dadurch mit einer Fülle von Erzeugnissen bereichert. Daß Katharina solche Absichten verfolgte, wird dadurch bewiesen, daß sie mehr als einmal daran dachte, die Bauern von der Leibeigenschaft zu befreien. War das aber möglich? Einerseits hinderte sie daran die Unwissenheit der Bauern selbst, denen diese Freiheit mehr Schaden als Nutzen bringen konnte. Da die Bauern von einer vernünftigen, durch die Gesetze begrenzten Freiheit gar keine Vorstellung hatten, so konnten sie zur Willkür übergehen und womit sollte man sie dann in den Grenzen des Gehorsams erhalten? Andrerseits waren die Besitzer, wie auch jetzt, die natürlichen Wächter der Ordnung auf ihren Besitzungen; indem sie sich selbst vor Aufruhr bewahrten, schützten sie auch den ganzen Staat davor. Durch wen hätten sie ersetzt werden können auf diesem ungeheuren Flächenraum? „Die Verteilung der Landgüter," sagte Katharina zu dem für diesen Zweck versammelten Staatsrat, und ein andres Mal zu Graf Ssaltykow, Panin, Fürst Repnin und namentlich auch zum Generalprokureur Fürsten Wjazemski, „wird die künftige Befreiung des Bauernstandes anbahnen."

Man wirft ihr das unnütz vergossene Blut unschuldiger Opfer vor. Es ist schwer, sich in diesen Fällen ein Urteil zu bilden, doch muß zugestanden werden, daß sie vor dem Verbrechen nicht zurückschreckte, wo es ihr notwendig erschien. Schwierige Verhältnisse,

die, wenn auch nur in der Vorstellung, üble Folgen für die Zukunft befürchten lassen, zwingen die Mächtigen dieser Erde der Milde, ja sogar der Menschenliebe sich zu entäußern, mit festem Willen und eiserner Energie zu handeln. Schlagen wir wiederum das Buch der Geschichte auf. Wieviel große Männer haben die Seiten desselben mit unschuldig vergossenem Menschenblut besudelt. Man denke nur an den Herzog von Enghien, jenes unschuldige Opfer der Grausamkeit Napoleons. Mit Recht macht man Katharina aus der Teilung Polens einen Vorwurf. Sie hat viel Elend, auf lange Zeit hinaus, über dieses Land gebracht und ihren eigenen Staat eines Bollwerks gegen andre Mächte beraubt. Man kann ihr das um so weniger verzeihen, als sie jederzeit auf das widerrechtlich und unpolitisch geteilte Polen einen mächtigen Einfluß ausüben konnte.

Uebrigens sind die menschlichen Handlungen zu verwickelt, und nicht immer ist es möglich, für dieselben einen mathematisch sicheren Maßstab zu finden. Wenige Stunden nach ihrem Tode war Katharina vergessen. „Sie war schon alt geworden," hörte man viele sagen, „sie besaß nicht mehr die frühere Energie, das von ihr errichtete Gebäude geriet schon bei ihren Lebzeiten in Verfall." Aber diese Leute wollten es nicht einsehen, daß, wenn dies auch zum Teil mit Recht behauptet werden konnte, sie doch immerhin ihre Lebenskraft darangesetzt hatte. Jetzt dachte man nur an dasjenige, was ihren Ruhm in Schatten stellen konnte. Rußland hat diese Undankbarkeit schwer zu büßen gehabt; denn trotz aller Mängel muß man doch zugestehen, daß das Zeitalter Katharinas vielleicht das glücklichste für alle Stände gewesen ist. Um sich der Ruhe, Achtung, einer angemessenen Freiheit zu erfreuen, brauchte man nur kein Verbrecher zu sein. — Katharina war auch litterarisch thätig. Sie stand mit allen sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts in brieflichem Verkehr; bei aller Anerkennung behielt sie ihnen gegenüber doch ihre eigene Meinung. Auch dem Abgesandten (?) der neuen Schule Diderots ordnete sie sich nicht unter, bekehrte ihn vielmehr zu den Anschauungen ihrer Gesinnungsgenossen Voltaire und d'Alembert. Sie verfaßte auch selbst Komödien, wobei sie den Stoff den russischen Sagen entnahm; wenigstens in einer Beziehung muß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nach ihrer Ankunft in Rußland auf ihre Muttersprache (d. h. das Deutsche) verzichtete. Sie hatte das größte Reich der Welt zu regieren und fand doch Zeit zum Studieren und dadurch, daß sie selbst Schriftstellerin wurde, rief sie bei den Russen das Bestreben wach, ihrem Beispiel nachzueifern. Männer wie Cherasskow, Knjashnin, Murawjew, von Wisin,

Dershawin, Kapnist, Bogdanowitsch u. s. w. traten auf. Die Bildung wurde zu ihrer Zeit etwas Notwendiges. Ohne Katharina und ihren Schüler Alexander gäbe es wohl schwerlich einen Karamzin.

Viele meinen, Katharina hätte nur deshalb mit gutem Erfolge regiert, weil sie dem Geist des Zeitalters, welchem sie angehörte, sich anzupassen verstand. Das ist eine Beleidigung, eine Nichtachtung der großen Talente, die man ihr nicht absprechen kann. Verstand, Milde, Herzensgüte werden zu allen Zeiten gleichen Nutzen bringen; wenn auch im Laufe der Zeiten der helle Ruhmesglanz, der sie einst umstrahlte, ganz erlöschen sollte, ja, wenn die Geschichte ihrer Regierung nicht mehr erwähnen und alle Denkmäler jener Zeit von dem Angesicht der Erde verschwinden würden, ihr „Nakas" wird dennoch bleiben. Er wird von der Erhabenheit ihrer Gesinnung Zeugnis ablegen und für die späteste Nachwelt als Richtschnur dienen. Es ist keine leere Schmeichelei, wenn Dershawin sagt:

„Nicht in des Kaiserthrones Herrlichkeit,
Auch in der Armut Niedrigkeit
Wär' sie eine große Frau!"

Leider aber scheint gerade das Glück, das Katharina ihren Unterthanen schenkte, ihr späteres Elend verschuldet zu haben. Der Reichtum der Großen, ihre Macht, ihre verlockenden Beziehungen zum Throne, das reiche Maß von Freiheit, dessen sich namentlich der Adel zu erfreuen hatte, die Vorliebe für den Staatsdienst, der Ehrgeiz — riefen ein gewisses Rittertum ins Leben, dessen Geist nicht in der inneren Ueberzeugung von dem eigenen Werte, sondern in bloßen Aeußerlichkeiten wurzelte. Das ganze herrliche, von Katharina geschaffene Staatsgebäude geriet ins Schwanken, sobald dem Staatsrock seine Goldpracht genommen wurde, als der Dienst Fleiß und Mühe erforderte, als der Stand der „großen Herren" von seiner Höhe gestürzt wurde, kurz, als man den ganzen Flitterstaat aus den Augen entfernte. Wo ist dieses falsche Rittertum geblieben? Et presque tous les grands devinrent d'illustres nullités. Rußland steht und fällt mit der Größe und Tüchtigkeit seiner Monarchen. Das hat Katharina bewiesen.

6.

Die Regierungszeit Kaiser Pauls I. war zu kurz, um etwas Wichtiges auf staatlichem und politischem Gebiet zu leisten; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie der ganzen bisherigen Phantasmagorienwelt die Maske von der Stirn riß, neue Ideen und Begriffe zur Geltung brachte.

Der junge Pole Iljinski, der unter dem Großfürsten Paul Petrowitsch gedient hatte, war der erste, welcher sich eiligst nach Gatschina aufmachte, um seinem Wohlthäter das nahe bevorstehende Ableben der Kaiserin zu melden. Aber schon hatte Graf N. A. Zubow sich zu Pferde mit einer formellen Meldung auf den Weg gemacht und langte noch vor Iljinski an. Der Graf war vom Fürsten P. A. Zubow und andern namhaften Persönlichkeiten abgesandt worden, aber die Anregung dazu war vom Grafen A. G. Orlow ausgegangen. Es scheint also danach angenommen werden zu müssen, daß man in diesem kritischen Augenblick eine Art Staatsrat einberufen hatte. An dem Tage, wo Katharina den Schlaganfall hatte, speiste der Großfürst mit seiner Familie in der Gatschinaschen Mühle. Vor dem Diner erzählte er der bei ihm versammelten Gesellschaft, unter andern waren Pleschtschejew, Kuschelew, Graf Bibikow anwesend, einen Traum, den er in der letzten Nacht gehabt hatte. Er habe das Gefühl gehabt, von einer unsichtbaren Kraft emporgehoben zu werden; trotzdem, daß er öfters erwacht und wieder eingeschlafen wäre, hätte derselbe Traum sich mehreremal wiederholt. Zu seinem großen Erstaunen sei auch die Großfürstin in der vergangenen Nacht von ähnlichen Träumen beunruhigt worden.

Nach aufgehobener Tafel ließ Kutaissow in der sogenannten Rosenlaube den Kaffee servieren. In diesem Moment sah der Großfürst den Grafen N. A. Zubow sein Pferd an den Zaun binden und da er sämtliche Zubows für seine Todfeinde hielt, erblaßte er, ließ die Tasse fallen und sagte, zur Großfürstin gewandt, mit zitternder Stimme: „ma chère, nous sommes perdus.“ Er glaubte, der Graf wäre gekommen, um ihn zu verhaften und auf das Schloß Lohde abzuführen, wovon schon lange die Rede war. Zubow kam in größter Eile, mit unbedecktem Haupte, auf die Laube zugelaufen, fiel, als er eingetreten, vor Paul auf die Kniee und erstattete Bericht über den hoffnungslosen Zustand der Kaiserin. Der Großfürst wird dunkelrot im Gesicht, hebt mit der einen Hand Zubow vom Boden auf und ruft, sich mit der andern vor die Stirn schlagend:

„Welch ein Unglück!“ Er vergießt Thränen, bestellt einen Wagen, ärgert sich darüber, daß sein Befehl nicht rasch genug ausgeführt wird, geht schnellen Schrittes in der Laube auf und nieder, reibt sich krampfhaft die Hände, umarmt die Großfürstin, Zubow, Kutaissow und richtet an sich selbst die Frage: „Werde ich sie noch lebend antreffen?“ Kurz, er war außer sich vor Schmerz oder — vor Freude, wer kann das wissen? Man glaubt, daß dieser schnelle Uebergang vom Schrecken zur Ueberraschung eine heftige Wirkung auf seine Nerven und das Gehirn selbst ausgeübt. Kutaissow, der mir dies erzählte, bedauerte es, dem Großfürsten nicht sofort zu Ader gelassen zu haben.

Der Thronfolger und seine Gemahlin verließen Gatschina um fünf Uhr nachmittags, Graf Zubow aber jagte voraus, um in Sofia Pferde zu bestellen. Unterdessen war der Großfürst Alexander Pawlowitsch tief erschüttert durch den Tod seiner Großmutter, deren Liebling er war, zu Rostoptschin gefahren, welcher bei seinem Vater in hoher Achtung stand und überredete ihn, sich nach Gatschina zu begeben. Rostoptschin fand, in Sofia angekommen, dort Zubow vor, der die Equipage für den Thronfolger in Bereitschaft setzen ließ. Bald darauf erschien letzterer mit seiner Gemahlin. Als er Rostoptschin erblickte, sagte er: „Ah c'est vous, mon cher Rostoptschin! Vous nous suivrez,“ und erkundigte sich bei ihm, in welchem Zustand er die Kaiserin angetroffen hätte. Als man beim Tschesmenschen Palais angekommen war, ließ Paul halten. Auf die Worte Rostoptschins: „quel moment pour Vous, Mon-Seigneur!“ antwortete der Großfürst: „J'ai vécu 42 ans; Dieu m'a soutenu jusqu'à présent, et j'attends tout de sa bonté.“

Um acht Uhr abends kam der Großfürst mit seiner Gemahlin nach Petersburg. Das Palais war voll von Leuten, welche mit Furcht und Neugierde, zitternd, dem Ende Katharinas entgegensahen. Es fehlte auch nicht an solchen, welche von dem Thronwechsel eine günstige Wendung für ihre Carriere erwarteten. Der Großfürst betrat auf einen Augenblick seine Appartements und begab sich darauf nach dem von der Kaiserin bewohnten Teile des Palais. Nach einer längeren Unterredung mit den Aerzten betrat er mit der Großfürstin zusammen das Eckzimmer, wohin er diejenigen entbieten ließ, denen Befehle erteilt werden mußten. Am andern Morgen, 24 Stunden nach dem Schlaganfall, betrat er das Schlafgemach, erkundigte sich bei den Aerzten, ob noch die geringste Hoffnung vorhanden wäre, und als diese Frage verneint wurde, ließ er den Metropoliten Gabriel samt der Geistlichkeit holen, um eine

stumme Beichte abzuhalten und der Kaiserin das heilige Abendmahl reichen zu lassen, was auch sofort geschah.

Um neun Uhr morgens trat Richardson in das Zimmer, wo sich der Großfürst und die Großfürstin befanden, und meldete ihnen, daß Katharina in den letzten Zügen liege. Paul befahl sofort den großfürstlichen Prinzen und Prinzessinnen sich mit der Hofdame Lieven in das Schlafgemach zu begeben. Alle stellten sich um die Sterbende in folgender Ordnung auf: der Großfürst und die Großfürstin rechts, links die Doktoren und die gesamte Dienerschaft der Kaiserin; zu Häupten Pleschtschejew und Rostoptschin und zu Füßen Fürst Zubow, Graf Zubow u. a. Der Atem der Kaiserin wurde immer schwerer, langsamer, endlich stieß die Große den letzten Seufzer aus und verschied . . .

Ihre Gesichtszüge, welche bis dahin von Leiden entstellt gewesen waren, gewannen sofort nach dem Tode die frühere Anmut und majestätische Würde wieder.

Während der ganzen Zeit stand die kaiserliche Familie und alle Anwesenden mit gesenktem Haupte da. Endlich trat der Großfürst, von Thränen überströmt, sich scheinbar mit Gewalt von der Leiche seiner Mutter losreißend, ins Nebenzimmer. Laute Klagen der Dienerschaft und aller derer, welche der Kaiserin nahe gestanden hatten, erfüllten das Schlafgemach. Aber das Weinen und Schluchzen reichte nicht über dieses Zimmer hinaus. An einer andern Stelle ließ schon der Oberzeremonienmeister Walujew alle sich zur Eidesleistung versammeln und erschien mit der Meldung, daß in der Hofkirche alle Vorbereitungen dazu getroffen seien. Der neue Kaiser betrat mit der gesamten kaiserlichen Familie, in Begleitung derjenigen, welche sich im Palais eingefunden hatten, die Kirche und nahm den für den Kaiser bestimmten Platz ein. Alle sprachen der Geistlichkeit die Eidesformel nach. Die Kaiserin Maria Fedorowna trat auf den Kaiser zu und wollte vor ihm auf die Kniee niederfallen, aber der Kaiser hielt sie davon ab, ebenso wie auch seine Kinder. Alle küßten das Kreuz, das Neue Testament und traten, nachdem sie ihren Namen unterschrieben, zum Kaiser heran, um ihm die Hand zu küssen. Nach Schluß der Eidesleistung begab sich der Kaiser direkt in das Sterbezimmer seiner Mutter, welche schon im weißen Gewande auf dem Bette dalag. Der Kaiser verneigte sich tief vor ihr und ging darauf in seine Gemächer. Dem Grafen Bezborodko wurde aufgetragen, ein Manifest abzufassen und den in Moskau lebenden Fürsten Kurakin nach Petersburg zu entbieten. Graf A. G. Orlow befand sich nicht im Palais und war bei der

Eidesleistung nicht zugegen gewesen. Der Kaiser schickte Rostoptschin und N. P. Archarow zu ihm, um ihn vereidigen zu lassen.

„Ich will es nicht haben, daß er den 29. Juni vergißt," fügte der Kaiser hinzu.

Sie trafen Orlow schlafend an, weckten ihn, nahmen ihm den Eid ab und erstatteten seiner Majestät darüber Rapport. Inzwischen richtete der dejourierende Generaladjutant Fürst P. A. Zubow an den Kaiser die Frage, an wen er den Generaladjutantenstab, zu der Zeit das Abzeichen des dejourierenden Generaladjutanten, zu übergeben befehle. Der Kaiser erwiderte: „il est en bonnes mains, gardez le." Fürst Zubow fragte den Kaiser, ob es ihm nicht gefällig wäre, die versiegelten Pakete, welche sich in dem Kabinett der verstorbenen Kaiserin befänden, durchzusehen. Das erste Couvert, das der Kaiser ergriff und öffnete, enthielt seine Thronentsetzung. Das zweite, eine Verfügung in Betreff des Aufenthaltes seiner Hoheit auf Schloß Lohde, wohin auch die Truppen zu folgen hatten, welche in Gatschina und Pawlowsk in seinen persönlichen Diensten standen. Der Kaiser zerriß beide Schriftstücke. Das dritte Couvert enthielt den Ukas über die Schenkung der früher dem Fürsten Orlow und Bobrik*) gehörigen Besitzlichkeiten an den Grafen Bezborodko.

„Celà appartient à mon frère," sagte Paul, „oser en diposer en faveur d'un autre c'est un crime."

Das vierte mit einer eigenhändigen Aufschrift der Kaiserin versehene Couvert, ihr Testament enthaltend, steckte der Kaiser, ohne es zu öffnen, in die Tasche.

Dies habe ich nachher vom Grafen Zubow selbst gehört, der das als einen Akt der Undankbarkeit seitens Pauls hinstellte und damit gewissermaßen sein späteres Betragen zu entschuldigen suchte.

7.

Mit dem friedlichen Stillleben, das bisher unter Katharina in Reval geherrscht hatte, war es jetzt vorbei. Alle waren voller Neugierde und erwarteten mit Ungeduld Nachrichten über die Ereignisse in Petersburg; jeder Brief aus der Residenz ging aus einer Hand in die andre; ein jeder, der aus Petersburg kam, wurde aufs genaueste ausgefragt; allmählich bemächtigte sich aller große Furcht.

*) Es ist wohl Brobrinski zu lesen. Anmerk. d. Herausgebers.

Eine kleine Freude bereitete der Gnadenbefehl des Kaisers, alle in den Gefängnissen und Festungstürmen Revals Internierten aus der Haft zu entlassen. Ich kann nicht umhin, über einen unbekannten Gefangenen zu berichten, den wir auch vorher öfters mit langem Bart hinter dem Gitterfenster über der sogenannten Strandpforte hatten sitzen sehen. Man wußte von ihm nichts weiter, als daß er zu Beginn der Regierung Katharinas II. eingebracht worden war, wer es aber war und wofür er im Gefängnis saß, wußte niemand, auch nicht der Kommandant und Gouverneur. Kisten mit wertvollen Kleidern, Wäsche, Silbergerät und zum Unterhalt zehntausend Rubel an barem Gelde waren ihm nachgeschickt worden. Von alledem war nichts mehr vorhanden, und der Gefangene hat wahrscheinlich nichts von seinem Reichtum zu sehen bekommen. Als der Befehl eintraf, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen, da wanderten alle Honoratioren Revals nebst Gefolge auf die Festungsmauer zum Turme, wo der Unbekannte gefangen saß. Seine Zimmer hatte der Platzmajor desinfizieren lassen, aber trotz der dichten Rauchwolke, welche die finstere Behausung erfüllte, herrschte in derselben doch ein äußerst widerwärtiger Geruch. In dem ersten Zimmer standen an der Thür zwei Schildwachen und noch zwei Soldaten, wahrscheinlich für etwaige Aufträge oder zur Verdoppelung der Wache, denn außer ihnen befand sich da noch ein Unteroffizier. Wir begaben uns in das zweite, recht geräumige Zimmer, wo wir im äußersten Winkel einen Menschen auf Stroh liegen sahen, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, in einem weißen Kittel, die Füße bedeckt mit einem Schafspelz ohne Ueberzug. Neben dem Lager stand ein Krug mit einem Stück Roggenbrot darauf.

„Stehen Sie auf," sagte der Kommandant, „Gott hat es gefallen, die Kaiserin Katharina II. aus dem Leben abzurufen, und Kaiser Paul hat den Thron seiner Vorfahren bestiegen. Er schenkt Ihnen Vergebung und Freiheit."

Der Gefangene schwieg und rührte sich nicht von der Stelle; der Kommandant fuhr fort: „Der Herr und Kaiser hat in seiner großen Güte . . ."

„Güte?" rief der Gefangene sich erhebend. „Ist das, was du hier siehst, Güte?" Er stand auf und wir erblickten einen abgemagerten, blassen, von grauen Haaren umwallten Menschen vor uns; er lächelte verächtlich und war schrecklich anzuschauen, wie ein aus dem Grabe erstandenes Schattenbild.

„Beruhigen Sie sich," sagte mein Admiral, „Gott wird Ihnen helfen . . ."

„Gott? Gott?“ fiel ihm der Gefangene ins Wort, „du hast einen Gott und er läßt es zu, daß man einen unschuldigen Menschen einkerkert und ihn fünfzig Jahre lang, wie ein Stück Vieh im Stalle, gefangen hält! Ach, ihr erbärmlichen Sklavenseelen!“

Der Kommandant suchte ihn auf andre Gedanken zu bringen und sagte: „Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?“

„Frage sie danach, die jetzt tot im Grabe liegt, ich aber bin hier bei lebendigem Leibe begraben worden; und du, der du meine Zelle zu bewachen hast, solltest meinen Namen nicht kennen? Wie? ... Hinaus mit euch! Ich will von eurer Welt nichts wissen; wohin soll ich mich wenden? Diese Wände sind meine einzigen Freunde, von denen ich mich nicht trennen werde. Hinaus! Fort!“ ...

Die letzten Worte schrie er wild und laut. Seine Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer; er sah schrecklich aus, wir glaubten, er habe den Verstand verloren. Der Kommandant raunte dem Platzmajor etwas ins Ohr und alle verließen voller Entsetzen das Gemach. Nachher erfuhren wir, daß man ihm ein Bett und einiges an Möbeln gegeben, alle Einwohner Revals schickten ihm irgend etwas, kurz alle bemühten sich, ihm seine Lage zu erleichtern.

Als der Platzmajor ihn drei Tage darauf besuchte, fand er ihn tot im Bette liegen. Die Ueberraschung, die veränderte Luft und Nahrung, die plötzlich an ihn herangetretene Sorge um die Zukunft hatten vermutlich seinen Geist so heftig erschüttert, daß er unter der Last seiner Leiden zusammengebrochen war. Sonderbar ist es, daß er trotz aller Fragen niemand seinen Namen nannte. Man durchstöberte alles in den Archiven, aber fand weiter nichts, als ... an dem und dem Tage wurde eingebracht ... und befohlen, ihn in den Turm zu sperren. Auch die Jahreszahl und der Monat waren nicht angegeben. Wie es sich aber auch damit verhalten möge, wenigstens die letzten Stunden seines Lebens ist er nicht aller menschlichen Gemeinschaft beraubt gewesen, nachdem er lange Jahre hindurch der Welt vollständig entfremdet gewesen war. Im Vergleich mit früher sah er sich mit einem gewissen Komfort umgeben und wurde durch die Teilnahme der Bewohner erfreut; aber wer es war und wofür er diese strenge, in gewissen Beziehungen ganz vom gewöhnlichen abweichende Strafe erlitten, ist unaufgeklärt geblieben. Daß er einer vornehmen Familie angehörte, daran ist nicht zu zweifeln, denn sonst wäre man wahrscheinlich mit ihm anders verfahren. Nach der Aussprache zu urteilen, muß es ein Ausländer gewesen sein, der sich die russische Umgangssprache leidlich angeeignet hatte.

Von bemerkenswerten Persönlichkeiten befand sich unter den Gefangenen in Reval noch der Fürst Kantemir, Ritter des heiligen Georgsordens und des Wladimirordens vierter Klasse. Dieser reiste nach seiner Haftentlassung sofort nach Moskau ab.

Abgesehen von diesem Manifeste, verbreiteten die aus Petersburg einlaufenden Nachrichten mehr Furcht als Trost, und mein Admiral war gegen seine Gewohnheit sehr verstimmt. Seine Gattin war deshalb in großer Sorge und bemühte sich auf jede Weise dahinter zu kommen, worin diese Mißstimmung ihren Grund hatte. Lange wollte er nicht mit der Sprache heraus, schließlich aber sprach er es in meiner Gegenwart am Theetisch aus, daß er schweres Unglück herannahen fühle. Er war mit dem Großfürsten, nunmehrigen Kaiser Paul, zusammen erzogen worden. Alle beide bereiteten sich für die Marine vor und beide verliebten sich in ein und dieselbe Dame aus vornehmer Familie. Mein Admiral war trotz seines kleinen Wuchses ein hübscher, gewandter, gebildeter und feiner Mann; kein Wunder, daß er dem Großfürsten, dem die Natur diese Vorzüge versagt hatte, den Rang ablief. Der Großfürst erfuhr dies auf irgend eine Weise, sah darin einen Verrat seines Kameraden und Mitschülers und erklärte ihm: „Das werde ich dir niemals vergeben!“ — „Je le connais,“ fügte der Admiral hinzu, „il est homme à tenir parole!“

Von diesem Tage lebten wir in beständiger Furcht, mit dem Gefühl, daß uns etwas Unangenehmes bevorstand. Die plötzlichen Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung, namentlich die Einführung der neuen Uniform, war für uns junge Offiziere und zum Teil auch für die alten ein harter Schlag. Anstatt der hübschen, noch aus der Zeit Peters des Großen stammenden Uniformen wurden in der Flotte dunkelgrüne Röcke mit einem weißen Stehkragen eingeführt, nach dem seit Peter III. verhaßten preußisch-holsteinschen Schnitt. Das Toupet wurde abgeschafft. Es wurde befohlen, die Haare über den Kamm zu scheren, ein ganz schmales Halstuch, aus Zeug oder aus Wolle gestrickt, zu tragen, desgleichen einen langen Zopf und zwei pomadisierte Locken, welche über den Ohren hervorstanden; der Degen sollte nicht an der Seite, sondern hinten angebracht werden. Man versah uns mit hohen Handschuhen aus Elenleder, nach Art derjenigen, welche die alten Ritter trugen, und mit Schaftstiefeln. Ein niedriger Dreimaster bildete den Abschluß dieses schönen Kostüms. Der Frack wurde für das Militär bei hoher Strafe verboten und den runden Hut durfte niemand mehr tragen. So ausgestattet konnten wir einander kaum noch wieder-

erkennen, das Ganze glich einer täglich sich wiederholenden Maskerade, und keiner konnte dem andern begegnen, ohne zu lächeln; die Damen aber lachten laut bei unsrem Anblick und nannten uns Vogelscheuchen, monstres. Aber allmählich gewöhnte man sich doch daran, und trotz unsrer sonderbaren Kostümierung begannen wir, ganz wie früher, zu tanzen und beim schönen Geschlecht Beifall zu finden.

Es ist unbegreiflich, wie Kaiser Paul, ein kluger, gebildeter, feinfühlender Mann, dem es nicht unbekannt war, wie sehr man die Uniformen seines Vaters haßte, sich der öffentlichen Meinung zum Trotz dazu entschließen konnte, sogleich eine so gänzlich wertlose Neuerung einzuführen und damit alle Welt gegen sich aufzubringen. Besonders machte sich das in der Garde bemerkbar. Die Abschaffung der von Peter dem Großen eingeführten Uniform erschien den einen als Nichtachtung, den andern als Verbrechen. Die Gardeoffiziere aus feinen Hofmännern in Liniensoldaten zu verwandeln, eine strenge Disziplin einzuführen, kurz alles auf den Kopf zu stellen, hieß die öffentliche Meinung verachten und die gesamte zur Zeit bestehende und durch die Tradition geheiligte Ordnung umstoßen. Sollte er wirklich der Meinung gewesen sein, es sei jetzt der geeignete Zeitpunkt, um das auszuführen, was seinem Vater mißlungen war, jetzt, nach dem glänzenden und berückenden Zeitalter Katharinas! Die Folge davon war, daß ein großer Teil der Gardeoffiziere den Abschied nahm. Wo aber einen Ersatz für dieselben finden? Der Kaiser führte seine gatschinaschen Offiziere in die Garde über, und zwar ohne Berücksichtigung der früher von Peter getroffenen Bestimmungen, mit demselben Range, welchen sie in den damals mißachteten Seebataillonen gehabt hatten. Die Notwendigkeit dieser Maßregel wollte niemand anerkennen, geschweige denn darin einen Akt der Großmut sehen, zur Belohnung derjenigen, welche seine traurige Lage in Gatschina mit ihm geteilt hatten. Alle waren der Meinung, daß dies aus Opposition gegen Katharina geschehe. Leider waren die zur Garde versetzten Offiziere, mit sehr wenigen Ausnahmen, dieser Ehre nicht würdig und konnten den Abgang der früheren nicht ersetzen. Niemand beneidete sie darum, daß der Kaiser ihnen mit offener Hand Landgüter austeilte; das war der Lohn für das, was sie in Gatschina ausgestanden, aber der Garde hätten sie nicht angehören dürfen; denn in dieser Sphäre konnten die gatschinaschen Offiziere nicht heimisch werden.

Die schlimmen Vorahnungen meines Admirals bewahrheiteten sich. Unter dem Vorwande einer Einladung zum Thee ließ mich

der neuernannte Kommandant Gorbunzow zu sich bitten und teilte mir mit, daß ihm ein Feldjäger zugeschickt sei mit dem Auftrage, meinen Admiral mit sich zu nehmen. Gorbunzow gehörte zwar auch zu den „Gatschinaschen“, war aber ein Mann von Gefühl und lauterer Gesinnung. „Suchen Sie das irgendwie einzurichten,“ sagte er zu mir, „daß Ihr Admiral sich wegen seiner Reise nach Petersburg, die laut Befehl in einem einfachen Wagen zurückgelegt werden soll, nicht allzu sehr aufregt, und teilen Sie ihm dieses Malheur mit.“ Ich ersuchte ihn dringend, sich persönlich zum Admiral verfügen zu wollen, da ich es nicht über mich gewinnen könnte, ihm auch nur Andeutungen darüber zu machen. „Nun gut,“ sagte der Kommandant, „der Feldjäger, welcher in betrunkenem Zustande angekommen, muß eingeschläfert werden.“ Er rief einen Offizier herbei und erteilte ihm einen Befehl. Ich begleitete den Kommandanten auf seiner Fahrt und betrat mit ihm zugleich das friedliche und glückliche Haus, das sich alsbald in eine Stätte des Jammers und der Trauer verwandeln sollte.

„Melden Sie mich,“ sagte der Kommandant. Ich trat in das Kabinett und wahrscheinlich muß ich sehr traurig ausgesehen haben, denn der Admiral ließ mich gar nicht zu Worte kommen, sondern fragte gleich: „Nun, was ist passiert?“ Die Thränen traten mir in die Augen und nur mit Mühe konnte ich hervorbringen: „Der Kommandant Gorbunzow ist da.“ Der Admiral stand auf, ging einmal im Zimmer auf und ab, blieb darauf stehen, seufzte und schien mit diesem Seufzer seine Fassung wiedergewonnen zu haben. „Bitte, lassen Sie den Kommandanten näher treten,“ sagte er in seinem gewöhnlichen freundlichen Ton zu mir, „Sie selbst bitte ich zu Jekaterina Fedorowna (seiner Frau) zu gehen, lassen Sie sich aber nicht im geringsten anmerken, daß Sie etwas davon wissen.“

Der Kommandant trat ein und ich leistete dem Befehle des Admirals Folge. Die Frau Admiralin fand ich mitten unter ihren Kindern sitzend. „Was macht Aleksej Grigorjewitsch?“ fragte sie mich. — „Der Kommandant ist bei ihm.“ — „Was ist der Zweck seines Besuches?“ fragte sie mich erregt. „Ich weiß es nicht.“ Der Ausdruck ihres Gesichtes und ihre Bewegungen ließen eine furchtbare Unruhe erkennen. Ist es möglich, vor einem liebenden Weibe etwas geheim zu halten! Die Stimme des Herzens spricht vernehmlich. „Gewiß ist was Besonderes vorgefallen?“ fügte sie hinzu. „Ich glaube, nichts. Vermutlich macht der Kommandant seine Aufwartung.“ — „Mein Gott!“ rief sie aus, „was sind jetzt für schreckliche Zeiten! Man muß sich jeden Augenblick auf ein

Unglück gefaßt machen.“ Ich war froh, als der Admiral mich zu sich rufen ließ. Gorbuntzow war schon fort. „Ich muß Jekaterina Fedorowna vorbereiten, bleiben Sie hier, ich werde Sie rufen lassen, wenn es nötig ist.“ Das hastige Hinundherlaufen und die Absendung eines Boten nach der Apotheke ließen mich erraten, was in den Zimmern der Hausfrau vor sich ging; da ich aber Jekaterina Fedorowna als eine vortreffliche, kluge Frau kannte, die ein edles Herz und einen ungemein lebhaften Charakter besaß, so war ich davon überzeugt, daß der erste Augenblick für sie entsetzlich schwer sein mußte, daß sie sich aber bald darauf in ihrer ganzen Größe zeigen würde. Eine Stunde später trat der Admiral heraus. „Gott sei Dank,“ sagte er zu mir, „sie hat sich beruhigt, gehen Sie zu ihr und helfen Sie, die nötigen Vorbereitungen für meine Reise zu machen.“

Die Frau Admiralin empfing mich mit den Worten: „Voilà encore une jolie page dans la vie de notre Empereur. Il faut fair venir Nicolachka.“ Das war der Kammerdiener des Admirals. In aller Eile packten wir alles Notwendige in die Koffer und sogar einiges Unnütze, was uns die augenblickliche Laune eingab, und schickten Nikolaschka mit einer Privatequipage voraus, die auf jeder Station den Admiral mit bereit gehaltenen Pferden erwarten sollte. Spät abends erschien der Feldjäger. Wir waren mit allen Vorbereitungen fertig, ich ließ dem Feldjäger Thee mit Rum reichen, ein Abendessen und verschiedene Weine vorsetzen, und er schlief schließlich fest ein, während er vorher zum unverzüglichen Aufbruch gedrängt hatte. Unser Zweck, Zeit zu gewinnen, war erreicht, und wir setzten uns zum Nachtmahl hin. Der Admiral und seine Gemahlin aßen wie gewöhnlich, und ersterer war so heiter, daß man glauben konnte, er habe eine Vergnügungsreise vor. Nach dem Souper bewog der Admiral seine Frau dazu, zur Ruhe zu gehen, wobei er ihr die Versicherung gab, nicht vor dem Morgen aufbrechen zu wollen, da er noch einiges Geschäftliche zu erledigen habe. In der That saß er noch lange in seinem Kabinett bei der Arbeit und verließ dasselbe erst um Mitternacht mit Briefen in der Hand. Er trat auf mich zu und sagte: „Das ist alles, was ich im Augenblick für sie thun kann. Sagen Sie ihr, daß Sie mich gefaßt und voller Vertrauen auf die Gerechtigkeit meines Monarchen gesehen haben. Diesen Brief hier,“ fügte er hinzu, „werde ich in das Schlafzimmer meiner Frau legen, ich gebe allen meinen Segen . . .“ Weiter konnte er nicht sprechen. Man hörte es durch, wie ihm die Stimme versagte. Bald darauf verabschiedete er sich und sagte voll Rührung: „Ich habe

von den Meinigen Abschied genommen, sagen Sie meiner Frau, sie soll auf Gott und die Gerechtigkeit des Kaisers hoffen, mein Gewissen ist rein und ich bin ruhig. Lassen Sie den Feldjäger rufen. Diesen konnte man nur mit Mühe wach bekommen. Als er ins Zimmer trat, sagte der Admiral zu ihm: „Ich bin bereit.“ — „Es ist hohe Zeit, Eure Hohe Excellenz, ich danke für die Bewirtung.“ Der Admiral ließ sich seinen Pelz reichen und umarmte mich; ich schluchzte. „Partez demain,“ sagte er, „pour Moscou et tachez d'y trouver du service, les miens vous aideront. Adieu, mon cher.“ Wir stiegen die Treppe hinunter, alle seine Leute erwarteten ihn daselbst und küßten ihm die Hände. „Lebt wohl, Freunde, behütet Jekaterina Fedorowna und meine Kinder, laßt mich, laßt, es ist Zeit.“ Ich half ihm in den Wagen. „Leben Sie wohl,“ sagte er, aber aus diesem „leben Sie wohl“ hörte man heraus, wie schwer ihm ums Herz war.

Auch mir stand zu Hause dieselbe Scene bevor; ich hatte aus Liebe ein Mädchen aus guter Familie geheiratet und hatte schon einen Sohn. Am Morgen teilte ich meiner Frau alles mit und ließ ihr gar keine Zeit, sich ihrem Schmerz zu überlassen.

„Packen Sie eiligst alles Notwendige zusammen,“ sagte ich zu meiner Frau, „ich selbst gehe zur Frau Admiralin, um Abschied zu nehmen und ihr das letzte Lebewohl vom Admiral zu überbringen.“ Um sieben Uhr abends saß ich schon im Reisewagen, verließ, wie mir befohlen war, Reval, und zwar auf Nimmerwiedersehen, und reiste über Pskow (Pleskau) nach Moskau.

8.

Moskau hatte sich seit meinem letzten Besuche ganz verändert. Mißtrauen hatte Platz gegriffen, alle Welt fürchtete sich; indessen fand ich bei den Verwandten des Admirals die alte Herzlichkeit, Gastfreiheit und Bereitwilligkeit, mir durch ihren Einfluß zu helfen. Einer neuen Anordnung zufolge mußte jeder Offizier sich beim Kommandanten Hachs melden. Mit Zittern und Beben trat ich vor sein Angesicht; nachdem er bei allen Offizieren die Runde gemacht, kam die Reihe an mich, und kaum hatte ich meinen Namen genannt, so ergriff er meine Hand und sagte: „Treten Sie, bitte, näher.“ Ich folgte ihm ins Kabinett. „Sie hätten sich die Reise hierher ersparen

können, ich glaube, Sie sind kassiert und mit Ihrem Admiral steht es sehr schlimm." Der gutmütige Ton, in welchem der Kommandant dies sagte, gab mir Mut. Ich setzte ihm in Kürze die ganze Sachlage auseinander und, wie der Admiral so gütig gewesen war, einen von einem früheren Tage datierten Urlaubsschein auszustellen. „Gut," antwortete der Kommandant, „wollen wir zusammen zum Grafen Iwan Petrowitsch fahren, er wird Genaueres wissen."

Bald darauf erschienen wir beide mit dem Kommandanten vor dem Grafen Iwan Petrowitsch Ssaltykow. Dieser richtete an mich verschiedene Fragen in betreff des Admirals, drückte sein Bedauern aus und kam auch auf meine Lage zu sprechen. Er fragte mich, wieviel Tage ich in Moskau bleiben müsse? Ich erklärte ihm, daß ich einen Brief vom Bruder des Grafen Pahlen aus Reval abwarten und mit demselben gleich nach Petersburg reisen wolle. „Nun, dann lassen Sie ihn also hier," sagte der Graf zum Kommandanten, „lassen Sie sich nur nicht von Hertel erblicken," fügte er hinzu, sich an mich wendend. Der Kommandant trat mit mir zusammen aus dem Zimmer des Grafen und sagte mir beim Abschied: „Zu mir komme des Morgens, und, wenn es nötig ist, des Abends um sieben oder acht Uhr, jetzt aber schnell nach Hause. Grüße Anna Matwejewna und Grigorji Grigorjewitsch" (gemeint war die Mutter und der Bruder meines Admirals).

Wem hatte ich diese meine Rettung zu verdanken, obgleich ich nicht einmal begriff, worum es sich handelte? Den wenigen Männern, welche noch aus der Zeit Katharinas übrig geblieben waren und die es insgeheim verstanden, unsern Leuten aus dem Offiziersstande, die von dem, was eben geschah, nichts wußten, einen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Meine Mutter war nicht mehr am Leben; im Alter von neununddreißig Jahren hatte sie der Tod ereilt, und zwar auf dem bei Moskau belegenen Landgut, das nachher mir gehörte. Ich suchte ihr Grabdenkmal auf, kniete nieder und bat sie unter Thränen um Verzeihung dafür, daß ich ohne ihre Einwilligung geheiratet hatte.

Während ich auf den Brief des Baron Pahlen wartete, kam auch meine Frau mit unserm Sohne nach Moskau. Meine und ihre guten Freunde hatten es ihr eingeredet, daß ich als leichtsinniger Ehemann Frau und Kind im Stiche gelassen hätte. Man hatte meiner Frau um einen Spottpreis alle unsre Habseligkeiten abgekauft und sie nach Moskau expediert, um den treulos entflohenen Mann aufzusuchen. Diese Verleumdung erboste mich dermaßen, daß ich nie mehr nach Reval zurückzukehren beschloß. Durch diesen Zwischenfall

gerieten unsre Finanzen auf lange Zeit hinaus in Unordnung. Endlich kam auch der langersehnte Brief vom Baron Pahlen an. Die Verwandten meines Admirals versahen mich mit Empfehlungsschreiben an mehrere einflußreiche Persönlichkeiten, und ich machte mich mitsamt meiner Familie nach Petersburg auf.

Um neun Uhr abends fuhren wir durch die Thore der Residenz; beim Schlagbaum erhielt ich den Befehl, mich um sechs Uhr morgens bei dem Generalgouverneur von St. Petersburg, Grafen Pahlen, zu melden. Wir stiegen in einem Gasthaus ab; früh morgens begab ich mich mit dem Brief des Baron Pahlen zu seinem Bruder. Der Empfangssaal des Grafen war schon angefüllt mit Bittstellern, die alle dem Range nach im Halbkreise herumstanden. Ich nahm bescheiden den letzten Platz ein. Bald darauf trat der Graf ein und wandte sich an den ersten, am Ende der Reihe stehenden Beamten. Nachdem er diesen abgefertigt, sprach er mit einem jeden nach der Reihe, und schließlich kam auch ich daran; mein Herz pochte zum Zerspringen. „Wer sind Sie?“ fragte der Graf. Ich nannte ihm stotternd Namen und Stand und überreichte ihm den Brief seines Bruders. Er öffnete denselben hastig und begann zu lesen. Während des Lesens betrachtete er mich öfters von Kopf bis zu Fuß, und als er fertig war, zerriß er wütend den Brief und sagte mit lauter Stimme: „Ich gebe nichts auf Empfehlungen und werde Sie nicht früher aus Petersburg fortlassen, als bis Sie Ihre Schulden auf Heller und Pfennig bezahlt haben.“ Ich machte Anstalten, mich zu verteidigen. „Excellenz! . . .“ — „Still!“ rief der Graf, und indem er mir den Rücken zuwandte, sagte er zu seinem Adjutanten: „Wolmar, Sie sind mir für diesen Offizier verantwortlich.“ Der Graf verabschiedete sich von allen und zog sich in sein Kabinett zurück. Wolmar rief mich zu sich heran und sagte: „Bleiben Sie hier stehen.“ Eine Viertelstunde darauf hörte man läuten. Mein Wächter sagte zu mir drohend: „Gehen Sie nicht fort,“ und eilte zum Grafen. Von dort zurückgekehrt, sagte er: „Gehen Sie zum Grafen,“ in einem solchen Tone, als wollte er sagen: „Scheren Sie sich zum Teufel,“ und nachdem er mir die Thür gezeigt, fügte er noch hinzu: „Ja!“

Zaghaft trat ich ein und sah den Grafen ohne Uniform, die Hände in die Seiten gestemmt, mitten im Zimmer stehen und zu meinem großen Erstaunen herzlich lachen. Ich erschrak und dachte, er habe den Verstand verloren.

„Nun?“ sagte er zu mir auf deutsch, „Sie haben wohl einen gehörigen Schreck bekommen?“ Mein verstörtes Gesicht bemerkend,

fügte er hinzu: „Das geht schon nicht anders, sagen Sie mir recht schnell, was kann ich für Sie thun?“ Ich konnte kein Wort hervorbringen; der Graf schien mit mir Mitleid zu haben und sagte in freundlichem Tone: „Wollen Sie ein Schreiben an den Grafen Grigorji Grigorjewitsch Kuschelew?“ Ich hatte mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt und wagte es, zu bemerken, daß ich einen Brief an Iwan Loginowitsch Golenischtschew Kutusow besitze.

„Gut,“ sagte der Graf, „es kann nichts schaden, wenn Sie an alle beide einen haben.“ Er gab mir zwei Schreiben und bemerkte dazu: „Wenn man nichts für Sie thun will, so kommen Sie zu mir. Wolmar,“ rief der Graf. Als letzterer erschien, sagte er zu ihm: „Laden Sie diesen Offizier morgen zu mir zum Mittagessen ein. Verstehen Sie?“

Ich verließ zugleich mit Wolmar das Zimmer, und auch dieser Bär zog menschlichere Saiten auf, indem er freundlich zu mir sagte: „Kommen Sie morgen Schlag drei Uhr, aber verspäten Sie sich nicht, sonst wird man Sie abholen.“ Er schrieb sich meine Adresse auf. „Noch immer lebt der Geist der Großen Katharina fort,“ sagte ich zu mir, die Treppe hinuntersteigend. „Was wird aus uns armen Offizieren werden, wenn auch das ganz aufhört?“

Ich gab die Briefe ab und, um den Leser nicht mit meinen persönlichen Angelegenheiten aufzuhalten, sofern sie nicht für den ganzen Geist der damaligen Zeit charakteristisch sind, erwähne ich nur kurz, daß ich unter Angabe eines früheren Datums eine Anstellung im Admiralitätskollegium erhielt, und zwar wurde ich dem Vizepräsidenten Iwan Loginowitsch Golenischtschew Kutusow attachiert.

Dieser ehrwürdige Greis vereinigte in seiner Person die Reliquien Peters I. und Elisabeths und gehörte dem Zeitalter Katharinas an. Bei umfassenden Kenntnissen besaß er die Charakterfestigkeit Peters, die Herzensgüte Elisabeths und das „Magnatentum“ Katharinas. Kaiser Paul, der ihn schon lange kannte, schätzte und achtete ihn. Seine Gemahlin Awdotja Iljinischna war durch große Herzensgüte und einen kindlichen Gehorsam gegen ihren Mann ausgezeichnet; sie erinnerte an das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. So war ich nun ein Bürger Petersburgs geworden und will dasjenige schildern, was ich daselbst an einem jeden Tage gesehen und gehört habe.

9.

Die Entrüstung wuchs in Petersburg von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Der Kaiser warf alles früher Geschaffene über den Haufen und ein jeder, namentlich aber die früheren Machthaber, fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt. Dies ist die Wurzel aller der Widerwärtigkeiten, die der Kaiser nachher erdulden mußte. Nichts von dem, was er ins Werk setzte, fand eine sympathische Aufnahme, alles wurde in ein schlechtes Licht gestellt. Den Wunsch des Sohnes, seinem Vater die gebührende Ehrerbietung zu bezeugen, faßte man ausschließlich als Rachsucht auf, als das Bestreben, seiner Abneigung gegen die Mutter möglichst deutlichen Ausdruck zu verleihen. Ich für meine Person bin andrer Meinung. Das gute und edle Herz Pauls war anfangs ganz erfüllt von dem Gedanken, der Asche seines Vaters die einem Kaiser gebührenden Begräbnisehren zu teil werden zu lassen, wozu er als treuer Sohn verpflichtet zu sein glaubte. In Begleitung Bezborodkos und eines Adjutanten begab sich Paul in das Newskikloster. Mit Hilfe eines Mönchs wurde das Grab durchwühlt und der Sarg geöffnet, der schon in Fäulnis überzugehen begonnen hatte. Beim Anblick der traurigen Ueberreste seines Vaters, der Asche, einiger Tuchfetzen von der Uniform, der Knöpfe und kleiner Stücke von den Stiefelsohlen, vergießt Paul ungeheuchelte Thränen. Der Sarg wird in die Kirche getragen, man setzt ihn auf das Paradebett und der Kaiser ordnet dieselben Ehrenbezeugungen an, die seiner Mutter erwiesen wurden; jeden Tag zweimal wohnte er der Totenmesse am Sarge seines Vaters bei. Er war religiös und die wiederholten Mißgeschicke hatten ihn im Glauben befestigt. Wenn er beständig von einer Seelenmesse zur andern fuhr, stets in seinen Gedanken den Vater und die Mutter verbindend, wie leicht konnte da bei seiner lebhaften Phantasie und der maßlosen Empfindsamkeit seines Herzens in ihm der Gedanke auftauchen: „Das Leben hat sie getrennt, möge der Tod sie, in einem Grabe vereinigt, versöhnen.“ diese Gedanken wurden sofort zur Ausführung gebracht. In feierlichem Aufzuge wurden die sterblichen Ueberreste Peters III. in einem neuen, seiner hohen Würde angemessenen Sarge aus dem Newskikloster aufs Schloß gebracht, und Petersburg sah beide Särge friedlich nebeneinander stehen. Hierbei wollen wir bemerken, daß die Ueberführung der Ueberreste Peters bei 18° Kälte erfolgte und daß die ganze kaiserliche Familie in tiefer Trauer hinter dem Sarge einherging. Als der Kaiser den Sarg neben demjenigen seiner Mutter

aufstellen ließ, dachte er vielleicht: „Dir, mein Vater, erweise ich die gebührende Ehre und dich, meine Mutter, versöhne ich mit dem Schatten deines verstorbenen Gemahls." Dieser poetische Gedanke lag dem Charakter Pauls näher als der Wahn, an dem leblosen Leichnam seiner Mutter Rache nehmen zu müssen. Verleumder sind überhaupt schlechte Herzenskündiger, zumal aber wenn sie sich von ihrem verletzten Selbstgefühl leiten lassen.

Eine andre hochherzige That des Kaisers wurde ebenso falsch gedeutet. Paul begab sich nämlich in Begleitung des Großfürsten Alexander Pawlowitsch und der Generäle seiner Suite in das Haus des Grafen Orlow, wo der berühmte Kosciuszko wohnte. Beiläufig bemerkt, wurde Kosciuszko unter der Kaiserin Katharina, der im Auslande verbreiteten Anschauungen entgegen, mit der seiner edlen Gesinnung und seinem unverschuldeten Ungemach gebührenden Achtung behandelt. Der Kaiser trat bei Kosciuszko ein und sagte: „Bisher konnte ich Sie nur bedauern, jetzt erfülle ich meinen Herzenswunsch, indem ich Ihnen die Freiheit wieder gebe; ich bin hierher geeilt, um Sie persönlich zuerst davon zu benachrichtigen."

Kosciuszko konnte nicht ein Wort hervorbringen; aus seinen Augen rannen Thränen; das rührte den Kaiser noch mehr. Er bat Kosciuszko, neben ihm Platz zu nehmen und suchte durch freundliche Zusprache, ihn wegen seiner Zukunft zu beruhigen.

Kosciuszko, hierdurch ermutigt, wagte es, den Kaiser zu fragen: „Werden auch meine andern Kameraden, die zugleich mit mir in Gefangenschaft geraten, befreit werden?"

„Gewiß," antwortete Paul, „wenn Sie für dieselben die Garantie übernehmen wollen."

„Wenn Eure Majestät gestatten, so will ich mir von ihnen vorher das Ehrenwort darauf geben lassen, daß sie niemals mehr die Waffen gegen Rußland tragen werden. Versprechen sie das, so bin ich bereit, für sie die Garantie zu übernehmen."

Einige Tage darauf reichte Kosciuszko dem Kaiser ein Verzeichnis derjenigen Polen ein, welche mit ihm zusammen gefangengenommen worden waren.

„Garantieren Sie für dieselben?" fragte der Kaiser.

„Für alle, ebenso wie für mich selbst," antwortete Kosciuszko, worauf die Gefangenen sofort in Freiheit gesetzt wurden. Der Kaiser machte Kosciuszko und Potocki ein Gnadengeschenk von je 1000 Seelen (Leibeigenen), gestattete ersterem, seinem Wunsche gemäß, nach Amerika überzusiedeln und that alles, um seine Reise möglichst zu erleichtern. Und in dieser rührend edlen That wollte

man nichts andres sehen, als eine Entwürdigung des Andenkens der großen Katharina.

Um diese irrige Auffassung zu widerlegen, wollen wir des Kaisers eigene Worte anführen; als er Potocki aus Petersburg entließ, sagte er zu ihm: „Ich war stets gegen die Teilung Polens; diese Teilung ist ungerecht und widerspricht den Grundsätzen einer gesunden Politik; aber es ist nun einmal geschehen; werden wohl die andern Mächte das freiwillig abtreten wollen, was sie gewaltsam euch entrissen haben, um euer Vaterland wiederaufzurichten? Wird der Kaiser von Oesterreich und vollends der König von Preußen die von ihnen erworbenen Länder zu Gunsten Polens opfern wollen? Ihnen meinerseits den Krieg erklären, hieße unbedacht handeln, denn der Erfolg ist nicht sicher; darum bitte ich, daß ihr euch keinen unnützen Illusionen darüber hingebt, was nicht mehr rückgängig zu machen ist, widrigenfalls werdet ihr euer geliebtes Polen und euch in noch größeres Unglück bringen."

Diese Worte sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß Paul — ganz abgesehen davon, ob seine Ansicht falsch oder richtig war — bei der Befreiung Kosciuszkos und seiner Kameraden sich von der Ueberzeugung leiten ließ, daß die Teilung Polens eine Ungerechtigkeit war, und daß die Männer, welche für die Verteidigung ihres Vaterlandes die Waffen erhoben hatten, als wahre Helden seine Hochachtung verdienten.

Nach der Beerdigung Peters III. ließ Paul den Grafen Alexej Grigorjewitsch Orlow zu sich rufen; derselbe hatte auf Befehl des Kaisers am Sarge Peters III. Dejourdienst geleistet und beim feierlichen Leichenzuge hinter dem Sarge des Kaisers die Krone getragen. Paul hatte bemerkt, daß die dem Grafen Orlow zu teil gewordene Lehre gar keinen Eindruck auf denselben machte; im Gegenteil, er hatte die ihm auferlegte Pflicht mit einer geradezu herausfordernden Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit vollzogen. Als Orlow erschienen war, sah ihm der Kaiser einige Minuten lang fest ins Auge und sagte darauf: „Als guter Sohn kann ich, Herr Graf, mich leicht dazu hinreißen lassen, meinen Vater rächen zu wollen, ich bin ein Mensch und kann für mich nicht bürgen; wir beide können unmöglich die gleiche Luft atmen, so lange ich auf dem Throne bin, müssen Sie außerhalb Rußland leben. Ihre Papiere für die Reise sind bereit; machen Sie sich auf den Weg und nehmen Sie die Bürde der vielen von Ihnen begangenen Verbrechen mit sich in die Fremde."

Es scheint, der Kaiser habe hier nicht nur auf Peter, sondern auch auf das Fräulein Tarakanow und deren Bruder anspielen wollen*).

Wir wollen jetzt einige Züge aus dem Leben des Kaisers anführen.

10.

Zur Zeit der Krönung in Moskau erhielt Brand, der in der Gardekavallerie gedient hatte und noch unter der Kaiserin von dort in das Archarowsche Regiment als Premiermajor übergegangen war, von dem Gatschinaschen Exerziermeister, Obersten der Garde, ein Billet mit dem Befehl, am Tage darauf um acht Uhr morgens sein Regiment auf dem Jungfernfelde vorzuführen. Um halb acht Uhr hatte sich Brand mit seinem Regiment in Zubowo eingefunden und wartete, bis es auf dem Turm der Erlöserkathedrale acht schlug. Darauf machte er sich sofort auf den Weg, ließ Front machen und das Gewehr vor dem Obersten präsentieren, welcher schon auf ihn gewartet hatte und auf dem Jungfernfelde auf und nieder ging, und erstattete darauf den Rapport. „Du hast dich verspätet," sagte der Oberst, „denn ich habe die Parade um sieben Uhr angesetzt." — „In Ihrem Billet," antwortete Brand, „steht acht Uhr." — „Das ist nicht wahr," antwortete der Oberst, „zeigen Sie doch her." Brand wies den Zettel vor. Der Oberst las ihn durch und zerriß ihn darauf. „Du bist ein Schuft," rief Brand, „warum hast du den Zettel zerrissen? Du verstehst nicht richtig zu schreiben und willst mir die Schuld in die Schuhe schieben." — „Aha! Junger Mann!" rief der Oberst, „du glaubst wohl, du dienest noch dieser alten . . ."

Kaum hatte der Oberst dieses unanständige Wort genannt, als er eine wohlverdiente, gehörige Ohrfeige abbekam. Der Oberst wankte. Brand hatte damit noch nicht genug, er versetzte ihm eine zweite, noch kräftigere Ohrfeige, und der Oberst stürzte mit ganzer Wucht zu Boden. Brand setzte ihm den Fuß auf die Brust, spuckte ihm ins Gesicht und sagte: „Aus Achtung vor der Uniform erlaube ich dir noch, mich zu fordern." Der Oberst aus Gatschina hatte kein Verständnis für solche Worte, er reichte einen Rapport ein, welcher

---

*) Es scheint demnach, daß Sanglen an die Echtheit dieser Prätendenten glaubte. Schiemann.

eine genaue Beschreibung der Thätlichkeiten und des sonstigen Sachverhalts enthielt. Brand wurde sofort zum Gemeinen degradiert und zwar in demselben Regiment. Er war ein vortrefflicher Mann, gebildet, von edler Gesinnung; in der Soldatenuniform war er stolz auf seine That. Er unterschrieb sich stets als „Ritter des weißen Gurts". Acht Tage vor der Abreise des Kaisers nach Petersburg erschien ein Feldjäger und forderte den Gemeinen Brand vor den Kaiser. Als er ins Kabinett trat, legte Paul ein Papier, das er in der Hand hielt, auf den Tisch und sagte, auf Brand zutretend: „Beim himmlischen König gibt es keine ewigen Strafen und beim irdischen Herrscher soll es auch keine geben. Sie haben sich gegen die Subordination vergangen und ich habe Sie dafür bestraft; das ist in der Ordnung. Aber Sie sind als anständiger Mann für Ihre Kaiserin eingetreten; geben Sie mir einen Kuß, Herr Oberstlieutenant."

Diese Anekdote zeigt das edle Herz Pauls in seiner ganzen Größe, und das um so mehr, als sich niemand für Brand verwandt hatte.

Der Kommandant von St. Petersburg, Kotlubitzki, ein herzensguter Mensch, hatte Mitleid mit den vielen Offizieren, welche für verschiedene Vergehen im Frontdienst eine Arreststrafe abbüßten, und als er mit seinem Rapport über die in die Residenz Angereisten und aus derselben Abreisenden fertig war, blieb er noch vor dem Kaiser stehen mit einer langen Papierrolle in der Hand.

„Was ist das!" fragte der Kaiser.

„Ein kleiner Plan, Eure kaiserliche Hoheit, man muß das Wachthaus durch einen Anbau erweitern."

„Wozu denn das?"

„Es ist so eng, daß die Offiziere weder sitzen noch liegen können."

„Dummes Zeug!" sagte der Kaiser, „sie sind doch nicht eines Staatsverbrechens wegen eingesperrt. Heute soll die eine Hälfte aus der Haft entlassen werden und morgen die andre, dann wird für alle Platz genug sein; der Anbau ist unnütz, auch künftig soll so verfahren werden."

Während meines Aufenthaltes in Nishnji Nowgorod, wovon später die Rede sein wird, ereignete sich folgender bemerkenswerte Fall. Fürst Ssibirski und General Turtschaninow, welche aus Petersburg nach Sibirien in die Verbannung gingen, machten auf ihrer Reise im Posthof von Nishnji Nowgorod Station. Der Polizeimeister von Nishnji Nowgorod Kelpen meldete sich beim Herrn Zivil-

gouverneur E. F. Kudrjawzow und teilte ihm die Ankunft der Reisenden mit, wobei er ihre elende Lage schilderte: Ihre Füße seien von den eisernen Fesseln ganz wund gerieben und beide befänden sich in dem Zustande völliger Erschöpfung, außerdem seien sie im Herbst abgereist, daher unterwegs von dem Winter überrascht worden, und hätten weder Pelze, noch warme Mützen und Stiefel, auch an Geld fehle es ihnen.

E. F. Kudrjawzow, ein äußerst ehrenhafter und edeldenkender Mann, händigte dem Polizeimeister tausend Rubel Banko ein und befahl ihm, zu Fürst Gruzinski, Fürst Trubetzkoi, Zacharjin und Ljeniwzew zu fahren und ihnen zu sagen, er habe tausend Rubel gespendet, sie mögen auch ihrerseits etwas für die Reisenden thun. Es waren lauter reiche Leute, und sie gaben mehr, als der Gouverneur erwartet hatte. Dieser ließ dem Fürsten Ssibirski und Turtschaninow die Fesseln abnehmen, alles Nötige für sie einkaufen und den Rest des Geldes ihnen abgeben. Gleich nachdem der Polizeimeister sich entfernt hatte, ließ er seinen Kanzleidirektor Ssolmanow rufen und diktierte ihm einen Bericht an Seine Majestät, der, soweit ich mich erinnere, folgendermaßen lautete: „In der Voraussetzung, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, wenn die beiden Verbrecher, Fürst Ssibirski und Turtschaninow, lebendig an ihrem Bestimmungsorte einträfen und dort ihre Verbrechen bereuten, habe ich, nachdem ich mich während ihrer Durchreise durch Nishnji Nowgorod davon überzeugt, daß sie krank und ihre Füße voller Wunden sind, und daß sie trotz der inzwischen eingetretenen Winterkälte weder Pelze, noch Mützen, noch auch Geld haben, ihnen die Fesseln abnehmen und sie mit allem Nötigen versorgen lassen, und glaube damit den Willen meines Kaisers erfüllt zu haben, worüber ich das Glück habe, Eurer Majestät Bericht zu erstatten."

Kurz darauf erhielt der Gouverneur ein allerhöchstes Reskript, soweit ich mich erinnere, folgenden Inhalts:

„Sie haben mich richtig verstanden; Ihre menschenfreundliche Handlungsweise hat in meinem Herzen einen Widerhall gefunden, und zum Zeichen meines besonderen Wohlwollens übermittele ich Ihnen anbei die Insignien des heil. Annenordens I. Klasse, die Sie anzulegen haben u. s. w."

Dieser Schritt, welcher von der Herzensgüte und dem Edelmut des Kaisers sogar Verbrechern gegenüber — ob vermeintlichen oder wirklichen, ist hierbei gleichgültig — Zeugnis ablegt, zeigt zugleich, wie der Kaiser von seiner Umgebung verstanden wurde.

Ein Lieutenant reichte einmal beim Kaiser eine Klage gegen

seinen Hauptmann ein, der ihm eine Ohrfeige versetzt hatte. Der Kaiser ließ ihm folgende, wahrhaft ritterliche Resolution mitteilen:

„Ich habe ihm den Degen zur Verteidigung des Vaterlandes und seiner persönlichen Ehre gegeben, aber offenbar versteht er es nicht, mit demselben umzugehen; deshalb soll er aus dem Dienst entlassen werden."

Einige Zeit darauf reichte derselbe verabschiedete Offizier wieder eine Bittschrift um dienstliche Verwendung ein. Der Vizepräsident des Kriegskollegiums meldete dies und erbat sich darüber Befehl, mit welchem Rang man ihn anstellen solle. „Natürlich mit demselben Rang, in welchem er vorher gedient hat," antwortete der Kaiser, „was der Kaiser einmal gegeben hat, nimmt er nicht zurück."

Ein andermal nahm der Kaiser Paul auf der Tzaritzinwiese einem unter dem Kommando A. B. Zapolskis stehenden Bataillon Preobrashenzer die Parade ab. Das Bataillon führte die Uebungen nicht gut aus. Der Kaiser geriet in Zorn und schickte dasselbe vom Exerzierplatz fort. Nunmehr marschierte, laut Befehl, ein Bataillon des Ssemjonowschen Regiments unter Graf Golowkin von der Gartenstraße her über die damals vorhandene kleine Brücke auf. Kaum hatte der Kaiser, bei dem der Zorn noch nicht verraucht war, das Bataillon bemerkt, so rief er gleich: „Schwach, schwach!" Golowkin wandte sich zu den Soldaten und ermunterte sie mit den Worten: „Gut, Kinder, gut!" Der Kaiser rief unausgesetzt: „Schwach, schwach!" Golowkin wiederholte seinerseits: „Gut, gut!" Als aber der Kaiser hinzufügte: „Abscheulich, greulich!" kommandierte Golowkin: „Halt! Rechtsum marsch!" und verließ den Exerzierplatz wieder durch die Gartenstraße abmarschierend. Der Kaiser wandte sich an den Grafen Pahlen und sagte: „Was thut er? Rufen Sie ihn zurück!" Graf Pahlen eilte Golowkin nach und übermittelte ihm den Befehl des Kaisers, umzukehren. „Melden Sie Seiner Majestät," antwortete Golowkin, „er habe sich über das Preobrashensche Bataillon geärgert, meine Soldaten marschieren aber tadellos. Wenn der Kaiser ‚schlecht' ruft und ich ‚gut', so macht das die Leute irre und es kann wirklich schlecht gehen. Ich werde dem Kaiser heute mein Regiment nicht vorführen." Wie sehr sich auch Graf Pahlen ihn zu überreden bemühte, Golowkin zog mit seinem Regiment in die Kasernen ab. Graf Pahlen kam zurück und überbrachte die Antwort. „Pfui!" rief der Kaiser, „was ist das für ein empfindlicher Deutscher! Uebrigens hat er recht! Du bist ja auch ein Deutscher, söhne uns mit einander aus, bitte Golowkin zu mir zum Mittagessen." Dieser Vorfall kann als Beweis dafür dienen, wie der Kaiser stets bereit

war, seine Heftigkeit einzugestehen und seine Beleidigungen wieder gut zu machen.

Hiernach erscheint die damals über ihn herrschende Ansicht, er habe den Tyrannen spielen wollen, nicht gerechtfertigt; ein Tyrann hätte Golowkin für seinen offenbaren Ungehorsam exemplarisch bestrafen lassen; zugleich aber ersieht man hieraus, wie falsch diejenigen handelten, welche aus unnützer Angst und wegen Abänderung der Uniform aus dem Dienst traten und dadurch den Kaiser Kutaissow und Konsorten, sowie den gatschinaschen Offizieren überlieferten. Da fand sein ritterlicher Geist schon keine Nahrung mehr. Auch hier bewährte sich das Sprichwort: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten.“

Noch eine andre Anekdote will ich erzählen zum Beweise dessen, wie der Kaiser stets bereit war, alles Böse, was er durch seine maßlose Heftigkeit angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Paul Wassiljewitsch Tschitschagow hatte durch seine großen mathematischen Kenntnisse, durch seine Charakterfestigkeit und edle Gesinnung schon auf den ersten Rangstufen sich bei den Offizieren der Flotte allgemeine Achtung erworben, unabhängig davon, daß sein Vater Wassilji Jakowlewitsch unter Katharina mit Auszeichnung die Flotte befehligt hatte, voller Admiral und Ritter des heil. Andreas- und Georgsordens I. Klasse war, was damals sehr viel sagen wollte.

Bei der Thronbesteigung des Kaisers war Paul Wassiljewitsch schon seit mehreren Jahren Hauptmann ersten Ranges. In der Flotte wurde die Anciennität streng eingehalten und keiner konnte den andern überspringen, es sei denn wegen einer ganz hervorragenden Leistung.

Der Kaiser berief Barjatynski und setzte ihn über Tschitschagow. Vielleicht hätte Tschitschagow diese Kränkung noch ertragen, da sie ihn nur ganz allein betraf; als aber sein Vater vom Lande nach Petersburg angereist kam, um sich wegen eines Augenleidens behandeln zu lassen, und der Kaiser ihn aus der Residenz verweisen ließ, weil er ohne besondere Erlaubnis die Reise unternommen hatte, da bat Paul Wassiljewitsch um seinen Abschied und zog sich auf sein väterliches Gut bei Schklow*), eine Schenkung Katharinas, zurück. Unter Katharina hatte die russische Flotte gemeinsam mit der englischen operiert; der Kaiser anerkannte den Nutzen dieser Einrichtung für die Flotte und wandte sich an den englischen Hof mit der Anfrage, ob unser Geschwader sich, wie bisher, der englischen

---

*) Im Gouvernement Mohilew. Anmerk. d. Uebers.

Flotte anschließen könne. Ohne diesen Vorschlag abzulehnen, wollten die Engländer aber vorher wissen, wer der Befehlshaber der Flotte sein werde. Die Antwort lautete, daß das Geschwader, wie bisher, unter dem Oberbefehl des Vizeadmirals Chanykow absegeln werde; da wurde von englischer Seite die Bitte ausgesprochen, P. W. Tschitschagow an seine Stelle zu setzen, einen Offizier, der ihnen bekannt sei und sich dadurch hervorgethan hätte, daß er mit seiner einen Fregatte „Venus" mehrere Preise genommen. Unser Hof erwiderte, daß Tschitschagow nicht mehr in aktivem Dienst stände und außerdem seinem Range nach kein Geschwader befehligen könne. Es erfolgte die Antwort, daß in England die Führer der Geschwader nicht nach dem Rang, sondern nach ihrer persönlichen Tüchtigkeit ernannt würden und daß man sich von dem Anschluß der russischen Flotte keine großen Erfolge versprechen könne, wenn es nicht möglich sei, Tschitschagow zu schicken. Sofort wurde an Tschitschagow durch einen Feldjäger der Befehl übermittelt, er solle sich unverzüglich in Petersburg einfinden, um eine dienstliche Stellung anzutreten. Paul Wassiljewitsch hatte die Kühnheit, dem Kaiser brieflich auseinanderzusetzen, daß er nicht dienen könne. Der Inhalt dieses Briefes war, soweit mir erinnerlich, folgender: „Der russische Edelmann dient einzig und allein um der Ehre willen und ist berechtigt, zu erwarten, daß seine Leistungen beim Kaiser Anerkennung finden. Er hoffe niemals darauf, den wohlverdienten Ruhm seines Vaters zu erreichen; aber trotz der großen Verdienste des alten Mannes, sei derselbe von Seiner Majestät aus Petersburg verwiesen worden, wo er für sein Augenleiden Linderung zu finden hoffte. Der langjährige, eifrige Dienst seines Vaters habe keine Anerkennung gefunden. Wozu solle denn also ein russischer Edelmann dienen? Seine Aussichten für die Zukunft seien so wenig verlockend, daß er nicht in den Dienst zu treten wünsche." Sofort wurde ein zweiter Feldjäger aus Petersburg nach Schklow abgeschickt, mit dem Befehl, Tschitschagow nach Petersburg zu bringen und ihn direkt dem Kaiser vorzustellen. Hatte nun der Kaiser den kecken Brief Tschitschagows vergessen oder wollte er aus Achtung vor dem Urteile Englands seinen Zorn nicht zeigen, genug, er empfing Tschitschagow zuerst in huldvoller Weise, teilte ihm den Schriftwechsel mit dem englischen Hofe mit und stellte ihm sogar das Recht anheim, englische Uniform zu tragen. „Ich bin ein Russe," erwiderte Tschitschagow, „und will nur russische Uniform tragen und keine andre; die Gründe aber, welche es mir nicht gestatten, in den Dienst zu treten, hatte ich das Glück Eurer Majestät in meinem alleruntertänigsten Schreiben auseinanderzusetzen."

Bei der Erinnerung an den Brief geriet der Kaiser außer sich und ging mit erhobener Hand drohend auf Tschitschagow los, welcher zurückweichend sagte: „Gedulden Sie sich ein wenig, Majestät, entehren Sie hier dies nicht,“ wobei er auf den Georgsorden hinwies, „was ich mit meinem Blute erkauft habe.“ Darauf nahm er den heil. Georgs- und Wladimirorden ab, desgleichen den goldenen Degen für Tapferkeit und fügte hinzu: „Jetzt kann der Spaß losgehen!“ Das reizte den Kaiser noch mehr zum Zorn. Er stürzte auf Tschitschagow los, schimpfte, schlug ihn unbarmherzig, riß ihm die Uniform und das Kamisol vom Leibe und suchte ihn hierauf, ganz erschöpft, zur Thür hinauszustoßen. Tschitschagow erfaßte aber den Kaiser am Rockschoß und so gelangten sie alle beide in das Zimmer, wo A. A. Naryschkin, Gr. Kuschelew, Oboljaninow und Kutaissow standen. „Entschuldigen Sie,“ sagte Tschitschagow zu diesen, „er hat mir die Kleider vom Leibe gerissen.“ Der Kaiser gab ihm noch einen Stoß und rief voller Wut: „Auf die Festung mit ihm!“ Tschitschagow wandte sich an den Kaiser und sagte: „Bitte, meine Geldtasche zu verwahren, sie ist in meinem Rock geblieben.“ Naryschkin gab Tschitschagow seinen Mantel, er wurde in eine Kutsche gesetzt und nach dem Aleksejewschen Ravelin abgeführt. Der Kaiser Paul hatte ein hitziges Temperament; da er aber von Herzen ein sehr guter Mensch war, so waren ihm Bosheit, Hinterlist und Rachsucht fremd. Der erste Augenblick seines Zornes war furchtbar, aber sehr bald folgte die Reue. Er schämte sich, war wütend über seine eigene Heftigkeit. — Als er sich beruhigt hatte, ließ er Tschitschagow eine bessere Wohnung in der Festung anweisen, befahl, ihm alles, was er fordern würde, herbeizuschaffen, und erteilte ihm die Erlaubnis, seine eigene Bedienung und seine Sachen bei sich zu haben. Am Tage darauf richtete der Kaiser ein Handschreiben an den alten Vater Tschitschagows, den Admiral, worin er sich über den Eigensinn des Sohnes beklagte und den Wunsch äußerte, der Alte solle ihm befehlen, in den Staatsdienst zu treten. Der Admiral übersendet das kaiserliche Handschreiben seinem Sohne, nachdem er unter dasselbe folgende Worte hingeschrieben: „Vergiß, mein Sohn, die deinem Vater zugefügten Kränkungen, und wenn das Vaterland deiner Dienste bedarf, so gehorche dem Willen des Kaisers.“ Als Paul Wassiljewitsch das kaiserliche Handschreiben mit der Zuschrift des Vaters erhalten hatte, schrieb er mit dem Bleistift darunter: „Der Sohn gehorcht seinem Vater,“ und sandte es an den Kaiser. „Ein guter Sohn kann kein schlechter Unterthan sein,“ sagte der Kaiser zu Graf Kutaissow, und Tschitschagow wurde direkt aus der

Festung vor den Kaiser geführt. „Wollen wir das Geschehene vergessen,“ sagte Paul zu ihm, „wir sind beide heftig und wollen uns beide bessern.“ Paul Wassiljewitsch Tschitschagow wurde zum Konteradmiral mit dem Anciennitätsrecht ernannt, erhielt den Annenordnen I. Klasse und den Oberbefehl über das nach England absegelnde Geschwader.

Im Anschluß an diese Fälle, welche von der Herzensgüte des Kaisers zeugen, muß ich diejenigen erwähnen, welche von der Grausamkeit der mit der Ausführung seiner Befehle beauftragten Personen begleitet waren. Der Kaiser hatte anbefohlen, die von der Kaiserin nach England gesandten Offiziere von da zurückzuberufen, damit sie den praktischen Seedienst erlernten. Unter diesen befand sich Lieutenant Akimow, ein Poet voll feuriger Einbildungskraft. Als er aus England zurückkehrte und die von Paul vorgenommenen Veränderungen sah, erschien ihm ganz Rußland auf den Kopf gestellt, und als er erfuhr, daß man an der marmornen Isaakskirche einen Aufbau aus Backstein gemacht hatte, schrieb er in einer Anwandlung dichterischen Zornes und noch im Geiste der englischen Freiheit folgende Verse nieder, die er an die Isaakskirche anschlug:

„Von zweier Kaiser Zeit
Gibt dieses Denkmal Kunde,
Gebaut aus leichtem Ziegelstein,
Auf festem Marmorgrunde.“

Akimow, mit einem einfachen Frack bekleidet, war gerade dabei, diese Verse an die Mauer der Isaakskirche anzuheften, als er von einem Schutzmann abgefaßt wurde. Auf den Ruf dieses Wächters der Ordnung kam ein Polizeioffizier herbeigeeilt und Akimow wurde verhaftet. Der Vorfall wurde dem Kaiser gemeldet, und dieser erteilte Oboljanow und dem Generalintendanten der Flotte, Bahle, den Befehl, Akimow exemplarisch zu bestrafen. Oboljanow und Bahle ließen ihm die Ohren und die Zunge abschneiden und ihn nach Sibirien verschicken; nicht einmal von seiner Mutter durfte er Abschied nehmen, deren einziger Sohn und einzige Stütze er war; alles dies muß dem grausamen Eifer der Vollstrecker des Befehls zugeschrieben werden. Lange Zeit wußte niemand, wo Akimow geblieben war, und erst unter Alexander, als alle Verschickten und darunter auch Akimow die Erlaubnis zur Rückkehr erhielten, erfuhr man die Einzelnheiten dieses Vorfalls.

Es passierten auch komische Dinge. Fast jeden Tag machte der Kaiser, vor dem Mittagessen um etwa zwei Uhr, einen Spazierritt

in Begleitung von Kutaissow oder Uwarow und andrer. Alle Zivilbeamten, welche hierbei dem Kaiser begegneten, hatten Befehl, ihren Mantel oder Pelz abzuwerfen, den Dreimaster vom Kopfe zu nehmen, eine Verbeugung zu machen und stehen zu bleiben, bis der Kaiser vorübergeritten war. Auf einem dieser Spazierritte begegnet dem Kaiser einmal ein Mann im Bärenpelz, mit einem runden Hut, der keine von den Vorschriften erfüllte. Ins Palais zurückgekehrt, ließ der Kaiser den Grafen Pahlen zu sich rufen.

„Ich bin einem Menschen begegnet," sagte er, „mit einem runden Hut, in einem mit grünem Tuch überzogenen Bärenpelz; derselbe hat keine einzige meiner Anordnungen erfüllt. Es muß wohl ein aus Orel angereister Staatsrat sein. Laß ihn ausfindig machen, zu dir rufen, setze ihm die Wichtigkeit seines Vergehens auseinander, befiehl, ihm hundert Stockhiebe zu geben und ihn nach Orel zurückzubefördern."

Jeder Widerspruch war in solchen Fällen unmöglich, der Befehl mußte unverzüglich vollstreckt werden. Graf Pahlen ließ einen mit grünem Tuch überzogenen Bärenpelz leihen, den ersten besten Lakaien aufgreifen, ihn mit dem Pelz und Hut anthun und, in Begleitung von zwei Polizeidragonern, mit blank gezogenem Säbel, am Palais vorbei direkt zu sich bringen. Der Lakai, in seinen Pelz eingehüllt, erschien vor dem Grafen.

„Schämen sollten Sie sich, Herr Staatsrat," sagte dieser zu ihm, „daß Sie den Befehlen Seiner Majestät nicht nachkommen! Sie trifft gerechterweise der Zorn des Kaisers, denn es ist befohlen worden, Ihnen hundert Stockhiebe geben zu lassen und Sie nach Orel zurückzubefördern. Man soll ihm einen Reisepaß ausstellen," fügte er zu Wolmar gewandt hinzu.

Diese Worte waren für die Oeffentlichkeit bestimmt, der im Kabinett gefaßte Beschluß lautete anders. Der vermeintliche Staatsrat wurde in eine Kibitke gesetzt, sein Reisepaß bei der Thorwache verzeichnet, und nachdem man mit ihm noch einige Werst weiter gefahren, nahm man ihm den Pelz und den Hut ab, gab ihm fünfundzwanzig Rubel mit der Weisung, zu schweigen, und ließ ihn zu Fuß nach Petersburg zurückspazieren.

Die unter dem Beinamen „la belle de nuit" bekannte Fürstin Golitzyn hatte sich einige etwas unbedachte Ausdrücke zu schulden kommen lassen. Der Kaiser befahl dem Grafen Pahlen, ihr deshalb „den Kopf zu waschen". Pahlen fuhr zur Fürstin, verlangte ein Waschbecken nebst Seife, Wasser und einem Handtuch, trat, als man ihm alles dies gebracht hatte, (ehrerbietig) auf die Fürstin zu,

nahm ihr ehrerbietig die Haube vom Kopfe und wollte seine Operation beginnen. „Was machen Sie, Herr Graf?“ rief die Fürstin. „Ich erfülle den Willen Seiner kaiserlichen Hoheit,“ antwortete der Graf, „Seine Majestät hat mir befohlen, Ihnen den Kopf zu waschen.“ Nachdem er ihr gründlich den Kopf gewaschen, machte er ihr eine Verbeugung und brach auf, um dem Kaiser zu melden, daß er seinen Befehl vollstreckt.

Aus diesen und noch vielen andern Vorfällen sieht man, daß Paul leider an zeitweiliger Geistesstörung litt, eine Folge seines traurigen, einsamen Lebens. Sein Verdacht richtete sich gegen alle ohne Ausnahme, und als das Michaelspalais fertig und er dahin übergesiedelt war, wurde er so mißtrauisch, daß er sogar an der guten Gesinnung der kaiserlichen Familie zu zweifeln begann. Schwere Wolken zogen am Horizonte auf und häuften sich immer mehr und mehr, die Leidenschaften wüteten, der Boden war unterwühlt, und mitten in Petersburg erhob sich die von ihm errichtete Zwingburg, welche mit Fallbrücken und einer Wache ausgestattet war. Niemand verstand ihn, und trotzdem, daß er mit vollen Händen seine Gnadengaben austeilte, vermochte er doch keinen einzigen von den seine Umgebung bildenden und von ihm mit Wohlthaten überhäuften, wirklich hohlen und unfähigen Männern für sich zu gewinnen. Alle, sowohl die Guten wie die Schlechten, waren um ihre eigene Person besorgt, niemand war davor sicher, bei dem ersten Zornesausbruch nach Sibirien verschickt zu werden.

II.

Paul wird immer ein psychologisches Rätsel bleiben. Mit seinem guten, warm fühlenden Herzen, seiner hochherzigen Gesinnung, seinem hellen Verstande, seiner leidenschaftlichen Gerechtigkeitsliebe, bei all seiner an alte Zeiten erinnernden Ritterlichkeit, — war er der Schrecken seiner Unterthanen. Die Frage, ob er wirklich ein Tyrann sein wollte, oder ob ihn die Verhältnisse als solchen erscheinen ließen, bleibt offen. Während der ganzen Zeit, wo seine Mutter regierte, befand er sich in einem Zustand der Erniedrigung, mußte sogar vielfach mit samt seiner Familie Mangel leiden. Die Favoriten, die Großen des Thrones ließen es an der geziemenden Hochachtung ihm gegenüber fehlen, sei es um Katharina zu gefallen oder aus Ge-

meinheit, weil sie sich vor ihrem Zorn fürchteten, und als es bei Hof bekannt wurde, die Kaiserin gehe mit der Absicht um, an seiner Stelle Alexander zum Thronerben zu ernennen, wie viel Kränkungen mußte er da nicht erdulden! Die glänzenden Einrichtungen Katharinas fanden bei seinem gereiften Verstande keinen Beifall, schienen ihm mit dem Geiste des Volkes und seiner niedrigen Kulturstufe nicht im Einklang zu stehen. — „Die Kaiserin," hörte man in Gatschina sagen, „hat Gerichte nach europäischem Muster eingeführt, aber nicht daran gedacht, vorher für die nötigen Richter zu sorgen." — „Der Nakas*) der Kaiserin," behauptete er, „ist eine reizende Spielerei, damit streut sie den Ausländern Sand in die Augen, betrügt ihre Großen und alle sind ganz benommen davon, aber eine Ausführung der darin enthaltenen schönen Lehren ist ganz unmöglich."

Es ist ganz natürlich, daß er infolge der ihm beständig widerfahrenden Kränkungen alles bekrittelte, alles schädlich fand. Dienstfertige Höflinge hinterbrachten dies der Kaiserin; man teilte ihm verschiedene Aussprüche der Kaiserin mit, die sie vielleicht niemals gethan hatte; so wurde das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn mit jedem Tage immer mehr und mehr untergraben; was aber das schlimmste war, beider Herzen blieben nicht ganz frei von Bosheit. Seine Heftigkeit war allgemein bekannt. Wenn es erforderlich war, den Bestand seiner gatschinaschen Offiziere aus den Reihen der Seebataillone zu komplettieren, so wollte kein ordentlicher Mensch zu ihm; nur diejenigen gingen zu ihm, denen an den aus dem Arsenal Seiner Hoheit gelieferten Uniformen, Stiefeln, Handschuhen und einem schnellen Avancement mehr gelegen war, als an einer anständigen, rücksichtsvollen Behandlung der Offiziere. Das wußte er, ärgerte sich darüber, wurde aber immer verstockter, anstatt sich zu bessern.

Plötzlich und ganz unerwartet besteigt er den Thron mit solchen Grundsätzen, wie sie in dem engen Kreis seines gatschinaschen Lebens entstanden waren, wo der Dienst seine einzige Beschäftigung und Zerstreuung bildete. Er sucht dies auf die Garde zu übertragen. Durch Marschübungen, durch eine lächerliche Frisur und Uniform, durch kränkende Aussprüche, ja sogar Schimpfwörter, durch Arreststrafen ertötet er jenen vornehmen Geist, jene höflichen Umgangsformen und jenen Respekt vor dem Rang, welche sich unter Katharina eingebürgert und unter ihr Wunder gewirkt hatten. Die meisten

*) Siehe S. 27.

Offiziere aus der Zeit Katharinas kommen um ihren Abschied ein; er ärgert sich, nimmt darauf keine Rücksicht, gibt ihnen den Abschied und setzt größtenteils seine gatschinaschen Leute an ihre Stelle. Den Heerführern Katharinas und ihren hervorragenden Ratgebern versagt er seine Anerkennung, umgibt sich mit seinen früheren Kammerdienern ꝛc., schenkt ihnen sein Vertrauen und besetzt mit ihnen die höchsten Posten im Staate. Ist es da zu verwundern, daß von der Gewalt dieses moralisch-politischen Sturmes das Zeitalter Katharinas in einem Augenblick weggefegt wurde, und daß niemand wußte, wie und was er thun sollte! Es gab nichts Beständiges mehr, und alle irrten wie im Nebel umher. Jeder Augenblick brachte eine neue Ueberraschung, welche den Anschauungen und Gepflogenheiten der früheren Zeit zu widersprechen schien. Die Rangklassen, Ordensbänder wurden ihrer ursprünglichen Bedeutung beraubt, Arreststrafen, Dienstentlassung, bisher etwas Unerhörtes, waren jetzt ganz an der Tagesordnung. Edle Gesinnung, das was die Franzosen point d'honneur nennen und was alle so hoch schätzten, sank gänzlich in seinem Werte. In den ersten Jahren der Regierung Pauls kam noch einiges zum Vorschein, was an die Großen Katharinas erinnerte, indem diese Edelmut genug dazu besaßen, im Dienste auszuharren, der vielen Kränkungen und Verunglimpfungen nicht zu achten, etwas, was die Garde nicht verstand, obwohl sie damit bis zu einem gewissen Grade den Geist aufrecht erhalten hätte, der zu Katharinas Zeiten alle Stände beseelte. Hier glänzten noch einige Zeit die Namen Bezborodko, Troschtschinski, Fürst Kurakin, Ssuworow, Derfelden, Repnin und andre, welche nur der unerbittlichen Notwendigkeit wichen.

Zuletzt verloren alle in diesem Wirrwarr den Kopf; Männer wie Kutaissow, Oboljaninow, Araktschejew, Lindener und andre Fremdlinge erschienen auf der Bildfläche und in ihrer Umgebung verlor der Kaiser selbst den Kopf und verfiel in eine Art periodischen Wahnsinns. Aber auch während dieser Umnachtung seines Geistes gab es Augenblicke, wo sein heller Verstand, seine strenge Gerechtigkeitsliebe, Herzensgüte, ja majestätische Größe blitzartig aufleuchteten. Diese kostbaren Augenblicke der Nachwelt zu überliefern, ist mein Bestreben gewesen; nach denselben kann man sich ein Urteil darüber bilden, was dieser Kaiser hätte sein können, wenn nicht die drückenden Verhältnisse seines Vorlebens seinen Charakter überreizt hätten. Am Ende seiner Tage sah er in ordentlichen, begabten Menschen nur seine Feinde, mit Ausnahme derjenigen, welche er aus Gewohnheit bei sich behalten, die er mit Ehren und Geld reich belohnt

hatte, die es aber nicht verstanden, ihn vor der drohenden Gefahr zu bewahren. Die Unzufriedenheit war eine allgemeine.

Zu dieser inneren Stimmung der Gemüter kam noch der schwere Druck der äußeren Beziehungen unsres Hofes zu den übrigen europäischen Staaten. Der Kaiser wechselte schnell seine Ueberzeugung. Von wahrhaft ritterlichem Geiste beseelt, war er voller Entrüstung über die Roheiten der französischen Revolution und plötzlich trat er aus Bewunderung für den Mann, welcher unter dem bescheidenen Titel eines ersten Konsuls mit fester Hand die Zügel der Regierung in Frankreich ergriffen hatte, offen auf seine Seite und wandte seinen Haß gegen England und Oesterreich. Napoleon verstand es meisterhaft diese Vorliebe des Kaisers für ihn auszunutzen. Nach dem österreichisch-englischen Kriege waren in Frankreich sechstausend Mann russischer Gefangener zurückgeblieben. Napoleon schrieb an den Grafen Nikita Petrowitsch Panin, er habe Oesterreich und England einen Austausch der russischen Gefangenen vorgeschlagen, die ihr Blut für diese Staaten vergossen, jene aber wären auf seinen Vorschlag nicht eingegangen. Deshalb habe er sich dazu entschlossen, diese Gefangenen mit Kleidung und Waffen zu versehen und samt ihren Offizieren, Fahnen u. s. w. ohne Lösegeld nach Rußland abziehen zu lassen. Er habe den Wunsch, der Gefangenschaft dieser tapfern Leute ein Ende zu machen und damit vor aller Welt zu bezeugen, wie groß die Hochachtung der Franzosen vor den russischen Kriegern sei, deren Tüchtigkeit sie auf dem Schlachtfelde kennen gelernt. Hierdurch stieg Napoleon natürlich noch mehr in der Achtung Pauls und der Kaiser ließ ihm bereits öffentlich seine volle Anerkennung zu teil werden; er bestellte ein Glas Malaga und leerte es auf das Wohl Napoleons; darauf ließ er sich die Karte von Europa bringen, breitete sie auf dem Tische aus, bog sie in zwei Hälften, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Nur so können wir Freunde bleiben!“

Napoleon ging noch weiter. Mit großem Geschick erfaßte er den charakteristischen Zug Pauls, der ein echter Ritter war. Er bot ihm die Insel Malta an und sprach dabei den Wunsch aus, Paul solle sich zum Großmeister des Ordens ernennen. Napoleon wußte, daß die Engländer Malta nicht abtreten würden, und daß Paul, durch ihre Haltung gereizt, ihnen den Krieg erklären würde, was in der That auch geschah.

Schon im Jahre 1780 hatte Katharina während des amerikanischen Krieges den Neutralitätsvertrag der Nordstaaten zu stande gebracht. Im Jahre 1800 schloß Paul, ihrem Beispiele folgend,

eine ähnliche Konvention mit Dänemark, Schweden u. s. w., um der Allgewalt der englischen Kreuzerflotte Schranken zu setzen. Als Paul davon Nachricht erhielt, daß die englische Flotte vor Kopenhagen erschienen, befahl er den gesamten Besitz der Engländer in Rußland zu beschlagnahmen. Die Engländer faßten das als Kriegserklärung auf, und ihre Flotte bedrohte Kronstadt und sogar Petersburg selbst. Diesen Umstand machte sich unsre aristokratische Partei zu Nutzen, in deren Mitte der tolle Plan entstanden war, Paul vom Throne zu stürzen. Man verbreitete in Petersburg allenthalben Angst und Furcht wegen des baldigen Erscheinens der Engländer, wegen des Bombardements von Kronstadt und prophezeite Petersburg den unvermeidlichen Untergang, um dadurch das ohnehin schon unzufriedene Publikum vorzubereiten . . .

. . . Paul ist nicht mehr. Wenn man die einzelnen Züge seines Charakters und die äußeren Verhältnisse, welche einen nachdrücklichen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, ins Auge faßt, so kann man nicht umhin, diesen unglücklichen Kaiser zu bedauern. Bei ganz hervorragenden Kenntnissen, strenger Gerechtigkeitsliebe, war er ein Ritter nach alter Art. Dies beweist die hochherzige Bereitwilligkeit, mit welcher er den überall verjagten Bourbonen eine Zufluchtsstätte bot, sowie sein uneigennütziges Bestreben, Europa von den Verheerungen der Revolution zu befreien. Er berief die Herrscher Europas zum Bunde und bot der Türkei seine Hilfe und Freundschaft an. Ssuworow richtete in Italien alles dasjenige wieder auf, was von Napoleon erobert und umgestürzt worden war, und trotz dieser ritterlichen Thaten hat seine vierjährige, kurze Regierung Rußland in einer ganz unglaublichen Weise erschüttert, und, welch eigentümlicher Widerspruch! er wollte die Selbstherrschaft fester begründen, untergrub sie aber gerade durch seine Handlungen. Indem er in der ersten Hitze einen General, einen Kaufmann, einen Unteroffizier und einen Feldjäger alle zusammen in einer Kibitke verschickte, belehrte er uns und das Volk allzu früh darüber, daß der Unterschied der Stände keine Bedeutung habe. Das hieß den Boden der Alleinherrschaft einfach untergraben, denn ohne diesen Unterschied kann sie sich nicht halten. Paul war uns entweder zu früh, oder zu spät gegeben. Wenn er Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen auf dem Throne gefolgt wäre, so hätten wir seine Regierung gesegnet. Er kam aber nach Katharina, nach einer Zeit der Duldsamkeit, Milde, des Glückes, und erhielt den Titel eines Tyrannen. Sein hitziges Temperament hat ihn zu Grunde gerichtet . . .

Meine Erzählung vom Kaiser Paul will ich mit einer Anekdote abschließen, die darüber Aufschluß gibt, wie er über seine Selbstherrschaft dachte. Er fragte einmal den französischen Gesandten:

„Où avez vous diné hier, M-r l'Ambassadeur?"

„J'ai diné, Votre Majesté, chez le Prince Kourakine (Alexander Borissowitsch). C'est véritablement un grand Seigneur."

„Sachez, M-r l'Ambassadeur," antwortete Paul, „qu'il n'y a de grand Seigneur, que celui, au quel je parle et pendant que je lui parle."

Wollen wir den Vorhang herunterlassen, damit unsre Augen vor dem weiteren Anblick dieses Schauspiels verschont werden, und wollen wir zu erfreulicheren Ereignissen übergehen. Auf dem Throne Rußlands regiert Alexander der Gesegnete.

II. Teil.

Alexander I. und Nikolaus.

I.

Am 12. März 1801 um fünf Uhr morgens erschien ein Bediensteter des Admiralitätskollegiums mit der mündlichen Meldung, daß der Kaiser Paul I. in der Nacht einem Schlaganfall erlegen, und daß an alle der Befehl ergangen sei, sich zur Eidesleistung im Winterpalais einzufinden. Diese Nachricht versetzte mich in die größte Aufregung. Es stiegen in mir Zweifel auf; infolge meiner jugendlichen Unerfahrenheit kam ich auf den Gedanken, Kaiser Paul könnte befohlen haben, diese Nachricht zu verbreiten, um zu sehen, ob seine Unterthanen sich bei der Kunde von dieser so plötzlich erfolgten Katastrophe erfreut oder betrübt zeigen würden. Ich kleidete mich schnell an und nahm, in voller Uniform, mit bekümmertem Antlitz und schwerem Herzen, meinen Weg zum Winterpalais. Welche Gedanken durchkreuzten nicht unterwegs meinen armen Kopf! Plötzlich erinnerte ich mich der Ereignisse am letzten Abend, den ich beim Grafen Golowkin verbracht hatte, und dessen, was ich im Hause des Grafen Pahlen gesehen hatte*). Alles dies brachte mich noch mehr in Verwirrung. „Wer ist heute dejourierender Flügeladjutant?“ fragte ich mich selbst. „Wenn ich nicht irre, ist es Arssenjew. Er muß über alles sichrere Auskunft geben können.“ Ich suchte ihn auf und traf ihn beim Ankleiden; sein Kammerdiener war ein Franzose, der gut russisch sprach; in seiner Gegenwart wagte ich weiter nichts zu sagen, als:

„Du hast, glaube ich, heute Dejour?“

„Jawohl!“ antwortete Arssenjew; „du aber scheinst mir heute nicht ganz wohl zu sein?“ fuhr er fort.

„Allerdings, ich habe Kopfschmerzen.“

Als Arssenjew sich angekleidet hatte, erzählte ich ihm, was man mir gemeldet hatte. „Um Gottes willen, sprich nicht darüber!“ antwortete er; „wie ist es denn möglich, daß ich, als Flügel-

*) Die Einzelheiten über diesen Vorfall fehlen in dem russischen Original. Anmerk. d. Uebers.

adjutant, nichts davon weiß? Irgend ein Trinker, Betrüger oder Verrückter hat sich das ausgedacht. Wollen wir zusammen ins Palais fahren*).

Ich warf einen Blick durchs Fenster und bemerkte einige Leibwagen**), welche mit verschiedenen Habseligkeiten aus dem Michaelspalais zum Winterpalais fuhren.

„Sieh doch!“ sagte ich zu Arssenjew.

„Ja so,“ antwortete er, „der Hof siedelt aus dem Michaelspalais ins Winterpalais über; dort ist es unerträglich feucht. Die Kutsche steht bereit, wollen wir aufbrechen.“

Als wir an die Brücke gekommen waren, stiegen wir, wie gewöhnlich, aus dem Wagen, nahmen den Hut in die rechte Hand, den Stock in die linke, marschierten „links, rechts, links, rechts“ bis zu dem Hauptportal des Schlosses und traten in den Thorweg, um uns etwas zu erholen. Sehr befremdend war es für mich, zu sehen, daß Leibgrenadiere anstatt der Preobrashensker auf Posten standen. Der Major, welcher die Wache befehligte, trat auf uns zu und fragte Arssenjew: „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Ich bin dejourierender Flügeladjutant.“

„Ich frage, wen Sie zu sprechen wünschen?“

„Ich wünsche den Dejourdienst beim Kaiser anzutreten,“ antwortete Arssenjew ärgerlich.

„Bei welchem Kaiser?“ fragte der Major.

„Welche Frage? Wir haben nur einen Kaiser Paul!“

„Folgen Sie mir gefälligst auf die Hauptwache.“

Der Major wandte sich darauf zu mir und fragte: „Und wen wünschen Sie zu sprechen?“

Ich hatte mir schon eine Antwort zurechtgelegt.

„Ich bin auf dem Wege zum Admiral Kuschelew.“

„Der ist heute nacht in sein eigenes Haus übergesiedelt. Da werden Sie ihn finden,“ sagte der Major, indem er mir den Rücken zuwandte und mit Arssenjew auf die Hauptwache ging. Ich war sehr froh darüber, von dem Major nicht weiter behelligt zu werden, und begab mich zurück zu unserm Wagen. Bei dem Denkmal Peters des Großen ließ ich halten und dachte darüber nach, was ich thun und wie ich Arssenjew befreien sollte. Plötzlich sehe ich eine Kutsche

---

*) Wir erfuhren, daß die „Miljonnaja“ die ganze Nacht hindurch abgesperrt gewesen, und daß kein lebendes Wesen von der Polizei weder hinein noch herausgelassen worden war. Anmerk. d. Verf.

**) Damals hieß alles bei Hof „Leib“, z. B. Leibkastrolle, Leibmedikus u. s. w. Anmerk. d. Verf.

im vollen Galopp über die Brücke jagen, was früher nicht vorkam. Ich erblicke in derselben Fedor Petrowitsch Uwarow und kehre wieder zum Schloßportal zurück; kaum war er aus der Kutsche gesprungen, so stand ich schon vor ihm und erzählte ihm meine Erlebnisse. Uwarow rief den Major herbei, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und Arssenjew erschien.

„Wollen wir gehen, meine Herren," sagte Uwarow, „ich habe Befehl erhalten, die Leiche des Kaisers auf den Katafalk stellen zu lassen."

Wir näherten uns dem Schlafgemach, vor dessen Thür zwei Schildwachen vom Ssemjonowschen Regiment standen. Wir traten ein . . . die Leiche des Kaisers lag starr da. Ich konnte mich nicht der Thränen enthalten, sprach bei mir ein leises Gebet und drückte einen Kuß auf die Hand des entschlafenen Monarchen . . . dann eilte ich aus dem Zimmer. Auf der Treppe begegnete ich Personen, welche die Weisung erhalten hatten, gemeinsam mit den Doktoren die Leiche des Kaisers aufzubahren. — Um zehn Uhr morgens begab ich mich ins Winterpalais. Hier waren fast alle Säle voll von Militär- und Zivilbeamten. Im ersten Saal erblickte ich Arkadji Alekssejewitsch Sstolypin mit Ssperanski, Arm in Arm gehend, den ich hier zum erstenmal sah. Mitten im Saale hörte man einige Offiziere ihre Freude darüber äußern, daß man nach alter Art Fracks und runde Hüte tragen werde. Ich trat in den zweiten Saal. Hier saß Graf N. A. Zubow am Kamin, vor ihm stand Fürst Jaschwil. Sie waren von einigen der Persönlichkeiten umgeben, welche ich am Abend vorher beim Grafen Pahlen gesehen hatte. Laut sagte Zubow zu Jaschwil . . . aber ich wandte mich ab, begab mich in den ersten Saal zurück und erblickte den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, welcher, mit der Lorgnette in der Hand, in der Thür stand und unverwandt auf die um den Kamin Sitzenden blickte; scheinbar für sich, aber deutlich vernehmbar, sagte er: „Ich würde sie alle hängen lassen." Mit diesen Worten kehrte er in den ersten Saal zurück und ich folgte ihm. Hier hatte schon die Vereidigung begonnen und alle gaben, einer nach dem andern, ihre Unterschrift. Plötzlich verstummte der Lärm und das Gerede, General Uwarow erschien mit dem Thronfolger, ihm den Weg durch die Menge bahnend. Der neue Kaiser ging langsam, seine Kniee schienen einzusinken, sein Haupthaar war aufgelöst, seine Augen verweint; er blickte gerade vor sich hin, den Kopf von Zeit zu Zeit, wie zum Gruße, neigend; sein Gang, seine ganze Haltung ließen einen Menschen erkennen, der vom Schmerz gebeugt und von dem unerwarteten Schicksalsschlage schwer getroffen

war. ... Inmitten der freudigen Stimmung, welche unter allen Ständen herrschte, war Alexander der einzige Traurige ... der Anblick des betrübten Kaisersohnes gewann ihm aller Herzen. Als die Vereidigung beendet war, gingen alle auseinander.

2.

Jetzt muß ich den Leser bitten, seine Aufmerksamkeit für einige Augenblicke meiner eigenen Person zuzuwenden. Zwei Wochen vor dem Tode des Kaisers Paul hatte ich, ungeachtet der Bitten meiner Freunde und der Ermahnungen meiner Vorgesetzten, ein Gesuch um Entlassung aus dem Dienste eingereicht. Ich entschloß mich dazu, weil ich die Thränen meiner Frau nicht mehr ansehen konnte, welche in beständiger Angst um mich war, wenn sie hörte, daß einer oder der andre von den Offizieren unglücklich oder außer Dienst gesetzt sei. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander aber rieten mir alle, mein Gesuch zurückzuziehen; das schien mir aber wenig taktvoll. „Was wird der Kaiser sagen?" dachte ich; „meinem Vater hat er nicht dienen wollen, und nun bittet er wieder um seine Anstellung." Niemand, und am wenigsten ich selbst, vermochte es, diese thörichte Idee aus meinem jungen und unerfahrenen Kopfe zu vertreiben. Vierzehn Tage nach der Thronbesteigung erhielt ich meinen Abschied. Jetzt erst kam mir der Gedanke, an mich selbst die Frage zu richten, was ich unternehmen sollte. In Petersburg zu bleiben war unmöglich, und an Mitteln besaß ich geradezu gar nichts. Nach langer Ueberlegung, welche auch hätte kürzer sein können, entschloß ich mich, meine Möbel und alles Nötige, aber auf der Reise Unnütze zu verkaufen und dann zu verreisen; aber wohin? Im Gouvernement Nishnji Nowgorod besaß ich ein ödes Stück Land von etwa dreihundert Deßjätinen. „Wollen wir dahin reisen," sagte ich zu meiner Frau, „eine Wirtschaft einrichten, Ackerbau treiben." Wir zählten unser Geld und fanden, daß es für die Reise nicht ausreicht. Zum Glück war ein guter Bekannter und Freund, der, gleich mir, auch seinen Abschied genommen hatte, gerade im Begriff, auf seine Besitzungen im Gouvernement Nishnji Nowgorod zu reisen. Dieser machte mir den Vorschlag, die Reise gemeinschaftlich zu Wasser zurückzulegen. Was war da lange zu überlegen? Es wurde ein großes, verdecktes Fahrzeug gekauft, welches wir in zwei Hälften teilten; ich, meine

Frau und mein Sohn richteten uns gemeinsam mit A. P. auf dem Schiff ein und machten uns auf die Reise, um unsre Tage der Landwirtschaft zu widmen. Mein ursprünglicher Plan erweiterte sich dadurch, daß A. P. mir vorschlug, zu ihm auf sein Gut zu reisen und dort zu leben, bis ich in meiner Einöde festen Fuß gefaßt hätte. Der Vorschlag wurde in einer recht delikaten Form gemacht, denn er versicherte, ich könnte ihm bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten behilflich und nützlich sein. Warum sollte ich nicht darauf eingehen, um so mehr, als unsre Reise dadurch einen bestimmten Zweck erhielt?

Ich will den Leser nicht mit einer Schilderung unsrer weiten, langweiligen Reise hinhalten. Kostroma erregte besonders mein Interesse; wir machten da Station, um uns ein wenig zu erholen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um dem Ipatjewschen Dreifaltigkeitskloster einen Besuch abzustatten. Hier erfolgte die vorläufige feierliche Annahme der ihm angetragenen Moskauschen Zarenkrone durch Michael Feodorowitsch Romanow; und wie einfach und anspruchslos sieht es hier aus! Der Platz, an welchem er während der feierlichen Handlung gestanden hat, ist mit einer eichenen Ueberdachung geschmückt, auf welcher die Wappen aller damaligen Wojewodschaften und Städte geschnitzt sind; an der hinteren Seite ist dieses einfache, sogar unbemalte Denkmal von innen mit rotem Tuch ausgeschlagen, und darauf steht der Buchstabe M aus ganz schmaler Goldborte. Weder Silber noch Gold gibt es da, alles ist ganz schlicht, und doch erweckt das Ganze ein Gefühl der Ehrfurcht vor diesem Denkmal. Der Mönch, welcher mich herumführte, erzählte mir zwei interessante Anekdoten, die ich dem Leser mitteilen will, weil sie mit der Großen Katharina in Beziehung stehen. Als die erhabene Herrscherin das Kloster besuchte, hatte man, wahrscheinlich wohl, weil man ihr einen Gefallen erweisen wollte, den Buchstaben M in E*) verändert. Katharina ärgerte sich darüber, verließ die Kirche und kehrte nicht eher in dieselbe zurück, als bis das E wieder durch das frühere M ersetzt war, welches, wie Katharina sich ausdrückte, würdiger wäre, diesen Platz einzunehmen.

Die andre Anekdote zeigt, wie Katharina es verstand, die Meinung des Volkes, ja sogar den Aberglauben desselben zu achten, und dadurch eine „große" Frau wurde. Sie stand schon an dem Platz, wo ihr Vorgänger, Michael Feodorowitsch, gestanden hatte, da erblickte sie eine anständig gekleidete Dame, welche sich dem Bilde der heiligen Mutter Gottes genähert hatte; die Dame betete, kniete

*) Die russische Initiale der Kaiserin. Anmerk. d. Herausgebers.

nieder und legte eine große Papierrolle vor dem Heiligenbilde hin. Katharina wunderte sich darüber und befahl dem neben ihr stehenden Generaladjutanten, die Dame zu fragen, was das für Papiere seien. Dieser kommt zurück und meldet der Kaiserin: „Die Dame hat der Mutter Gottes eine gegen Eure Kaiserliche Hoheit gerichtete Bittschrift überreicht.“ Die Kaiserin ließ sie rufen und sagte: „Wofür bestrafen Sie mich so schwer, daß Sie der heiligen Mutter Gottes eine Bittschrift gegen mich einreichen?“ — „Ich habe zu wiederholten Malen,“ antwortete die Dame, „Eure Majestät mit einem Gesuch zu belästigen gewagt, worin ich über die Ungerechtigkeit der Richter Klage führte, welche mich einer mir zukommenden Besitzlichkeit beraubt haben. Da ich aber keine Antwort erhielt, so entschloß ich mich, die heilige Mutter Gottes zu bitten.“ — „Nehmen Sie Ihr Gesuch zurück und übergeben Sie es mir; ich will selbst Ihre Angelegenheit untersuchen und Ihnen zu Ihrem Recht verhelfen.“ In der That hielt die Kaiserin ihr Versprechen und ließ der Dame das ihr unrechtmäßigerweise fortgenommene Gut zurückerstatten; dem Richter ließ sie eine Geldstrafe auflegen.

Eine derartige Handlung ist mehr geeignet, bei den Unterthanen Anhänglichkeit an ihre Fürsten zu wecken, als die Austeilung von Belohnungen, denen oft kein wahres Verdienst zu Grunde liegt.

Nach manchen Mißgeschicken, Beunruhigungen und Entbehrungen verschiedener Art gelangten wir schließlich an das Ziel unsrer Reise, und, o wehe! alles dasjenige, was mir im Gedanken vorgeschwebt, alles, was, aus der Ferne betrachtet, mir vorteilhaft, ja sogar anziehend erschienen war, erwies sich an Ort und Stelle als ungeeignet oder, richtiger gesagt, als völlig unmöglich. Das plötzliche Scheitern aller meiner Pläne und die trostlosen Aussichten für die Zukunft versetzten mein Herz in heftige Aufregung und zogen mir schließlich eine Krankheit zu. Meine Frau erkrankte gleichfalls. Man brachte uns krank nach Nishnji Nowgorod. Wie unsre Leute uns zur Stadt hineingeschafft, wie es kam, daß es nach einem schweren Fieberanfall zuerst mit mir und darauf mit meiner Frau wieder besser zu gehen anfing — kann ich noch bis heute nicht begreifen. Kaum war ich so weit, daß ich auf den Füßen stehen konnte, so meldeten sich auch die Sorgen. Unsre Leute hatten zur Bestreitung der Ausgaben für die Wohnung, Medizin u. s. w. während unsrer Krankheit fast alle unsre Habseligkeiten, das Silberzeug, Uhren u. s. w. verkauft; zum Glück war aber mein Frack unangetastet geblieben, so daß ich in anständiger Kleidung vor dem Publikum erscheinen konnte. Da ich niemand kannte, begab ich mich

direkt zum Zivilgouverneur und setzte ihm offen meine Lage auseinander; indes hatte er schon davon Kenntnis erhalten. Der Herr Zivilgouverneur empfing mich aufs liebenswürdigste, öffnete mir sein Haus und belebte in mir aufs neue die Hoffnung. Dank seinem Einfluß und den Bemühungen von M. S., dessen Bekanntschaft ich beim Gouverneur machte, wurde ich von der Adelsversammlung zum Assessor des Gewissensgerichts erwählt.

3.

Das Gewissensgericht war vom Kaiser Alexander nach dem Tode Pauls I. aufs neue eingeführt worden. Hier ereignete sich ein Vorfall, den ich mitteilen zu müssen glaube, weil er einen bedeutenden Einfluß auf die zukünftige Gestaltung meines Geschickes gehabt hat. In Nishnji Nowgorod lebte ein Mann, der durch seine Sonderlichkeiten und seinen Reichtum bekannt war. Dies war der Lieutenant a. D. Narmondski; er trug einen langen russischen Kaftan*) aus Sammet und verbrachte seine Tage in völliger Zurückgezogenheit von aller Welt. Ich hatte von ihm öfters gehört, ihn aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Eines Morgens in der Frühe erscheint bei mir der Polizeimeister von Nishnji Nowgorod, Kempeck, früherer Fähnrich in preußischen Diensten, daher mit einem langen, bis an den Gürtel reichenden Zopf versehen, und eröffnet mir folgendes: „Herr Narmondski befindet sich in einer unglücklichen Lage, er ist aber mein Wohlthäter. Es ist nämlich hier ein verabschiedeter Major T. angekommen, der von den Erben Narmondskis für fünftausend Rubel Banko das Anrecht auf ein aus zweitausend Bauernseelen bestehendes Gut käuflich erworben haben will. Er hat im Zivilgerichtshof Unterstützung gefunden; das Gericht hat, auf Grund des Antrages T.s, an Narmondski die Forderung ergehen lassen, vor demselben zu erscheinen und Rede zu stehen. Dieser hat keins von beiden gethan, sondern die Erklärung abgegeben, daß bei seinen Lebzeiten, zumal für fünftausend Rubel, niemand das Gut von zweitausend Bauernseelen kaufen könne, ohne die Krone zu betrügen. Die Gerichtsbehörde hat ihn verhaften lassen. Narmondski bittet

---

*) Ein langer, in der Taille fest anliegender und nach unten gefallener Rock. Anmerk. d. Uebers.

um die Erlaubnis, beim Gewissensgericht eine Bittschrift einreichen zu dürfen." Der Richter, Fürst G., war verreist; ich ergriff mit Freuden die Gelegenheit, einen Verfolgten zu schützen, und erklärte dem Polizeimeister, daß da gar keine Frage sein könne, er solle nur sein Gesuch einreichen. Unterdessen schickte ich an den Fürsten eine Estafette mit folgendem Schreiben: „Kommen Sie, Herr Fürst, so bald wie möglich; man bedrückt hier einen Unschuldigen; er hat beim Gericht ein Gesuch eingereicht, und ich habe schon die ersten Schritte gethan. Um Gottes willen, kommen Sie recht bald, damit man uns nicht eine ehrliche Sache entreißt." Der Fürst eilte sofort herbei; wir forderten vom Zivilgericht die Herausgabe der Akten und ließen auf Grund des betreffenden Gesetzartikels Narmondski unverzüglich aus der Haft befreien. Der Major T. lehnte es ab, sich dem Urteilsspruch des Gewissensgerichts zu unterwerfen, und wir unsrerseits wiesen auf Grund eben dieser seiner Weigerung seinen Antrag zurück, unter Darlegung der völligen Gesetzwidrigkeit desselben. T. reiste nach Petersburg und führte beim Justizminister Klage über den Fürsten und mich; die Folge davon war, daß wir nach Petersburg citiert wurden. Unsre Beredsamkeit und die Wärme, mit welcher wir die Unschuld in Schutz nahmen, gereichten dem Major T. zur Schande. Er wurde abgewiesen; was aber mich anbetrifft, so wurde befohlen, mich in den Staatsdienst aufzunehmen; ich erhielt eine Anstellung als Vizepräsident der Apanagenverwaltung zu Moskau.

4.

Damals erstreckte sich die Verwaltung des Apanagenbureaus über mehrere Gouvernements, zusammen achtzigtausend Bauernseelen. Mein Gott! mit welcher Begeisterung eilte ich nach Moskau, um sobald als möglich mein Amt anzutreten und Verteidiger und Beschützer von achtzigtausend Seelen zu werden. Ich wähnte schon, wirklich ihr Wohlthäter zu sein. Hierbei gereichte es mir zur großen Freude, daß der Herr Domänenminister beim Abschiede zu mir sagte: „Schreiben Sie direkt an mich: ich habe in Moskau einen alten, aber achtbaren Mann als Rat (Präsident) angestellt. Sie sind noch jung, voller Thatkraft; Ihnen vertraue ich das Schicksal einer beträchtlichen Anzahl von Menschen an. Auf Sie setze ich meine Hoffnung; schreiben Sie direkt an mich!" Was konnte es

Besseres geben? Ich schenkte diesen Worten Glauben und freute mich über die menschenfreundliche Gesinnung des Ministers. Die Folgen davon werden wir kennen lernen. — Der Chef des Apanagenbureaus, der Rat K., war ein guter, weichherziger, völlig energie- und willenloser, recht einfältiger Greis und beschäftigte sich vorwiegend damit, daß er mit Oelfarbe kleine Schäden an den Gemälden der Grafen Scheremetjew und Mussin-Puschkin ausbesserte. Diesem Umstande verdankte er seine Vertrauensstellung; aber außerdem hatte er noch eine Stütze an seiner listigen Frau, einer intimen Freundin der damals allbekannten Praskowja Stepanowna, der Geliebten des Domänenministers. Diese verachtenswerte Freundschaft ließ mich auch den Rat und seine Frau verachten, welche sich eines mit so häßlichen Mitteln erworbenen Ansehens erfreuten, auch bei den Kollegen und Bureaubeamten, die wegen jener schimpflichen Beziehungen vor dem Chef geradezu krochen. In der That schalt ich oft meine Untergebenen und ließ mehr als einmal das einem Bauern gewaltsam Abgenommene ihm zurückerstatten. Acht Tage nach meinem Amtsantritt erschien eine Bäuerin des Dorfes Kolomenskoje in der Behörde, warf sich vor dem Rat auf die Kniee und bat ihn um seinen Schutz. „Mein Mann," sagte sie, „der Vater von fünf minderjährigen Kindern, soll nach dem Beschluß der Dorfgemeinde als Rekrut abgegeben werden, um einen reichen Bauern, an dem die Reihe ist, davon zu befreien." Der Rat wandte sich an den Sekretär, welcher erklärte, daß dabei gar nichts zu machen sei, da dies auf Beschluß der Dorfgemeinde geschehen sei. „Wieso nichts zu machen?" rief ich aus; „man lasse den Dorfschulzen rufen und erfahre von ihm, ob die Klage der Bäuerin berechtigt ist; dieser armen Frau gebe man aber den Trost, daß ihre Bitte nicht unberücksichtigt geblieben." Der Sekretär sagte zum Rat: „Das wird nur unsre Arbeit vermehren." — „Wozu sind wir denn aber sonst da," sagte ich, „wenn nicht dazu, um denjenigen zu helfen, welche Unrecht leiden?" Was ich auch sprechen mochte, wie eifrig ich auch aus Mitleid für jene arme Frau eintrat — alles war vergebens. Der Rat erklärte der Bäuerin, daß in diesem Falle nichts weiter zu machen sei, da alles auf gesetzlicher Grundlage, nach dem Beschluß der Dorfgemeinde, angeordnet sei, und daß die Verwaltungsbehörde sich weiter auf die Angelegenheit nicht einlassen könne. Die Bäuerin ging unter Thränen; ich aber eilte nach Schluß der Behörde ins Dorf Kolomenskoje direkt zu dem Schulzen; nachdem ich ihn genau über alles ausgefragt, ob der Bauer sich nicht irgend etwas hatte zu schulden kommen lassen, und nachdem diese Frage von ihm ver-

neint worden war, stellte ich ihm die ganze Ungerechtigkeit ihrer Handlungsweise vor Augen und ermahnte ihn, eine Versammlung der Dorfgemeinde einzuberufen und die Bauern zu einer Abänderung ihres gewissenlosen Beschlusses zu überreden. Am andern Tage kam der Dorfschulze zu mir gefahren und eröffnete mir, daß der erste Beschluß aufgehoben sei; der reiche Bauer, an dem die Reihe gewesen, habe jemand gestellt, der freiwillig für Geld an seiner Statt die Rekrutenpflicht übernommen, und der Mann der Bittstellerin sei davon befreit worden. Ich freute mich sehr darüber, daß der Vater seiner minderjährigen Familie erhalten blieb, und der Schulze bemerkte in seiner Herzenseinfalt: „Was hast du, Väterchen, für ein weiches Herz!“ Gleich darauf erstattete ich dem Minister, seinem eigenen Befehle gemäß, darüber Bericht ab, was ich einzig und allein aus Menschenliebe gethan hatte.

Mit der nächsten Post erhielt ich vom Herrn Minister eine Antwort, die folgendermaßen lautete: „Obgleich ich den Regungen Ihres Herzens volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich Ihnen bemerken, daß die guten Erfolge einer jeden Behörde von dem einmütigen Zusammenwirken aller Glieder abhängig sind.“

Wie also? Einerseits darf ich in meinen Handlungen der Regung meines Herzens nicht folgen und andrerseits findet dieselbe doch Anerkennung. Wie der Herr Minister will, aber ich kann mir daraus keinen Vers machen und werde der Ansicht seiner Excellenz zuwider so handeln, wie es mir mein Gewissen und meine Ehre gebietet; weiter aber geschehe, was Gott will! Bald darauf trat ein Fall ein, bei dem ich die von mir ausgesprochenen Grundsätze praktisch zur Anwendung bringen konnte.

In der Apanagenverwaltung lief ein Rapport über die noch andauernde Bauernrevolte im Amtsbezirk Karpowo ein; vor mir war schon der zweite Gehilfe des Rats dahin abgesandt worden, aber die Bauern hatten ihn mit Ruten empfangen und aus dem Dorfe hinausgejagt. Der Generalgouverneur, Graf Ssaltykow, war im Begriff, eine Abteilung Soldaten abzuschicken, um die Ordnung wiederherzustellen. Die Verwaltung erteilte mir die Weisung, ich sollte mich nach dem Dorf Karpowo begeben und die Aufrührer zur Ruhe bringen. Ich meldete mich beim Grafen Ssaltykow und ersuchte ihn, keine Soldaten zu schicken, sondern mich allein fahren zu lassen.

„Man wird Sie totschlagen,“ sagte mir der Graf.

„Ich glaube es nicht, Erlaucht.“

Der Graf: „Sie haben gelobt, den ersten, der aus Moskau zu ihnen kommen würde, totzuschlagen.“

Ich: „Das beweist deutlich, daß die Bauern gewichtige Gründe zur Unzufriedenheit haben; was aber mich anbetrifft, so habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, mir ihren Unwillen zuzuziehen."

Der Graf lächelnd: „Das kann aber geschehen. Fahren Sie in Gottes Namen, und wenn Sie zurückkehren, so kommen Sie direkt zu mir."

Ich mietete mir unverzüglich einen Wagen, nahm einen Beamten aus der Verwaltung mit mir und machte mich in Begleitung meines eigenen Dieners auf den Weg.

Bei Anbruch der Nacht kamen wir auf dem Amt Brelj an, von wo Karpowo nur noch acht Werst entfernt war. Der Dorfschulze von Brelj erzählte mir, daß noch am heutigen Tage in Karpowo eine Versammlung der Dorfgemeinde stattgefunden, auf welcher der Ortsgeistliche mit dem Kreuz erschienen sei, um die Leute zu beschwichtigen; diese aber hätten ihn gründlich durchgeprügelt und gesagt: „Mach, daß du davon kommst, in Moskau hat man den Erzbischof erschlagen, dich aber werden wir mit einem Schlage ins Jenseits befördern!" Der Schulze berichtete mir auch noch von andern Einzelheiten und schloß mit der Bitte, nicht dahin zu fahren, denn jene hätten geschworen, wenn jemand aus der Apanagenverwaltung zu ihnen kommen würde, so würden sie diesem „Gauner" den Garaus machen. „Guter Rat kommt über Nacht," sagte ich, „ich will mich zuerst ausschlafen; du aber, Schulze, wähle mir acht Vertrauensmänner aus, kräftige Leute, mit unter dem Rock versteckten Stricken, sie sollen mich zu Pferde begleiten; ich habe sie nur nötig, damit sie mich auf einem Nebenwege bis zum Amt bringen und damit sie dir davon Kunde geben können, wenn man mich totschlagen sollte.

Des andern Morgens stand ich früh auf, ließ anspannen und begab mich mit den acht Vertrauensmännern nach dem Dorf Karpowo. Kurz darauf rief einer meiner Begleiter: „Da ist auch schon Karpowo!" Als wir das Dorf erreicht hatten, befahl ich den Vertrauensmännern sich in der ersten Bauernhütte zu verstecken, einen von ihnen behielt ich bei mir, die übrigen sollten auf weitere Befehle von mir warten. Kaum war ich bis zur Kirche gekommen. als die Sturmglocke zu läuten anfing. Ich schickte meinen Begleiter auf den Glockenturm, mit dem Befehl, noch stärker zu läuten. Inzwischen war aus einem der Kirche gegenüber gelegenen Hause der mit Schlägen arg zugerichtete Geistliche getreten und zu mir herangekommen. Er wiederholte mir, was ich schon in Brelj gehört hatte, und gab mir den Rat, umzukehren, denn die Bauern hatten

einander das Wort gegeben, den ersten, der aus der Apanagenverwaltung zu ihnen gefahren kommen würde, zu töten. „Haben Sie keine Furcht,“ antwortete ich, „machen Sie sich bereit, ein feierliches Gebet für das Wohlergehen unsres Allergnädigsten Herrn und Kaisers abzuhalten;“ ich selbst stellte mich in der Vorhalle beim Eingang in die Kirche auf. Es erschien der Vertrauensmann vom Glockenturm und teilte mir mit, daß das Volk, dichte Staubwolken aufwirbelnd, von allen Seiten herbeiströme. In der That fanden sich binnen kurzer Zeit Tausende von Menschen ein. „Guten Tag, meine Herren,“ sagte ich zu ihnen, als sie sich der Kirche genähert hatten, „ich habe selbst Befehl gegeben, stärker zu läuten, damit ihr schneller zusammenkämet, und habe euch zum feierlichen Gebet versammeln lassen; wollen wir aufbrechen,“ dabei schritt ich selbst voran. Alle strömten mir nach, und kaum eine Viertelstunde darauf war schon kein Platz mehr in der Kirche. Das Gebet nahm seinen Anfang, und nach Beendigung desselben befahl ich dem neben mir stehenden Beamten, den Ukas vorzulesen, der auf meinen Namen von der Verwaltung ausgestellt war und kraft dessen ich die Ursachen der Unzufriedenheit der Bauern zu untersuchen hatte. Bevor ich die Kirche verließ, wandte ich mich an die Volksmasse und sagte mit lauter Stimme: „Jetzt wollen wir uns aufs Amt begeben.“ Ich schritt wohlgemut vorwärts; neben mir der Geistliche, bleich, nach Atem ringend, und hinter uns das Volk. Das allzu lärmende Stimmengewirr in der Volksmasse veranlaßte mich, stehen zu bleiben und: „Still!“ zu rufen; alles verstummte. Wir waren am Ziel. Ich betrat die Amtsstube; sie war so eng, daß kaum zwanzig Personen darin Platz finden konnten. Ich ließ einen Tisch ins Freie tragen, den Kasten mit den Papieren, Abrechnungen u. s. w., und einen Stuhl für mich selbst, als dies geschehen war, ließ ich den eigenmächtig von den Bauern abgesetzten Dorfschulzen, den von ihnen gewählten Schreiber u. s. w. vortreten. Es erschien ein hochgewachsener, kräftiger, rothaariger Bauer und sagte: „Ich bin von der Dorfgemeinde zum Schulzen gewählt; alle übrigen, die früheren, sind auf Beschluß der Dorfgemeinde in eiserne Fesseln geschmiedet.“ — „Wo?“ — „Neben dem Amtshause.“ — „Wer hat die Schlüssel?“ — „Und wenn ich sie hätte?“ — „Nun dann, mein Lieber, komm mit mir, ich muß den früheren Schulzen verhören.“

Wir traten in die Bauernhütte, in welcher die Luft entsetzlich dumpf war, denn schon seit drei Wochen lagen diese Unglücklichen auf Stroh nebeneinander. „Gib mir den Schlüssel,“ sagte ich. Er zögerte. „Gib ihn her,“ rief ich, „oder es geht dir schlecht,“

und klopfte mit dem Degen auf die Diele. Er reichte mir den Schlüssel. „Oeffne ihre Fesseln.“ Er that es. Nachdem allen die Fesseln abgenommen waren, befahl ich dem früheren Schulzen, den neuen zu fesseln und trat, nach Beendigung dieser Prozedur, mit allen Befreiten vor das Volk, zu dem ich in freundlichem Tone sagte: „Ihr habt wider das Gesetz gehandelt, denn ihr habt eigenmächtig eure Vorgesetzten abgesetzt, welche kraft des allerhöchsten Willens durch Ukas der Verwaltung bestätigt waren. Ich habe jetzt die Sache wieder gut gemacht und bringe sie zu euch, damit sie Rechenschaft ablegen.“ — „Wir wollen sie nicht haben, gib uns den neuen!“ schrie das Volk. — „Ich gebe sie euch auch gar nicht zurück,“ sagte ich, „sie sind nötig, um mit ihnen Abrechnung zu halten. Kinder! Ordnung muß sein, thut, was ich befehle; euer neuer Schulze ist gefesselt;“ dabei zeigte ich ihnen den Schlüssel. „Im entgegengesetzten Falle“ — hierbei wies ich auf die von mir aus Brelj mitgenommenen Vertrauensmänner hin — „werde ich den ersten, welcher redet, ohne gefragt zu sein, binden lassen. Tretet nach den Dörfern in Häuflein zusammen um den Tisch herum und wählt aus jedem Dorf je einen Mann, zu dem ihr Vertrauen habt, damit ich ihn ausfragen kann.“ Sie begannen untereinander Blicke auszutauschen. „Was steht ihr?“ rief ich, „thut, was man euch befohlen.“ Ich fragte den befreiten Schulzen, wie die einzelnen Dörfer heißen. Er fing sie mir an aufzuzählen und ordnete die Bauern um den Tisch herum. Darauf wählten sie je einen Sprecher aus jedem Dorf; ein jeder trat näher an den Tisch heran. Ich stellte ihnen Fragen und überzeugte mich davon, daß die Quelle ihrer Unzufriedenheit die großen Zahlungen waren, welche außer der Kopfsteuer und dem Landzins von ihnen beigetrieben worden waren.

„Gib mir eine genaue Zusammenstellung der Ausgaben,“ sagte ich zum Schulzen.

„So ist es recht!“ rief die Masse.

„Still!“ rief ich meinerseits, und der Schulze begann laut jeden einzelnen Posten vorzulesen, wieviel in jedem Falle gezahlt worden war; ich selbst schrieb die einzelnen Ausgaben an, zog das Facit daraus und war ganz entsetzt! In drei Jahren waren, abgesehen von der Kopfsteuer, dem Landzins, dem Wegegeld und andern regelmäßigen Abgaben, 30000 Rubel Banko eingetrieben und verausgabt worden. Wenn etwas zur Rechtfertigung des früheren Schulzen dienen konnte, so war es der Umstand, daß er den Staatsbeamten das Geld in Gegenwart eines von der Dorfgemeinde

gewählten besonderen „Rechners“ und des Gemeindeschreibers übergeben hatte. Als ich damit fertig war, legte ich alle diese Erpressungszeugnisse zusammen und erklärte der Menge, daß ich sie der Verwaltungsbehörde vorstellen würde. Hierauf machte ich mich zufolge der mir erteilten Weisung daran, die Anstifter der Revolte ausfindig zu machen. Diese Untersuchung dauerte sehr lange, blieb aber erfolglos. Schließlich verlor ich die Geduld und stürzte auf einen aus der Menge los, welcher am meisten geschrieen hatte. „Du bist es,“ sagte ich und befahl ihn zu binden. „Woher weiß er das?“ hörte man von allen Seiten unter die Leute rufen. Das genügte vollständig, um meine Annahme zu bestätigen. Ich nahm ihn in Verhör, und er nannte mir acht Rädelsführer, unter denen sich auch der Schulze befand, den ich hatte fesseln lassen. Alle diese ließ ich sofort nach Moskau in die Verwaltungsbehörde abführen. Das übrige Volk lud ich ins Dorf ein, spendete ihnen auf unsre neue Bekanntschaft hin ein Tönnchen Branntwein, und es begann ein Gelage.

Ohne das Ende desselben abzuwarten, begab ich mich nach Moskau zurück, reichte bei der Verwaltung einen ausführlichen Rapport über die von mir getroffenen Anordnungen ein, unter Beifügung aller Dokumente, und bemühte mich im Interesse der armen Bauern, die Sache so darzustellen, daß nur allein die drückenden und gesetzwidrigen Steuerauflagen sie aus der Geduld gebracht hatten und daß sie nicht aus Willkür und Widerspenstigkeit so gehandelt. Gleichzeitig benachrichtigte ich den Herrn Minister von dem Geschehenen unter Beifügung von beglaubigten Abschriften aller Dokumente, welche ich bei der Verwaltung eingereicht hatte, und bat darum, die bedrückte Lage der Bauern nach Möglichkeit zu erleichtern.

Es kam alles anders, als ich erwartet hatte, und zwar so, als ob meine Fahrt gar nicht stattgefunden hätte. Durch Ukas des Apanagedepartements wurde dem Herrn Rat vorgeschrieben, mit mir zusammen sich an Ort und Stelle zu begeben, um über die Handlungen der Tumultuanten vollständige Klarheit zu gewinnen und mit den Rädelsführern nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu verfahren. Durch diesen Ukas wurde der unthätige Rat sowie alle diejenigen, welche die Unzufriedenheit der Bauern verschuldet hatten, der Verantwortung überhoben.

5.

Nach Moskau zurückgekehrt, reichte ich ein Abschiedsgesuch ein. Ein ganzes Jahr lang gab man mir keinen Abschied; schließlich suchte der Moskausche Postdirektor K. mich in meiner Privatwohnung auf; er diente im Ressort desselben Ministeriums und machte mir im Namen des Ministers den Vorschlag, beim Postamt einzutreten, wo ich dasselbe Gehalt beziehen würde, wie in der Apanagenverwaltung; auch würde letztere mir ein Jahresgehalt auszahlen; außerdem versprach er mir im Postamt Dienstwohnung und Beheizung, was ich übrigens nicht erhielt. Ohne einen Betrug zu ahnen, ging ich doch nicht darauf ein, erfuhr aber plötzlich, daß ich unter den im Postamt dienenden Beamten verzeichnet stünde. Zum Glück hörte ich, dank meiner Bekanntschaft mit dem Rektor der Moskauschen Universität T., davon, daß auf allerhöchsten Befehl ein Beamter ausfindig gemacht werden sollte, der öffentliche Vorlesungen über Taktik halten könnte, ein Major K. d'A. hätte sich gemeldet und der und der Tag sei für seine Probevorlesung angesetzt. Ich bat T., auch für mich eine Probevorlesung anzusetzen, nachdem der Major K. d'A. die seinige gehalten. Auf eine Benachrichtigung seitens des Rektors hin erschien ich an dem festgesetzten Tage. Es waren alle Professoren anwesend; von sonstigen Zuhörern waren da J. J. Dmitrijew, N. M. Karamzin, Fürst A. J. Wjäzemski, Ober-Polizeimeister Balaschow, einige Militärpersonen, Stabs- und Oberoffiziere, und einige Studenten.

Kurator der Moskauschen Universität war damals M. N. Murawjew. Beide Vorlesungen wurden ihm zugeschickt. Die meinigen wurden der Annahme gewürdigt und befohlen, jede einzelne meiner Vorlesungen, sauber umgeschrieben, nach Petersburg einzusenden.

Einige Zeit darauf wurde ich auch selbst nach Petersburg berufen und dem General-Adjutanten Fürst P. M. Wolkonski beigegeben, welcher damals mit dem Grafen Lieven das Kriegsportefeuille teilte, denn einen Kriegsminister gab es noch nicht. Dies dauerte nicht lange. Graf Lieven kam als Gesandter nach London, der Fürst Peter Michailowitsch aber erhielt den Auftrag Westeuropa zu bereisen. Mir wurde der Befehl zu teil, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Sehr unangenehm war es mir hierbei, daß überall, wo der Fürst sich nur vorstellte, allgemein angenommen wurde, ich sei ihm als Berater beigegeben. Dies hatte eine gewisse Kühle im Verhalten des Fürsten zur Folge. Schließlich trat in Berlin

ein Fall ein, der den Fürsten geradezu gegen mich erbitterte. Wir waren beide zum Kommandanten von Berlin Saint-Hilaire geladen. Bei Tisch kam die Rede auf die Schlacht bei Austerlitz. Der Fürst verstieg sich unvorsichtigerweise zu der Behauptung, die Schlacht bei Austerlitz sei gar nicht verloren worden. Alle französischen Generäle, die an der Tafel anwesend waren, suchten die Ansicht des Fürsten zu widerlegen; dieser aber blieb bei seiner Behauptung, ohne dieselbe thatsächlich beweisen zu können. Dies erboste den französischen Husarengeneral Ruffin dermaßen, daß er folgende unbescheidene Aeußerung that:

„Dans le bulletin sur la journée d'Austerlitz il est dit: ‚l'empereur de Russie était entouré de trente sots', étiez vous, mon prince, du nombre?"

Zu meinem großen Erstaunen schwieg der Fürst, ich erhob mich von der Tafel und sprach: „Chez nous, quand on invite les français à diner, ce n'est pas pour leur dire des choses désagréables."

Eben derselbe General Ruffin rief aus: „Bravo mr. le major! on voit bien que le sang français coule encore dans vos veines."

Ich antwortete: „Vous vous trompez, général, je suis russe et c'est un russe, qui a l'honneur de vous parler."

„Ne voudriez vous pas, par hazard, vous battre avec nous tous?" fuhr der General fort.

„Pourquoi pas, messieurs, mais l'un après l'autre."

Da rief der Kommandant, welcher während der ganzen Zeit mit irgend etwas den neben ihm sitzenden Fürsten beschäftigt hatte: „Du champagne! Buvons à la santé du major russe et la paix sera faite. Nos empereurs sont amis, leur sujets doivent l'être aussi."

Es griff wieder eine so heitere Stimmung Platz, als ob nichts passiert wäre. Seit dem Tage wurde ich zu allen Paraden, Exerzierübungen u. s. w. eingeladen. Ich hätte diese Anekdote gar nicht erzählt, wenn sie nicht wichtige Folgen für mein Lebensschicksal gehabt hätte. Es war sehr natürlich, daß das Verhältnis des Fürsten zu mir nach diesem Vorfall mit jedem Tage schlechter wurde. Es hatte den Anschein, als ob er durch sein kühles, bisweilen sogar schroffes Benehmen mir gegenüber mich zur Verzweiflung bringen wollte, damit ich selbst darum bäte, nach Petersburg zurückkehren zu können. Ich sah das sehr wohl, gab mir aber den Anschein, als ob ich nichts davon merke.

So kamen wir nach Dresden, wo wir etwa einen Monat lang blieben. Eine Woche nach unsrer Ankunft waren wir mit den (ersten) besten Häusern bekannt geworden; wiederum bevorzugte man

mich. Dies erregte noch mehr den Unwillen des Fürsten. Indessen setzten wir unsre gemeinsame Reise noch bis Teplitz fort. Hier erklärte mir der Fürst, daß er meiner nicht mehr bedürfe und fragte, ob ich nicht zu den Meinigen nach Petersburg reisen wollte. Ich dankte dem Fürsten und erklärte mich bereit, nach Petersburg zurückzukehren. Er gab mir einen Brief an den Kaiser mit und erklärte dabei, daß er mich Seiner Hoheit aufs angelegentlichste empfohlen habe. Der Gesandte versah mich mit dem nötigen Reisepaß und ich gelangte wohlbehalten bei den Meinigen in Petersburg an. Am Tage darauf meldete ich mich beim Grafen Araktschejew, welcher jetzt Kriegsminister war. „Ich will Ihre Rückkehr dem Kaiser melden und fragen, wozu Seine Majestät Ihre Dienste zu verwenden wünscht," sagte der Graf und nahm von mir den Brief des Fürsten an den Kaiser in Empfang.

Noch am selben Tage erging an mich der allerhöchste Befehl, in der Umgebung des Herrn Kriegsministers Grafen Araktschejew zu dienen; zwei Tage darauf ließ mich der Graf zu sich entbieten, um mir den allerhöchsten Verweis zu eröffnen, der mir auf Grund des Briefes vom Generaladjutanten, Fürsten Wolkonski, erteilt worden war; letzterer hatte geschrieben, daß er mich wegen meiner „nicht zuverlässigen Grundsätze" zurückschicke.

Ich fragte den Grafen, ob es mir gestattet sein würde, mich zu rechtfertigen. Dieser antwortete mir:

„Ach, mein Lieber, ich rate Ihnen, dem russischen Sprichwort zu folgen: ‚Mit dem Starken raufe dich nicht, mit dem Reichen fange keinen Rechtsstreit an.' Uebrigens sind Sie gerechtfertigt, denn in demselben Brief hat er sich als Schuft gezeigt, da er den Kaiser um Geld anbettelt, als ob er selbst keins hätte! Ihnen ist der Form wegen ein Verweis erteilt worden, weil der Generaladjutant über Sie Klage führt."

Seitdem galt ich als Beamter des Grafen, ohne indes irgend welche Aufträge zu erhalten. Um meine Zeit nicht nutzlos zu verbringen, begann ich kurze historische und taktische Abhandlungen zu veröffentlichen. Die Herausgabe dieser Aufsätze regte den Gedanken an, eine militärische Zeitschrift herauszugeben, womit Rachmanow beauftragt wurde. Dieser bat mich, an der Redaktion der Zeitschrift teil zu nehmen; ich aber sagte ab, da ich es als Beleidigung auffaßte, daß nach dem Erscheinen von mehreren Heften meiner Abhandlungen die Herausgabe der militärischen Zeitschrift nicht mir übertragen worden war und kam um meinen Abschied ein, welchen ich auch erhielt.

Von jetzt ab lebte ich von dem Ertrage meiner eigenen Arbeiten: ich übersetzte, verfaßte hin und wieder selbst etwas und wurde außerdem in rücksichtsvoller Weise von einem früheren Mitschüler unterstützt, mit dem ich seit längeren Jahren befreundet war. Das Andenken dieses Mannes ist mir heilig.

6.

Aufs neue eröffnete sich mir der Zutritt zum Staatsdienst. A. D. Balaschow war zum stellvertretenden Militärgouverneur von St. Petersburg ernannt worden; ich kannte ihn noch von Reval her, wo er unter Kaiser Paul Militärgouverneur gewesen war. Ich suchte ihn auf und er machte mir den Vorschlag, in seiner Umgebung Dienste zu nehmen. Ich ging nur unter der Bedingung darauf ein, daß er sich vorher nach der Meinung des Kaisers über mich erkundige, bei dem ich von dem Fürsten Wolkonski verleumdet worden war. Bei unsrer nächsten Begegnung sagte Balaschow zu mir: „Ich habe dem Kaiser Rapport erstattet. Seine Majestät geruhte zu lächeln und bemerkte: ‚Ich weiß ja, Wolkonski war auf ihn, seiner Frau wegen eifersüchtig und hat deshalb über ihn Geschichten gemacht.‘“ Ich wurde beim Militärgouverneur angestellt und dieser übertrug mir die ausländische Abteilung.

Als das Adreßkomptoir eingerichtet wurde, wurde ich Chef der ausländischen Abteilung desselben. Für meine Thätigkeit bei der Einrichtung des Adreßkomptoirs und die in demselben geschaffene Ordnung wurde mir der Orden des heil. Wladimir IV. Klasse verliehen. Jetzt eröffnete sich für mich ein neues Arbeitsfeld: die Ministerien wurden ins Leben gerufen. Anfangs gab es ihrer nur vier, darauf steigerte sich ihre Zahl und schließlich sollte das Polizeiministerium eröffnet werden. Da es schon im voraus bekannt war, daß der Kaiser für diese Stellung Balaschow in Aussicht genommen hatte, so übertrug Sſperanski ihm, einen Entwurf für dieses Ministerium zusammenzustellen. Balaschow seinerseits übertrug diese Arbeit mir. Unter Berücksichtigung der bereits gegründeten Ministerien und der besten Schöpfungen auf dem Gebiete des Polizeiwesens fertigte ich einen Entwurf an, welchen Balaschow an Sſperanski zur Durchsicht übermittelte. Ich war erstaunt, als Balaschow mir meine Arbeit ohne die geringste Bemerkung von seiten Sſperanskis

zurückgab und von dem Augenblick an war Balaschow in eine Reihe mit den namhaften ausländischen Polizeimeistern jener Zeit gerückt. Balaschow wurde Polizeimeister und ich Chef seiner „besonderen“ Kanzlei, meinen Rechten nach den Departementsdirektoren gleichgestellt. In diesem Amt lebte ich mit Balaschow im besten Einvernehmen und war ganz seines Lobes voll, als plötzlich Umstände eintraten, die ich nicht verschuldet hatte. Natürlicherweise bemühte ich mich, alle für den Kaiser bestimmten Berichte so anzufertigen, wie er es, nach Balaschows Aussagen, liebte, d. h. der Rapport mußte möglichst kurz zusammengefaßt, mit leserlicher, schöner Handschrift und auf gutem Papier geschrieben sein. Wie Balaschow mir sagte, hatte ihm der Kaiser erklärt, daß die besondere Kanzlei vor allen Departements den Vorzug verdiene. Einmal sagte der Minister zu mir mit unzufriedener Miene: „Bloß Ihre Rapporte gehen durch, diejenigen aus den andern Departements habe ich wieder zurückgebracht.“ Einige Zeit darauf erklärte er mir, vom Kaiser zurückkehrend: „Ich gratuliere Ihnen,“ und sein Mund verzog sich zu einem ironischen Lächeln, „der Kaiser hat Ihnen befohlen die Berichte der andern Departements zu korrigieren.“ Obgleich ich ein Unglück voraussah, nämlich das unvermeidliche Zerwürfnis mit dem Minister, so war doch gar nichts dabei zu machen, mein Selbstgefühl gestattete es mir aber nicht, auf die Berichte weniger Sorgfalt zu verwenden. Einmal sagte Balaschow ganz ärgerlich zu mir: „Der Kaiser hat mir befohlen, Sie nach Tzarskoje Sselo mitzunehmen, damit Sie, im Falle, daß die Berichte der andern Departements Mängel zeigen sollten, dieselben berichtigen, nur Ihre Berichte allein sind ja gut,“ fügte er noch hinzu.

Von da ab begleitete ich stets den Minister nach Tzarskoje Sselo.

Als eines Tages in Tzarskoje Sselo der Minister vom Kaiser herauskam, sagte er zu mir: „Der Kaiser wünscht Sie zu sehen; wollen wir in den Garten gehen, da werden wir ihn treffen.“ So geschah es auch wirklich; als der Kaiser uns begegnete, blieb er stehen und unterhielt sich mit Balaschow über das Wetter, über die Veränderungen, die er an dem Schlosse vornehmen lassen wolle, und fixierte mich während der ganzen Zeit der Unterhaltung durch das Lorgnon.

Als der Kaiser sich entfernt hatte, bemerkte Balaschow mit einem ironischen Lächeln zu mir: „Ich gratuliere Ihnen, Sie sind jetzt mit dem Kaiser bekannt geworden.“

„Ja wohl,“ antwortete ich, „wie eine Statue, die man in Augenschein nimmt; Eure Excellenz haben vergessen, von mir zu

sagen, daß ich, wie die Memnonssäule, bei dem Erscheinen der Sonne Töne von mir gebe.“

Balaschow lächelte gezwungen und wir kehrten in unsre, für den Aufenthalt der Kavaliere bestimmten Gemächer zurück. Schließlich teilte mir Balaschow folgendes mit: „Der Kaiser hat mich gefragt, ob Sie nicht Polizeimeister von Petersburg werden wollen. Ich habe geantwortet,“ fuhr er fort, „daß diese Stellung für Sie nicht geeignet sein dürfte, denn durch Ihre Gutmütigkeit und Religiosität können Sie alles verpfuschen.“

Ich bedankte mich bei Balaschow dafür, daß er mir ein so schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt hatte. Nichtsdestoweniger traf ich schon Anstalten, meinen Abschied einzureichen, um Schlimmerem vorzubeugen, als plötzlich sich mit mir ein unerwarteter Fall ereignete, der mich davon zurückhielt.

Einem Ausländer, Chevalier de Vernègues, machte man Schwierigkeiten wegen der Ausstellung eines Aufenthaltsscheines in St. Petersburg. Der Chevalier nahm seine Zuflucht zu mir. Ich machte Balaschow davon Meldung.

„Lassen Sie ihm schleunigst den Schein ausstellen,“ sagte er voller Eifer zu mir; „das ist ein geheimer diplomatischer Agent Ludwigs XVIII.; suchen Sie mit ihm recht schnell näher bekannt zu werden; durch ihn können wir vieles in Erfahrung bringen.“

Vernègues war bald darauf ein in meinem Hause häufig gesehener Gast. Er erzählte mir von seinen nahen Beziehungen zu den Grafen Tolstoi und Armfeld und bemerkte, letzterer habe den Wunsch, mich kennen zu lernen: „Il est tout aussi enchanté,“ sagte er zu mir, „de votre caractère chevaleresque, que moi; allons un jour chez lui.“

Ich teilte dies Balaschow mit, welcher mich dazu ermunterte, mit ihnen in nähere Beziehungen zu treten. Als ich hierauf erwiderte, daß ich mich davor scheue, mit schlauen, in allen Intriguen des Hoflebens gewitzigten Leuten näher bekannt zu werden, bat Balaschow mich dringend, diese Bekanntschaft fortzusetzen. Jetzt besuchten sowohl Graf Armfeld als auch Vernègues mich häufig. Lange Zeit spielten beide Intriganten die Bescheidenen; schließlich begann Graf Armfeld, mir seine Gespräche mit dem Kaiser wiederzuerzählen und bat mich, Balaschow gegenüber vorsichtig zu sein, ihm nichts anzuvertrauen, denn der Kaiser hege gegen ihn großes Mißtrauen. Ich brachte auch dies zur Kenntnis Balaschows.

„Er lügt,“ sagte der Polizeimeister, „er selbst ist ein solcher,

dem der Kaiser nicht traut, und ich habe den Auftrag, ein scharfes Auge auf ihn zu haben."

Ich erschrak. Wer von ihnen hatte recht? Am Ende noch alle beide? Dann gerate ich zwischen zwei Feuer; ich beschloß hinfort zuzuhören und zu schweigen.

Es kommen im Leben Fälle vor, wo alle menschliche Vorsicht und Weisheit nichts vermag; eine verborgene, uns unbekannte Macht treibt uns, und wehe dem, der sich ihr zu widersetzen sucht.

7.

Im Dezember des Jahres 1811 tritt um sechs Uhr nachmittags der dejourierende Offizier bei mir ein und meldet mir, Ssinowjew wünsche mich zu sprechen. Ich dachte, es wäre der Freund Balaschows, der dicke, hochgewachsene Kammerherr Ssinowjew, welcher den Ministertisch mit Früchten zu versorgen pflegte, und ließ ihm absagen. Der dejourierende Offizier kehrte mit der Meldung zurück, Ssinowjew behauptet, er müsse mich dringend sprechen. Es tritt ein ganz kleiner, dünner Mann ein, der mit mir unter vier Augen zu sprechen verlangt. Auf meine Frage, mit wem ich die Ehre habe, antwortete er: „Ich bin der Kammerdiener Seiner Majestät." Ich führte ihn in mein Kabinett, wo er mir ein Billet einhändigte, das wörtlich folgendermaßen lautete: „Da es mir nicht möglich war, Sie heute zu sehen, und vielleicht auch morgen nicht möglich sein wird, so wünsche ich, daß Sie mir schriftlich mitteilen, worin der Befehl des Ministers bestand, hinsichtlich des bewußten Papiers, das abzufassen Ihnen unmöglich war. Fürchten Sie nichts, bewahren Sie aber zugleich die nötige Mäßigung dem Minister gegenüber."

Man kann sich vorstellen, wie ich erschrak: das war die Hand des Kaisers! Folglich hatte Balaschow über mich geklagt, vermutlich mich auch angeschwärzt. Da ich im ersten Augenblick nicht wußte, was ich thun sollte, so bat ich Ssinowjew, dem Kaiser zu melden, daß ich mich sofort zum Minister begeben müsse, um ihm Vortrag zu halten, denn er habe schon zweimal nach mir geschickt, und händigte ihm das bewußte Papier (Zirkular) ein, das dem Kaiser über alles Aufklärung geben konnte; denn außer dem Streit über dieses Zirkular hatte ich nichts weiter mit dem Minister vorgehabt.

Auf dem Wege zum Minister dachte ich: „Soll ich ihm nicht

den Vorfall erzählen?" Es schien mir aber nicht geraten, demjenigen das Geheimnis anzuvertrauen, der mich verleumdet hatte. Ich sagte nichts. Als ich nach Hause zurückkehre, wird mir ein Billet von Vernègues übergeben: „Monsieur le comte Armfeld me prie de vous annoncer que ce soir le valet de chambre de l'Empereur viendra vous chercher. Soyez prêt. Brulez ce papier. Vernègues." In der That erschien Ssinowjew wieder mit der Meldung, daß der Kaiser mich erwarte.

„Ich will nur noch von meiner Frau und meinen Kindern Abschied nehmen," antwortete ich.

„Haben Sie die Güte, niemand etwas davon zu sagen; der Kaiser hat es ausdrücklich verboten." Ich gehorchte aber nicht.

Unter dem Vorwande, mich umkleiden zu wollen, ging ich zu meiner Frau und bat sie, sich nicht zu beunruhigen. „Wahrscheinlich hat man mich verleumdet," sagte ich zu ihr, „vielleicht werde ich irgendwohin fortgeschickt werden; ich werde aber den Kaiser sehen und ihn darum bitten, daß ihr alle mir nachgeschickt werdet." Mit Thränen in den Augen nahm ich Abschied. Warum mir nicht ein andrer erfreulicherer Gedanke kam, weiß ich nicht; warum mir gerade das in den Sinn kam, weiß ich auch nicht. Hatte nicht das erste Billet und die Beschreibung, welche mir Balaschow von dem Charakter des Kaisers gemacht hatte, die Veranlassung dazu gegeben? Ich weiß es nicht. Doch wie sich die Sache auch verhalten mag, ich erwartete nichts Gutes, und dieser unglückliche Gedanke war entscheidend für meine künftigen Beziehungen zum Kaiser.

Ich setzte mich mit dem Kammerdiener in den Schlitten und wir fuhren beim Seitenportal vor. Man führte mich eine Menge von Treppen hinauf bis in das oberste Stockwerk des Winterpalais. Ssinowjew geleitete mich in ein kleines Gemach, in welchem Kommoden und Chiffonnieren standen, und ersuchte mich da ein wenig zu warten. Nirgends waren Kerzen zu sehen; diese Finsternis flößte mir Furcht ein. Dies bestärkte mich in meiner Voraussetzung, daß ich verschickt werden würde. Welche Ungerechtigkeit! dachte ich. Zum Unglück fiel mir gerade der Marquis Posa ein und sein Gespräch mit Philipp; „auch ich befinde mich in der Lage des Marquis," sagte ich für mich, und nahm mir vor, in diesem verhängnisvollen Augenblick dieselbe Festigkeit und Hochherzigkeit zu zeigen, wie der Marquis. Außer der nackten Wahrheit — kein Wort!

Endlich erschien durch die Thürspalte im Nebenzimmer Licht; Kerzen wurden angezündet. Die Thür ging auf und der Kaiser stand vor mir. Ich verneigte mich.

Der Kaiser sagte mit einem außerordentlich gütigen Lächeln zu mir: „Entrez, je vous prie!“

Ich trat ein, der Kaiser schloß selbst die Thür, faßte mich unter dem Arm, führte mich durch das Zimmer zu einem an der Wand stehenden kleinen Schreibpult und sagte, nachdem er hier stehen geblieben: „J'ai désiré faire votre connaissance, pour vous demander quelques renseignements sur des articles, que je ne puis bien concevoir, et que vous devez connaître.“

Hält mich der Kaiser wegen meines Familiennamens nicht am Ende für einen Franzosen? dachte ich und antwortete: „Majestät! Ich bin ein Russe und die Landessprache ist mir geläufiger als das Französische.“

Der Kaiser schien hierüber erfreut, fing an zu lachen und sagte zu mir: „Das freut mich; ich bin ja doch auch ein Russe; wollen wir russisch sprechen.“ Nach einer kleinen Pause fuhr der Kaiser fort: „Sie hatten, glaube ich, Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mit Ihren Arbeiten zufrieden bin. Die von Ihnen verfaßten Berichte blieben unbeanstandet.“

Ich verneigte mich.

„Ich wünsche über einiges Auskunft zu erhalten. Balaschow hat sich über Sie beschwert, aber ich habe nicht recht verstanden, worum es sich handelte.“

„Wie es meine Pflicht erfordert, mache ich dem Herrn Minister häufig Vorstellungen, welche nicht immer diejenige wohlwollende Aufnahme finden, welche die Lauterkeit meiner Absichten verdient hätte. Uebrigens ist mir unbekannt, worin die Beschwerde des Ministers bestand.“

„Aus dem Papier, das Sie geschickt haben, ersehe ich, daß Sie das Richtige vermutet. Sie wollten, meine ich, dem Wunsche des Ministers zuwider, ein Papier nicht mitunterzeichnen, das von ihm unterschrieben worden war.“

„In der That, so war es; der Herr Minister hatte mir befohlen, Zirkulare an alle Zivilgouverneure anzufertigen mit der Weisung, Register von allen in den betreffenden Gouvernements wohnhaften Dissidenten zusammenzustellen. Ich erkühnte mich dagegen einzuwenden, daß eine derartige Maßregel unter den Dissidenten Schrecken verbreiten und den Fanatismus entzünden könnte, welchen zu wecken immer gefährlich wäre; sie könnte bei ihnen sogar den Gedanken wachrufen, daß die Stellung der Dissidenten gesetzliche Gültigkeit erhalte, und in dem Falle würde ihre Zahl bedeutend zunehmen. Schließlich war ich der Ansicht, daß ein ähnliches Zir-

kular nicht ohne Allerhöchsten Befehl erlassen werden könne. Der Minister erklärte mir ärgerlich: ‚Ich habe Sie nicht um Ihren Rat gebeten, sondern die Ausführung meines Befehls verlangt.‘ Die Zirkulare wurden fertiggestellt, aber ich machte von dem betreffenden Artikel des Statuts über die Ministerien Gebrauch, kraft dessen ich das Recht hatte, nicht mitzuunterzeichnen."

„Sie haben sehr richtig gehandelt. Balaschow geht darauf aus, die Wirksamkeit seines Ministeriums immer mehr und mehr auszudehnen; er will alles und alle in seine Gewalt bekommen. Das kann ich nicht billigen."

Ich schwieg.

„Sie haben keine Veranlassung, sich zu fürchten; Sie können frei heraus reden. Was wir sprechen, bleibt unter uns."

„Nicht Furcht ist es, Majestät, was mich zurückhält; ich werde mich nicht erdreisten, darüber zu sprechen, was ich nicht kenne und was ich nicht beweisen kann."

„So hat Armfeld mir Sie geschildert, und früher auch Balaschow selbst, der mir äußerst verdächtig zu werden anfängt. Kennen Sie Ssperanski?"

„Nein, Majestät, ich bin nicht mit ihm bekannt."

„Sie können bekannt werden."

„Das ist, Majestät, gar nicht so leicht. Welchen Vorwand kann ich benutzen, um mit einem Mann bekannt zu werden, der eine so hohe Stelle einnimmt? Ich könnte allenfalls noch unter dem Vorwande, daß ich seine Protektion suche, ihn betrügen und damit in meinen Augen verächtlich werden."

„Warum denn? Ich habe Balaschow den nämlichen Auftrag erteilt und besitze von ihm einen Bericht."

„Ich überlasse es einem jeden so zu handeln und sich mit seinem Gewissen abzufinden, wie es ihm gefällt; was aber mich betrifft, so verstehe ich es nicht, mein Gewissen den Umständen anzupassen."

„Wenn aber das Interesse des Vaterlandes dies verlangen würde?"

„Ich würde offen demjenigen entgegentreten, dem es auch nur in den Sinn käme, dem Vaterlande zu schaden; aber unter der Maske des Bestrebens, mir eine Protektion zu erwerben, einem andern den Dolch ins Herz zu stoßen — dazu bin ich nicht fähig. Früher oder später würde meine Offenheit doch die Oberhand gewinnen und ich würde alles verderben."

Der Kaiser küßte mich auf die Stirn und sagte: „Balaschow denkt anders. Hier ist sein Bericht; lesen Sie ihn laut vor."

Ich begann zu lesen; der Inhalt des Berichtes war folgender: „Balaschow hat sich auf allerhöchsten Befehl zu Ssperanski begeben, um mit ihm bekannt zu werden.“

Ich hielt inne.

Der Kaiser fragte: „Warum lesen Sie nicht weiter?“

Ich wiederholte „bekannt zu werden“. Der Kaiser lächelte und befahl fortzufahren: „Balaschow schreibt: Als er gestern abend um sieben Uhr Ssperanski besuchte, sei er ganz entsetzt gewesen. In dem Vorzimmer habe ein trübes Talglicht gebrannt, in dem nächsten großen Zimmer gleichfalls; von dort sei er ins Arbeitszimmer geführt worden, wo zwei Endchen von Wachslichtern brannten; das Feuer im Kamin sei im Erlöschen gewesen. Bei dem Betreten des Zimmers habe er gefühlt, wie der Fußboden unter seinen Füßen erzitterte, gleichsam als ob er federte, in den Schränken aber hätten anstatt der Bücher Glasbüchsen gestanden, die irgend welche Substanzen enthielten. Ssperanski habe in einem Lehnstuhl vor einem großen Tisch gesessen, auf welchem einige altertümliche Bücher lagen, in einem von denen er las; als er Balaschow erblickte, habe er es sofort geschlossen, Ssperanski habe ihn freundlich empfangen und gefragt: ‚Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, mich zu besuchen?‘ Darauf habe er ihn gebeten, auf dem gegenüberstehenden Lehnstuhl Platz zu nehmen, so daß der Tisch zwischen ihnen geblieben. Balaschow nahm als Vorwand den Wunsch, sich darüber zu beraten, ob nicht dem Polizeiministerium mehr Spielraum gegeben werden könnte. Die Grenzen seien gar zu eng gezogen; es befinde sich sogar in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den andern Ministerien, so daß es schwer sei, für das allgemeine Wohl frei zu handeln. Man habe viel von der damaligen Polizei Fouchés gesprochen, und als Balaschow seine Bitte um Erweiterung des Wirkungskreises des Ministeriums wiederholte, habe Ssperanski zum Schluß gesagt: ‚Mit der Zeit vielleicht wird man das thun können, Sie kennen den argwöhnischen Charakter des Kaisers,‘ fügte er hinzu, ‚tout ce qu'il fait, il le fait à demi.‘ Darauf habe er im weiteren Verlauf des Gespräches über den Kaiser bemerkt: ‚Il est trop faible pour régir et trop fort pour être régi.‘“

Balaschow schließt seinen Bericht mit der Bitte, nicht mehr zu Ssperanski fahren zu müssen.

Während ich las, war es mir so, als ob der Kaiser mich genau betrachtete, indem er sich an das Stehpult, neben welchem er stand, angelehnt hatte. Der Kaiser fragte: „Wie finden Sie das?“

Ich schwieg.

„Sprechen Sie ganz offen!“

„Majestät, in der Wohnung Ssperanskis bin ich noch nicht gewesen, und ob er sich, wie der Herr Minister zu vermuten scheint, mit der schwarzen Kunst abgibt, weiß ich nicht. Nur das erscheint mir sonderbar, wie Ssperanski, der doch ein kluger Mensch sein soll, es gewagt hat, bei der ersten Bekanntschaft, und mit wem? — dem Polizeiminister, so offen sich auszusprechen. Uebrigens ist dieselbe Aeußerung früher über Ludwig XV. gemacht worden; das ist eine Wiederholung.“ Ich begnügte mich mit diesen Anspielungen, da ich weder Balaschow noch Ssperanski offen schaden wollte, um so mehr, als ich in dem ganzen eine kleinliche Hofintrigue sah, die von selbst zu Schanden werden mußte. Indes war ich innerlich entrüstet über Balaschow, der sich daraus kein Gewissen gemacht hatte, einen so albernen und doch zugleich boshaften Bericht gegen seinen Wohlthäter einzureichen; denn Ssperanski war dabei behilflich gewesen, ihn zum Polizeiminister zu erheben, hatte ihm sogar das Recht erteilt, das Statut des Polizeiministeriums zu entwerfen, welches ich niederschrieb und das Ssperanski, ohne irgend etwas daran zu ändern, dem Kaiser zur Bestätigung vorstellte.

„Balaschow und Ssperanski irren sich,“ sagte der Kaiser; „man kann mich hintergehen, — ich bin ein Mensch — aber nicht auf lange, und sie werden nach Sibirien wandern.“ Ich glaube, diese Bemerkung war dem Kaiser im Zorneseifer entschlüpft, denn lächelnd fügte er hinzu: „Wir wollen das zusammen untersuchen. Ich traue geradezu niemand mehr.“

Ich schwieg, betroffen über diese Aeußerung.

„Indessen würde es ganz gut sein, wenn Sie Balaschow genauer beobachten wollten; was Sie erfahren, sagen Sie mir.“

„Majestät, er ist mein Vorgesetzter.“

„Das nehme ich auf mich.“

„Majestät! Zürnen Sie nicht, wenn ein treuer Unterthan sich erkühnt, Sie inständig zu bitten, ihn nicht vor sich selbst verächtlich zu machen. Es gibt kein Geheimnis, das nicht an den Tag käme. Wenn Balaschow und Ssperanski irgend etwas Böses im Schilde führen, so wird die Wahrheit doch obsiegen; alles wird von selbst offenbar werden.“

Der Kaiser trat einen Schritt zurück, darauf näherte er sich wieder mir, drückte mir die Hand und sagte: „Vortrefflich! Aber Armfeld hat sich versehen; Sie sind nicht an Ihrem richtigen Platze.“

„Ein Familienvater, Majestät, kann aus Not in Bezug auf seine Stellung nicht allzu wählerisch sein, sondern muß sich den

Umständen, dem Zufall anpassen, aber in jeder Stellung kann man edel handeln."

„Ihre Grundsätze, Ihre Offenheit gefallen mir, und unter den augenblicklichen Verhältnissen sind sie für mich unentbehrlich; sehen Sie zu, daß Sie sich nicht verändern; wir werden uns öfters sehen."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens trat ich auf den Kaiser zu und sagte: „Es wird mir schwer fallen, vor dem Minister diese wichtige Stunde geheim zu halten, in der ich das Glück hatte, vor das Angesicht meines Kaisers zu treten. Ich bin so kühn, mir von Eurer kaiserlichen Hoheit hierfür Verhaltungsmaßregeln zu erbitten."

„Sie müssen Balaschow besser kennen als ich; aber Sie werden mich kompromittieren; ich werde es ihm bei günstiger Gelegenheit selbst mitteilen."

„Der Wille Eurer Majestät soll erfüllt werden."

Ich verneigte mich; der Kaiser gab lächelnd das Zeichen zum Abschied, indem er hinzufügte: „Wir sehen uns bald wieder."

8.

Punkt zwölf Uhr kehrte ich nach Hause zurück, und ich muß gestehen, ich war wie betäubt von alledem, was ich zu hören bekommen hatte. Worauf geht alles dies hinaus? Ist die ganze Sache nicht ernster, als ich bisher geglaubt? Wie wird dieser Knoten sich lösen? Und was habe ich damit zu schaffen? Indessen ängstigte mich dieses verwickelte Spiel der Intriguen. Wie soll ich mich dagegen wehren? „Nun, möge das Schicksal seinen Lauf nehmen," sagte ich und wurde ruhiger.

Am andern Tage kam Graf Armfeld direkt aus dem kaiserlichen Palais zu mir gefahren; kaum war er in die Thür getreten, als er ausrief: „Was haben Sie, mein Teuerster, gethan?"

„Ich, Herr Graf?"

„Jawohl, Sie."

„Wollen Sie die Güte haben, sich näher zu erklären!"

„Seine Majestät hat Ihnen gegenüber den Wunsch geäußert, Sie sollen die Bekanntschaft Ssperanskis machen und den andern Schuft Balaschow beobachten, und Sie haben die Kühnheit gehabt, es rundweg abzuschlagen!"

„Da muß ein Mißverständnis vorliegen, Herr Graf. Ein russischer Unterthan kann nichts seinem Kaiser abschlagen, aber im Hinblick auf die Güte und Gerechtigkeit seines Herrschers ist es ihm gestattet, die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn hindern, das zu thun, was das Gewissen verbietet."

„Mit einem Schlage haben Sie das zerstört, was Ihre Freunde und das Schicksal selbst für Sie vorbereitet."

„Aber die Freunde hätten sich zuvor davon überzeugen müssen, ob ich die Eigenschaften besitze, welche nötig sind, um Aufgaben zu erfüllen, die meinen Grundsätzen und meiner religiösen Ueberzeugung zuwiderlaufen."

„Ach, mein Teuerster, mit diesen Albernheiten macht man sein Glück nicht, sondern verliert es!"

„Es fragt sich nur, ob ich diesen Verlust nicht all dem Flitter eines Glückes vorziehen würde, das mich in meinen eigenen Augen erniedrigt."

„Das alles ist sehr schön und gut in Romanen, paßt aber nicht für das Leben, wie es wirklich ist, wo das Schlechte über das Gute den Sieg davon trägt. Haben Ssperanski und Balaschow es etwa ihrer Tugend zu verdanken, daß sie das geworden, was sie sind? Hören Sie mich ruhig an. Der Kaiser kann nur Gutes wollen, und um das zu erreichen, ist es notwendig, daß er alles weiß und die Leute kennt, welche ihn umgeben. Welches andre Mittel hat er, als das, sie zu überwachen?"

„Zugegeben, so finde ich es doch richtiger sie zu überwachen, bevor man ihnen eine so hohe Stellung gibt und dann die Aufpasser in dem großen Haufen zu suchen, wo es ihrer eine Menge gibt, keineswegs aber derartige Existenzmittel solchen Leuten anzubieten, welche den Mut haben, für eine Idee zu leben und für ein Wort zu sterben."

„Sie sind unverbesserlich, aber bedenken Sie doch. Sie haben Frau und Kinder, mit diesen schönen Ideen werden Sie aber nicht weit kommen; da haben Sie die Folgen davon, der Kaiser wird Sie nicht mehr rufen lassen, und das Glück wendet sich von Ihnen ab."

„Herr Graf, wollen wir dieses Gespräch abbrechen, das keinem von uns beiden angenehm sein kann, um so mehr, als ich, wie Sie sagten, unverbesserlich bin."

„Ja, das sind Sie, und eines Tages wird es Ihnen leid thun, denn die Herrscher lieben die Hochherzigkeit, nicht aber die Unterthanen mit allzu hochherzigen Ideen. Merken Sie sich das."

„Wenn ich nicht die Liebe meines Fürsten gewinne, so werde ich mir wenigstens, als Mensch, seine Achtung bewahren, das eine wiegt das andre auf."

„Leben Sie wohl! Ich werde Vernègues zu Ihnen schicken. Vielleicht wird es ihm gelingen, Sie zur Vernunft zu bringen und es Ihnen begreiflich machen, ein wie großes Unrecht Sie Ihrer Familie anthun."

Aus diesem Gespräch kann man ersehen, in welcher Weise Armfeld an dieser Sache beteiligt war, und daß er, glaube ich, einen Fehler begangen hatte, als er mich dem Kaiser als einen Menschen empfahl, der zu gemeinen Spionsdiensten gegenüber Speranski und Balaschow fähig wäre. Jetzt waren mir auch die Worte des Kaisers vollständig begreiflich: „Armfeld hat sich versehen." Schließlich war mir nach diesem Gespräch klar, daß Armfeld und Balaschow alle beide eine sehr traurige Rolle spielen und in dem Bestreben, sich dienstfertig zu erweisen, sich selbst nur immer mehr verwickeln. Des Abends spät erschien Vernègues. Wahrscheinlich wußte er von dem Mißerfolge Armfelds und gab daher der ganzen Sache eine andre Wendung. Er behauptete, der Kaiser sei entzückt über meine Offenherzigkeit. Auf meine Frage, von wem er das gehört habe, antwortete er: „Von Armfeld." —

„Es ist doch sonderbar," sagte ich, „daß der Graf mir nichts davon mitgeteilt."

Vernègues: „Der Graf hat Sie sehr gern und es ist sein lebhafter Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, aber durch seine Heftigkeit verdirbt er ein wenig die Sache. Mit Herz und Seele dem Kaiser zugethan, wollte er ihn mit Leuten, wie Sie, umgeben, und wenn er nicht gleich damit reüssiert, so gerät er sofort in Hitze."

Ich: „Ich will Ihnen offen sagen, mein teurer Vernègues, der Graf sollte sich nicht so eifrig darum bemühen, mir nützlich zu sein, denn das schlüpfrige Parkett des Hofes ist nicht für mich geschaffen."

Vernègues: „Verlieren Sie doch nicht den Mut! Folgen Sie nur den Ratschlägen des Grafen, er ist ein alter Praktikus, der das Parkett, auf welchem er tanzt, aufs genaueste kennt. Dazu besitzt er das volle Vertrauen des Kaisers."

Ich: „Daran zweifle ich nicht, aber es paßt mir durchaus nicht, eine zweideutige Rolle zu spielen, ohne zu wissen, worauf das hinausgeht."

Vernègues: „Warten Sie noch einige Tage, und wir werden wissen, was wir davon zu halten haben."

Ich: „Danke bestens! Sie und der Graf lassen mich Blindekuh spielen, ohne daß jemand mir zuruft: ‚Feuer, Achtung!‘ und ich befinde mich an einem Abgrund!“

Vernègues: „Mein Gott, so gedulden Sie sich doch! Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Es wird eine große Umwälzung geben. Rußland wird gerettet werden, und wir sind es, die sich dessen werden rühmen können, daran beteiligt zu sein.“

Ich: „Rußland wird gerettet werden, aber wo ist denn die Gefahr?“

Vernègues: „Warten Sie die Lösung ab. Zwei Feinde Rußlands werden stürzen und mit ihnen Napoleon. Das Jahr 1812 wird ein denkwürdiges Jahr in den Annalen Rußlands sein.“

Ich: „Sie überschütten mich mit einer Menge von Ideen, die mich verwirren, und ich weiß nicht, wie ich mich da zurechtfinden soll. Uebrigens bin ich in der Carriere, die Sie mir eröffnet haben, gleich bei den ersten Schritten gestrauchelt; denn der Graf hat mir ausdrücklich mitgeteilt, der Kaiser würde mich nicht mehr rufen lassen.“

Vernègues: „Wie! Das hat er Ihnen gesagt?“ Er wurde nachdenklich und fügte hinzu: „Sagen Sie niemand ein Wort von dem Geheimnis, das ich Ihnen anvertraut.“

Ich: „Sie können dessen sicher sein, daß es aufs strengste bewahrt bleiben wird, denn es wäre mir sehr schwer ein Geheimnis zu verraten, das ich selbst nicht begreife.“ —

Wir verabschiedeten uns von einander; aber dieses Gespräch lüftete ein wenig den geheimnisvollen Schleier, welcher die Zukunft verhüllte; wer sind aber diese beiden Feinde Rußlands? Etwa Ssperanski und Balaschow? Und wie sehr sieht alles dies einem Komplott ähnlich! Aber gegen wen? Gewiß gegen Napoleon. Wozu aber Ssperanski und Balaschow?

Das diplomatische Intriguenspiel ist aber ein Gebiet, auf dem sich Armfeld bei verschiedenen europäischen Höfen ausgezeichnet hat. Vernègues und Armfeld agitirten folglich für die Bourbonen.

Am Tage darauf war ich abends beim Minister, um ihm Vortrag zu halten; ich bemerkte, daß er nicht bei der Sache war. Ich wollte mich schon entfernen, aber der Minister befahl mir, noch ein wenig zu warten, und nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, sagte er zu mir:

„Ich befinde mich in einer eigentümlichen Lage; Ssperanski ist dem Kaiser verdächtig geworden. Letzterer, welcher mir alle seine Geheimnisse anvertraut, hat mir befohlen, auf jenen ein wachsames

Auge zu haben. Schließlich wünschte er, ich sollte mit Ssperanski näher bekannt werden und seine Ansicht über den Kaiser und anderes auskundschaften. Ich habe seinen Willen erfüllt, bin bei Ssperanski gewesen und habe mündlich gemeldet, was ich gesehen und gehört. Der Monarch war sehr zufrieden und befahl alles schriftlich auseinanderzusetzen."

Hierbei erzählte Balaschow mir alle Schrecken, die er in den Gemächern Ssperanskis durchlebt hatte, und Wort für Wort alles das, was ich schon wußte.

„Nunmehr," fuhr der Minister fort, „scheint der Kaiser an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln. Er will sich nicht mit meinen Aussagen zufrieden geben und fordert immer Beweise. Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll. Ich will Sie hierbei benutzen."

„Mich, Excellenz? Sie wissen, wie wenig ich mich dazu eigne, wie ungeschickt ich bin. Wenn ich gerade darauf losgehen soll, so will ich es ohne Bedenken thun; aber krumme Wege zu gehen — das ist ein Labyrinth, in welchem ich mich verirren werde. Und dann, wird wohl Ssperanski mir gegenüber so offen sein, wie gegen Sie? Sie befinden sich beide in einer solchen Stellung, daß sie sich offen miteinander aussprechen können, ich aber habe Ssperanski nur ein einziges Mal, und zwar von ferne, gesehen."

„Ich könnte Ihnen einen Brief an ihn mitgeben, um ihm einige das Polizeiministerium betreffende Schwierigkeiten vorzustellen, und könnte von mir aus darüber Auskunft bitten, wie das alles am besten einzurichten wäre."

„Was wird denn aber dabei herauskommen, Excellenz? Wird Ssperanski mit mir reden wollen? Gewiß wird er sagen: ‚Gut, ich werde selbst mit dem Minister Rücksprache nehmen;' also wird alles beim alten bleiben."

„Sie wollen also nicht? Ich werde mit Bologowskoi sprechen, er ist mit Magnitzki befreundet und dieser mit Ssperanski."

„Das würde schon eher zum Ziele führen, wenn Bologowskoi darauf eingeht."

„Er ist mir zugethan und wird es ohne Zweifel thun; leben Sie wohl!"

Je weiter, desto schlimmer, — dachte ich, als ich vom Minister heraustrat; me voilà entre deux feux! es ist einfach, um davonzulaufen. Balaschow that mir indessen leid. Das nenne ich aber Hinterlist treiben und sich freiwillig in eine schiefe Lage bringen! Zum Lügen genötigt zu sein und sich vielleicht derartig zu verwickeln, daß es keinen Ausweg mehr gibt.

9.

Es erscheint Ssinowjew mit dem Befehl, ich solle zum Kaiser kommen; dieser empfing mich in denselben Gemächern.

„Ich war in diesen Tagen so beschäftigt, daß ich Sie nicht sprechen konnte Mit Balaschow stehen Sie schlecht?"

„Allerdings, Majestät! Ich erfreue mich nicht mehr des früheren Wohlwollens von seiten des Ministers."

„Was ist der Grund davon?" sagte der Kaiser lächelnd.

„Bestimmt kann ich dies nicht angeben."

„Weiß er nicht, daß Sie mich besuchen."

„Er hat es mir gegenüber nicht einmal angedeutet."

„Ich habe Balaschow für klüger gehalten; er will zugleich mir und sich selbst dienen, und ist gestrauchelt. Alle seine Berichte sind albern, und dies macht mich ihm gegenüber immer argwöhnischer."

Ich schwieg.

„Auf Schritt und Tritt ertappe ich Balaschow darauf, daß er lügt. Er sagte mir, daß er den Doktor Ellison, als Freimaurer, dazu benutze, um Ssperanski zu beobachten; mittlerweile hört man, daß Bologowskoi sich beständig auf dem Wege von Balaschow zu Magnitzki und von diesem zu Ssperanski und Balaschow befindet."

„Majestät! Ellison ist mein Arzt; ich kenne ihn genau. Einen Unschuldigen zu verteidigen, ist die Pflicht eines jeden redlichen Mannes, zumal vor der Person des erlauchten Monarchen. Ellison wird sich dazu nicht hergeben."

„Und wie denken Sie über Bologowskoi?"

„Ich habe ihn in Moskau in dem Hause des Fürsten Kozlowski kennen gelernt, der seine Schwester zur Frau hat; hier sehe ich ihn beim Minister, mit welchem er von der frühesten Jugend an befreundet ist."

„Wissen Sie, was Bologowskoi für ein Mensch ist?" (Der Kaiser setzte auseinander, daß Bologowskoi ein schlechter Mensch ist und daß er von seinem Vater: voilà le tyran ... gesagt habe.) „Was muß ich aber davon denken, wenn ich jetzt von den Beziehungen zwischen Magnitzki und Ssperanski und Bologowskoi erfahre, qui n'a ni foi, ni loi, donc est capable de tout!"

Der Kaiser begann im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb stehen und sagte, sich zu mir wendend:

„Sind Sie ein Freimaurer oder nicht?"

„Ich bin in meiner Jugend in Reval aufgenommen; hier habe ich auf Befehl des Ministers die Loge Astraia besucht.“

„Ich weiß; das ist die Loge Beber. Er ist ein Mann, der es ehrlich meint; mein Bruder Konstantin besucht seine Loge. Sind Ihnen alle in Petersburg befindlichen Logen bekannt?“

„Außer der Loge Astraia gibt es noch die Logen Sherebtzow und Labzin.“

„Aber die Loge Sſperanski, haben Sie die vergessen?“

„Ich habe von derselben, Majestät, gar keine Vorstellung.“

„Möglich; nach Armfelds Ansicht ist das eine Illuminatenloge, und Balaschow behauptet, daß sie des Sommers sich im Garten bei Rosenkampf versammeln, im Winter aber im Hause bald des einen, bald des andern. Können Sie nicht in diese Loge eintreten?“

„Majestät! Wenn das wirklich ein Illuminatenorden ist, so ist derselbe ganz verschieden von dem Freimaurerorden; hier hat jeder Freimaurer zu jeder Loge Zutritt; um aber an der Versammlung jener teilnehmen zu können, muß man Illuminat sein.“

„Balaschow ist selbst in die Loge Sherebtzow eingetreten.“

„Ich weiß das, Majestät, vom Minister selbst, und wundere mich, wie ein Polizeiminister unter die Mitglieder hat aufgenommen werden können.“

Der Kaiser lachte.

„Ich glaube, es wird nicht schwer sein, auf der Post die Korrespondenz der Illuminaten mit ihrem Chef Weishaupt abzufangen? Balaschow meint, daß Sſperanski Regent bei den Illuminaten sei. Weshalb sind Sie nicht in die Loge Sherebtzow eingetreten?“

„Ich habe das deutsche Rituale vorgezogen. Es ist einfacher; das französische ist zu kompliziert, theatralisch, und entspricht nicht dem wahren Zweck der Freimaurerei.“

„Ich kann es nicht verstehen, worin dieser Zweck besteht.“

„Die Worte ‚Illuminat‘, ‚Freimaurer‘ haben geradezu etwas Verletzendes angenommen; im Grunde genommen sind aber die Logen ursprünglich nichts andres, als eine Schule der geistigen Entwickelung und Veredelung des Menschen. Ueber die Mißbräuche will ich nicht sprechen; wo gibt es deren nicht?“

„Und darum darf es keine vor der Regierung geheim gehaltene Logen geben; die Logen Sſperanski oder Rosenkampf müssen aber die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken.“

„Wenn Eure Majestät doch geruhen wollten, Sſperanski selbst

über alles auszufragen; ich bin so gut wie überzeugt davon, daß er Eurer Majestät gegenüber über alles ganz offen sprechen wird."

„Das ist noch die Frage. Er ist ein sehr feiner und schlauer Kopf; er müßte es mir von selbst eingestehen. Indessen, Sie treten sehr energisch für ihn ein."

„Majestät, ich kenne Ssperanski gar nicht; er kann das Ihnen selbst bestätigen. Ich denke gar nicht daran, für Ssperanski einzutreten, sondern thue es für einen Menschen, der vielleicht verleumdet wird. Es sind deutliche, unanfechtbare Beweise nötig. Und bei wem verleumdet? Bei dem Kaiser, unsrer aller Herrn, vor dem, wie vor Gott, es nichts Geheimes geben darf."

Der Kaiser küßte mich auf die Stirn und sagte: „Für sich selbst treten Sie noch besser ein."

Aber ich war schon in Hitze geraten und fügte hinzu: „Ich könnte Ssperanski dessen beschuldigen, daß er sich mit fremden Angelegenheiten befaßt; denn die neu eingeführten Ministerien à la Française, à l'Anglaise, à la Suisse haben auf russischem Boden noch nicht Wurzel geschlagen und werden es auch noch lange nicht thun; ihn aber in eine Verleumdung zu verwickeln, finde ich unpassend, unedel, gemein."

Der Kaiser nahm mich bei der Hand und antwortete: „Ihre Grundsätze gereichen Ihnen zur Ehre, und deshalb verzeihe ich Ihnen diese edle Zornesaufwallung. Aussi vous ai-je attaqué! Sie kennen aber die Menschen nicht; Sie wissen nicht, wie schwarz ihre Seelen sind, wie undankbar sie sind, und wie sie es verstehen, unser Vertrauen zu mißbrauchen. Wozu brauchte Ssperanski mit dem Polizeiminister in Verbindung zu treten? Er besaß mein Vertrauen in so hohem Grade, wie es weder Balaschow, noch vielleicht sonst jemand gelingen wird, es zu besitzen. Der eine ist ein alberner Intrigant, wie ich jetzt sehe; der andre ist gescheit; aber Verstand sowohl wie Intrigue können gefährlich werden."

Ich schwieg. Der Kaiser ließ Thee geben und bewirtete mich. Er scherzte viel; von Armfeld sagte er: „Der plagt sich ab, sucht sich gefällig zu erweisen, um für die Mitgift seiner Stieftochter mir etwas abzuluchsen." Von Balaschow: „Dieser junge Mann hat einmal ein anrüchiges Haus besucht und auf der Straße vom Schutzmann Prügel bekommen." Von Vernègues: „C'est l'amant déclaré de Madame la comtesse T . . . . . " Schließlich fügte er hinzu: „Il faut employer Bologowskoi pour les exterminer tous."

Als der Kaiser mich entließ, befahl er mir, ihm in einem ver-

siegelten Pakett die von dem Berliner Oberpolizeimeister Gruner erhaltenen Statuten der Freimaurerlogen zu übersenden.

„Zinowjew ist ein zuverlässiger Mensch und wohnt im Michaelspalais; schicken Sie mir durch diesen einige Zeilen, wenn etwas nötig sein sollte.“

10.

Nach einigen Tagen erscheint Bologowskoi und bittet mich um Rat, ob er noch seine Vermittlerrolle zwischen Balaschow, Magnitzki und Ssperanski fortsetzen solle, denn es scheine ihm das gefährlich.

Ich: „Führst du sie denn zusammen?“

Bologowskoi: „Balaschow hat mich darum gebeten; wie sollte ich es abschlagen?“

Ich: „Nun, was denn! Ich glaube, beide Parteien sind mit dir zufrieden?“

Bologowskoi: „Ja! Aber man gibt mir solche Dinge zur Uebermittelung, die mich ganz ängstlich machen. Könnte ich nicht am Ende dabei ins Unglück geraten?“

Ich: „Ja so, das ist was andres; meiner Ansicht nach wäre es besser gewesen, sich überhaupt nicht mit ihnen einzulassen.“

Bologowskoi: „Balaschow wird mich doch nicht verraten?“

Ich: „Und warum könnte das nicht geschehen? Ist er doch Polizeiminister.“

Bologowskoi: „Nun, dann werden jene meine Partei halten.“

Ich: „Wenn es aber keiner thut?“

Bologowskoi: „Du machst mir bange.“

Ich: „Durchaus nicht; ich sage nur das, was geschehen kann. Also wäre es, meiner Ansicht nach, besser, sich nicht mit so schlauen Leuten einzulassen. Mögen selbst thun, was sie wollen.“

Wir trennten uns. Einige Stunden darauf kommt Bologowskoi zurück und sagt zu mir: „Ssperanski und Magnitzki ließen dir sagen, daß, wenn du noch über Balaschow so abfällig urteilen wirst, sie es ihm mitteilen würden und dann werde es dir schlecht gehen.“

„Danke!“ sagte ich; „vielleicht habe ich mich wirklich geirrt. Sie müssen alles besser wissen.“

„Das ist ein neuer Beweis dafür,“ sagte ich zu mir selbst, „daß niemand den schnellen Lauf des Schicksalsrades aufhalten kann, und wehe dem, der mit der Absicht, diese heftige Bewegung zu hemmen,

in die Speichen greift! Er wird seine Hände, seine Füße, ja wohl auch seinen Kopf einbüßen."

Dieser Tag war der Vorbote von Stürmen. Balaschow erzählte mir:

„Der Kaiser hat sich über die Frau von N. Z. Chitrowo geärgert, welche in einer Abendgesellschaft bei Caulaincourt ihm in aller Gegenwart eine Fußbank herbeigetragen, um seinen kranken Fuß auf dieselbe zu legen. Es ist befohlen worden, auf Chitrowo ein wachsames Auge zu haben. Ich weiß nicht, wer es dem Kaiser hinterbracht hat. Der Kaiser glaubt, daß Ssperanski dabei seine Hände mit im Spiel hat; denn Wojejkow, der Chef der Kanzlei des Kriegsministers, steht mit Magnitzki in Verbindung."

Was mich anbetrifft, so hatte ich den Verdacht, daß Balaschow selbst denunziert hatte. Er hatte die Gewohnheit, solche Dienste einem Unbekannten oder demjenigen, über welchen er sich geärgert hatte, zuzuschreiben. Aber ich schwieg; darauf sagte ich: „Es ist bedauerlich, daß man den Kaiser mit derartigen Geschichten belästigt, die oft nicht wahr sind, immer aber einen unangenehmen Eindruck hinterlassen."

Balaschow: „Was ist dabei zu machen? Das ist nicht zu vermeiden."

Ich: „Ich kann mich ja irren, aber meiner Ansicht nach lohnt es sich wirklich nicht, die Russen zu beaufsichtigen; sie schwatzen, kritisieren, schimpfen vielleicht auch ein wenig, wenn es aber zur That kommt, dann kriechen sie doch alle zu Kreuz. Man sollte solche Schwätzer einfach zu Lawrow schicken und ihnen einige Rutenhiebe applizieren, dann wäre alles in Ordnung."

Balaschow: „Sie glauben also, daß die Spionage unnütz ist?"

Ich: „Was die Ausländer anbetrifft, so billige ich dieselbe vollkommen; nicht so in Bezug auf die Russen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß bei uns die Spionage après coup kommt; ebenso verhält es sich mit der Aufsicht; ich glaube aber, es wäre besser, dem Uebel vorzubeugen, als bloßen Denunziationen zu trauen, die man einer Untersuchung, einer strengen Prüfung unterziehen müßte, um denjenigen, welcher falsch denunziert hat, zu bestrafen."

Balaschow: „Mir scheint es, Sie muten sich zu viel zu; wollen Sie nicht Ihre eigenen Gesetze herausgeben? Wie können Sie so keck reden? Zwischen uns ist jegliches freundschaftliche Verhältnis ausgeschlossen; dazu ist die Kluft, welche uns trennt, zu groß!"

Ich: „Ich hielt es für meine Pflicht, auf die Frage Eurer Excellenz zu antworten, an ein freundschaftliches Verhältnis zu denken

ist mir gar nicht in den Sinn gekommen; künftig werde ich schweigen." Ich entfernte mich. Armfeld und Vernègues machten mir einen gemeinsamen Besuch.

„Sie haben in der Meinung Seiner Majestät an Boden gewonnen, aber es ist noch nicht alles in Ordnung. Seine Majestät sagte zu mir, als wir von Ihnen sprachen: ‚Ich kann bei ihm niemals meinen Willen durchsetzen.'"

Ich: „Ich hoffe, daß dies ein einfacher Scherz von Seiten Seiner Majestät ist, denn er braucht mir doch nur in bestimmten Worten einen Befehl zu erteilen und ich muß ihn ausführen."

Vernègues: „Ja, aber Sie sind ein wenig eigensinnig, haben immer Einwände zu machen."

Ich: „Offenbar, weil man mir dieselben zu machen erlaubt und findet, daß sie auf Wahrheit beruhen."

Armfeld: „Aber, mein Teurer, es handelt sich doch darum, sein Glück zu machen, und ich kann Ihnen im voraus sagen, daß Sie nicht weit kommen werden. Sie haben ein Beispiel an Karazin, was hat er gewonnen? Er wollte auch den Moralisten spielen, allerdings unter andern Umständen; er wollte ändern, aber es war schon zu spät dazu. Sagen Sie mir doch, bitte, warum ergreifen Sie mit solcher Wärme für Ssperanski und Balaschow Partei?"

Ich: „Herr Graf! Heißt das für jemand Partei ergreifen, wenn man die thörichtsten und unglaublichsten Verleumdungen zurückweist? Würde es nicht besser sein, offen anzugreifen? Was Balaschow anbetrifft, so ist er mein Vorgesetzter; was habe ich für eine Not, über einen Menschen herzufallen, der sich selbst durch die albernsten Denunziationen unmöglich macht? Was würden Sie sagen, wenn man Sie verleumdete und ich noch Oel ins Feuer gießen wollte."

Armfeld: „Sie wollen jemand retten, ohne daran zu denken, daß das auf Sie zurückfällt. Sie werden keinen retten und sich Ihre Carriere verderben."

Ich: „Ich wünsche nur eins, meinen Grundsätzen gemäß zu handeln. Die Folgen gehen mich nichts an, da sie nicht von mir abhängen."

Armfeld zu Vernègues: „Sie sehen, daß da nichts zu machen ist."

Vernègues: „Herr Graf! Er kann nicht mehr sein Benehmen ändern, sonst würde er sich in den Augen des Kaisers vergeben."

Armfeld zu mir: „Ich glaube, daß Seine Majestät Sie heute abend oder morgen rufen lassen wird. Balaschow hat ihm einen

unanfechtbaren Beweis für den Treubruch Ssperanskis geliefert und Sie werden nichts mehr dagegen zu sagen haben. Adieu!"

Vernègues: „Merken Sie sich das gut, mein Teurer! Um bei den Monarchen sein Glück zu machen, muß man es ihnen nicht zeigen, daß man mehr Tugend besitzt, als sie selbst, und muß sogar eine schwache Seite hervorkehren, um sie glauben zu machen, daß sie uns übertreffen."

Mein Gott! dachte ich, wenn diese pfiffigen Leute recht haben, so bewahrheitet sich das russische Sprichwort: „Nahe dem Kaiser heißt dem Feuer nahe sein."

Am Abend wurden mir alle Papiere gebracht, welche man bei Chitrowo in dem Augenblick seiner Abreise in die Verbannung mit Beschlag belegt hatte. So viel ich auch herumstöberte, nirgends war auch nur ein Schatten davon zu finden, was Balaschow mir mitgeteilt hatte. Nur Briefe von Konstantin Pawlowitsch*) waren darunter, welche aber nicht Chitrowo, sondern seine Gemahlin kompromittierten, abgesehen von zahlreichen andern Intriguen. Ich hielt es für meine Pflicht, durch Ssinowjew diesen Umstand dem Kaiser zur Kenntnis zu bringen. Es wurde befohlen, die Briefe durch Ssinowjew einzureichen. Letzterer erhielt einige zurück mit dem Befehl, sie dem Herrn Minister behufs eines Rapports darüber einzuhändigen. Ich reichte sie dem Herrn Minister ein mit Hinzufügung eines Registers der übrigen Papiere.

„Sind darunter Schreiben von Wojejkow?" fragte Balaschow.

„Jawohl," antwortete ich, „aber lauter inhaltslose, die mehr auf Anna Michailowna Chitrowo, wie auf die übrigen, Bezug haben."

„War da nicht eine Karte von Rußland?" fragte der Minister.

„Unter den mir zugesandten Papieren ist dieselbe nicht vorhanden."

„Ach ja! Ich hatte es vergessen," fügte Balaschow hinzu. „Ich habe dieselbe dem Kaiser vorgestellt. Gott sei Dank," sagte er, „die Bedenken in Betreff meiner scheinen beim Kaiser geschwunden zu sein. Schade, sehr schade, daß aus Kiew ein Brief auf den Namen Ssperanskis angekommen, der ihn stark kompromittiert."

Ich: „Den armen Ssperanski bedrängt man von allen Seiten. Schließlich wird der Kaiser diese ganze Geschichte satt bekommen und er wird, ebenso wie Chitrowo, verschickt werden. Es wäre interessant, zu wissen, ob Ssperanski davon eine Ahnung hat, was hinter seinem Rücken geschieht."

---

*) Gemeint ist der Bruder des Kaisers Alexander. Anmerk. d. Uebers.

Balaschow: „Ich glaube es nicht; es würde wohl das eine oder das andre durchschlüpfen, aber er steht sich gut mit Kotschubej und Mordwinow. Diese werden ihn halten."

Ich: „Sollte er wirklich auf sie hoffen? Im entscheidenden Augenblick werden ihn alle im Stich lassen."

Balaschow: „Wie wagen Sie es, über Leute zu urteilen, welche so hohe Stellungen einnehmen? Diese besitzen gewiß mehr Edelmut, als Menschen, die im Dienste auf mittleren oder unteren Stufen stehen."

Ich merkte jetzt, wenn auch zu spät, daß Balaschow diese ganze Unterhaltung nur dazu angeknüpft hatte, um auf irgend eine Weise auf mich zu sticheln, und antwortete: „Pardon, Excellenz! Allerdings ist es für unsereinen schwierig, über Leute zu urteilen, die so hoch stehen."

Balaschow sagte erfreut: „Da muß man alle Verhältnisse genau kennen, muß zu Leuten Beziehungen haben, die sich auf der Höhe befinden, muß das Vertrauen des Kaisers besitzen und nicht einer einzelnen Persönlichkeit untergeordnet sein."

Ich antwortete nichts darauf und verabschiedete mich. Als ich nach Hause zurückgekehrt, war ich äußerst unzufrieden mit mir selbst, da ich die Beobachtung machte, daß ich meinem Charakter untreu werde; früher verheimlichte ich nichts, sagte immer die Wahrheit, wie sie mir erschien und wie ich sie fühlte. Jetzt verstellte ich mich, stimmte unsinnigen Behauptungen bei. Dies beunruhigte mich dermaßen, daß ich um meinen Abschied zu bitten beschloß.

Am Tage darauf, um sechs Uhr nachmittags, wurde ich zum Kaiser beschieden.

11.

„Wie vieles hat sich seit unsrer letzten Begegnung ereignet! Wer hätte wohl gedacht, daß der Russe Chitrowo sich dazu hergeben würde, einem Caulaincourt Liebesdienste zu leisten! Auch Wojejkow ist nicht übel! Wie kann man eine Karte, auf der die Marschroute der Armee nach Wilna bezeichnet ist, aus den Händen geben."

„Ich habe, Majestät, diese Karte nicht zu Gesicht bekommen."

„Sie befindet sich bei mir," sagte der Kaiser.

„Ist diese Karte nicht heimlich Wojejkow entwendet worden?" antwortete ich.

„Nein, ſie iſt Magnitzki überſandt worden, der ſie an Chitrowo weitergegeben hat. Balaſchow gebührt dafür Dank, daß er ſie abgefangen.“

„Majeſtät, ich kenne Wojejkow nicht; aber ich wundere mich, daß er ſich dazu hat entſchließen können.“

„Sonderbar, nicht nur Wojejkow, ſondern auch der Kriegsminiſter ſelbſt betonen, daß auf der an Magnitzki geſandten Karte gar keine Zeichen mit dem Bleiſtift gemacht waren; folglich muß Chitrowo ſelbſt dieſelben gemacht haben. Immerhin aber iſt Wojejkow nicht frei von Schuld.“

„Natürlich. Chitrowo hätte ja die Karte in der Buchhandlung kaufen und ſo viel er wollte darauf zeichnen können.“

„Kennen Sie den Kriegsminiſter? Ich will Sie mit ihm zuſammenbringen. Er iſt ein Ehrenmann und ein ausgezeichneter General.“

Ich verneigte mich.

„Hier iſt noch eine Neuigkeit,“ und bei dieſen Worten reichte mir der Kaiſer einen geöffneten Brief. Ich las die Adreſſe: „Sr. Hohen Excellenz Herrn Michael Michailowitſch Sſperanski. St. Petersburg.“ An der Seite war hinzugeſchrieben: „Einliegend achtzigtauſend Rubel Banko.“

Während ich das Couvert genau betrachtete, ſah der Kaiſer mich aufmerkſam an.

„Was beſehen Sie da ſo genau?“

„Dieſer Brief iſt nicht mit der Poſt gekommen, es fehlen die Kronsſtempel.“

„Balaſchow hat mir denſelben zugeſtellt; leſen Sie ihn.“

Es war das ein Brief aus Kiew, in welchem die Polen für alle ihnen zu teil gewordenen Vergünſtigungen dankten und als Zeichen ihrer Dankbarkeit beifolgende achtzigtauſend Rubel Banko anzunehmen baten.

„Was ſagen Sie dazu?“

„Nach dem Couvert zu urteilen, weiß ich nicht, ob da achtzigtauſend hineingehen konnten. Geſetzt aber, dies wäre möglich, iſt auch das Geld Eurer Majeſtät zugeſtellt?“

Der Kaiſer ſchlug ſich vor die Stirn, indem er ſagte: „Wie bin ich darauf gar nicht gekommen? Der Brief war ſchon geöffnet.“

„Folglich muß er auch das Geld haben.“

„Gut, ich werde es abfordern; Sie aber haben eine gute Gelegenheit, mit Sſperanski bekannt zu werden; Sie haben ihm einen wichtigen Dienſt geleiſtet.“

Ich beachtete die auf mich bezügliche Bemerkung nicht, sondern antwortete, auf die mißglückte Intrigue zurückkommend: „Ich wünschte, Majestät, diese Summe wenigstens zählen zu können, denn ich habe noch niemals eine so große in Händen gehabt.“

Der Kaiser lächelte.

„Ich werde Ihnen dieses Vergnügen bereiten, wenn Balaschow mir das Geld bringt, was ich übrigens bezweifle — er ist selbst ein Liebhaber davon.“

Ich schwieg.

Der Kaiser nahm einen Bogen Papier, schrieb etwas darauf, faltete ihn zusammen, und nachdem er ihn versiegelt, sagte er zu mir: „Geben Sie das morgen Gurjew ab. Was ich doch sagen wollte, kaufen Sie für mich ‚Die Feldzüge des Erzherzogs Karl‘; die große Ausgabe mit Karten. Leben Sie wohl!“

Kaum war ich bis zur Thür gekommen, als der Kaiser mich zurückrief.

„Ich hätte beinahe vergessen, Ihnen die auf die Freimaurer bezüglichen Papiere zurückzuerstatten. Morgen werden Sie einige Fahrten in meinem Auftrage zu machen haben.“ Und mir die Papiere zurückgebend, händigte er mir ein unversiegeltes Schreiben mit diesen Worten ein: „Zeigen Sie dieses Schreiben Beber; und gleich das erste Mal machen Sie selbst in der Loge den Vorschlag, ihn zum Großmeister zu wählen. Beber und Sie werden für alles verantwortlich sein, was in der Loge vor sich geht; mein Name darf aber in der Loge nicht genannt werden. Was die Protokolle der Loge anbetrifft, so stellen Sie mir dieselben durch den Polizeiminister vor. Wenn Sie das Schreiben Beber gezeigt, so geben Sie es mir wieder zurück.“

Der Inhalt des Schreibens war wörtlich folgender: „Je suppose que le but de la loge est noble et tend à la vertu, que les moyens à y parvenir sont fondés sur la stricte morale et que toute tendance politique en est proscrite. En ce cas la loge jouira de la bienveillance générale, avec laquelle, d'après le sentiment de mon coeur, je protège tous les braves et fidèles sujets, dévoués à son (sic!) Dieu, à l'État et à moi. Mais pour savoir si la société maçonique est conforme au but que je lui suppose, j'ordonne que les travaux et protocols de chaque loge me soient exposés afin de me procurer les éclaircissements nécessaires sur la législation, le maintien du bon ordre et la direction des affaires. En cas de désordre il faut que je sache à qui m'en prendre.“

12.

Am Tage darauf suchte ich Beber auf, der sehr erschrak, sich aber tröstete, als er erfuhr, daß ich ihm zur Seite stehen werde. Von diesem begab ich mich zum Kriegsminister, der zu mir in deutscher Sprache sagte: „Das sind lauter Thorheiten; man ärgert den Kaiser, das aber versteht Ihr Balaschow ganz besonders gut. Es sollte mir leid thun, wenn ich mich von Wojejkow trennen müßte, ich habe mich so an ihn gewöhnt."

Von dort fuhr ich zum Finanzminister. Ich wurde sofort in sein Arbeitszimmer geführt und händigte ihm das kaiserliche Schreiben ein. Gurjew fragte mich: „Wann ist Ihnen genehm, das Geld zu empfangen?" Diese Frage kam für mich höchst überraschend. Aber ich faßte mich und sagte: „Der Kaiser wünscht, daß ich es heute empfange."

„Wahrscheinlich ist das für Sie bestimmt?"

„Mir ist befohlen, das Geld dem Kaiser zuzustellen."

Sofort erhielt einer der Beamten Befehl, mit mir nach der Rentei zu fahren, wo ich unverzüglich fünftausend Rubel Banko ausgezahlt erhielt. Ich wurde aus der ganzen Sache nicht klug. Sollte ich das Geld durch Ssinowjew schicken? Ein solcher Befehl war aber nicht erfolgt. Ich entschied mich dafür, zu warten, bis ich gerufen würde.

Plötzlich kam mir der Gedanke: Ist das nicht für mich bestimmt, und soll damit nicht mein Dienst bei Hof seinen Abschluß finden? Ich gestehe, dieser Gedanke stimmte mich freudig; aber das Geld ohne Befehl bei mir zu behalten, geht nicht an. Ich will abwarten; wenn der Kaiser mich nicht rufen läßt, will ich das Geld durch Ssinowjew schicken.

Mein Verhältnis zu Balaschow wurde mit jedem Tage schlechter und schwieriger. Er hatte an allem etwas auszusetzen und gab seinen Mißmut in ungeschickter Weise zu erkennen, so daß ich vermuten mußte, er habe wohl von meinen Besuchen gehört.

Hier muß ich der Deutlichkeit wegen auf mich selbst zu sprechen kommen. Es war die Bestimmung getroffen, daß ich dem Minister die dem Kaiser vorzustellenden Berichte jeden Abend um sieben Uhr einhändigen sollte. Jetzt begann der Kaiser mich um diese Stunde zu sich zu bescheiden; welchen Grund konnte ich dem Minister gegenüber vorschützen? Vor kurzem hatte ich mir Fock zum Gehilfen erbeten. Er war mit der Tochter des Doktor Frese in Moskau ver-

heiratet. Frese war Hausarzt bei meiner verstorbenen Mutter gewesen, die mit ihm außerordentlich zufrieden war. Gleichsam um das Gedächtnis meiner verstorbenen Mutter zu ehren, schlug ich Fock vor, mein Gehilfe zu werden; er hatte bis dahin die unbedeutende Stellung eines dejourierenden Offiziers bekleidet, um über die vom Minister abgeschickten und erhaltenen Briefe Buch zu führen. Ich war der festen Zuversicht, daß er mich aus Dankbarkeit nicht verraten würde. Meine häufige Abwesenheit veranlaßte mich, Fock ins Vertrauen zu ziehen, und ich stellte es ihm anheim, während meiner Abwesenheit dem Minister solche Berichte zu überbringen, welche nichts besonders Wichtiges enthielten.

Um sieben Uhr abends wurde ich zum Kaiser beschieden. Beim kleinen Portal empfing mich Ssinowjew mit diesen Worten: „Der Kaiser hat befohlen, Ihnen seine Entschuldigung machen zu lassen; der Kriegsminister ist unerwartet erschienen, um notwendige Sachen zu erledigen. Der Kaiser bittet Sie, hier ein wenig zu warten.“ Er führte mich in das kleine Ankleidezimmer des Kaisers, wo er sich täglich nach dem Spaziergang umzukleiden geruhte. „Der Kaiser hat befohlen Sie zu bewirten,“ sagte Ssinowjew, und man brachte auch wirklich Thee, Zwieback u. s. w., sogar eine kaiserliche Pfeife, die ich mit aller Gründlichkeit ausrauchte.

Um neun Uhr führte mich Ssinowjew zum erstenmal in das große Arbeitszimmer des Kaisers.

„Ich mußte notwendig den Kriegsminister empfangen, übrigens aber habe ich Sie als Herr des Hauses bewirten lassen.“

Ich verneigte mich.

„Es hat keinen Zweck mehr, unsre Zusammenkünfte geheim zu halten. Balaschow ist offenbar dahinter gekommen, wenn er auch nicht offen mit der Sprache herauskommt, sondern sich in Lobeserhebungen über Fock ergeht. Was ist das für ein Mensch?“

„Er ist kein schlechter Mensch, Majestät; aber wahrscheinlich hat er sich durch günstige Aussichten für die Zukunft verleiten lassen, mich, seinen Wohlthäter, zu verraten.“

„Das empfiehlt ihn nicht, beweist aber, daß er ein fähiger Mensch ist. Intriganten sind im Staate ebenso nützlich, wie ehrliche Leute; bisweilen sind die ersteren sogar nützlicher, als letztere.“

Wenn man Postsendungen öffnen muß, ist es nicht sehr vorteilhaft, ehrlich zu sein, dachte ich, und, offen gesagt, dieses Urteil erschreckte mich ein wenig. Vor allem überreichte ich dem Kaiser „Die Feldzüge des Prinzen Karl,“ und mit dem Buch zugleich eine

Quittung von Klostermann über den Empfang von zweihundert Rubel Banko.

„Ich habe die Eigentümlichkeit, niemals Geld bei mir zu tragen, ich werde aber Befehl erteilen, Ihnen dasselbe abzugeben," sagte der Kaiser.

Dann gab ich das mir für Beber bestimmte Schreiben zurück und meldete, daß Beber zum Großmeister und ich zu seinem Gehilfen gewählt sei.

„Ich gratuliere," sagte der Kaiser lächelnd.

Schließlich überreichte ich das versiegelte Geldpaket.

„Was ist denn das?"

„Das Geld, welches ich auf Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit vom Finanzminister erhalten habe."

„Dieses Geld ist nicht für mich bestimmt, geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin ab, sie wird wissen, was sie damit zu thun hat."

Ich dankte dem Kaiser in meinem, meiner Frau und meiner Kinder Namen.

Der Kaiser ergriff meine Hand und sagte: „Les petits cadeaux entretiennent l'amitié."

„Wenn das der Fall ist, Majestät, so gibt es für mich gar keine Mittel, um meinerseits das gütige Wohlwollen Eurer Majestät zu bewahren."

Der Kaiser lachte.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, das genügt, schade, daß Sie es mit Balaschow ganz verdorben haben, das kann Ihnen schaden."

„Ich habe, Majestät, gehandelt, wie mein Gewissen und meine Ehre es mir gebietet, und zum Beweise dessen, daß ich nichts andres suche, als nur meine innere Befriedigung, wage ich es, um die Erlaubnis zu bitten, meinen Abschied einzureichen."

„Solange ich am Leben bin, soll das nicht geschehen; aber immerhin wäre es besser, wenn Sie sich auch das Wohlwollen Balaschows zu bewahren gewußt hätten. Uebrigens haben Sie nichts zu befürchten."

„Majestät! Ich habe schon lange den Wunsch gehabt, Eurer Kaiserlichen Hoheit diese Bitte zu unterbreiten, jetzt wage ich es, dieselbe zu wiederholen."

Die Stirne des Kaisers verfinsterte sich und er erwiderte: „Ich liebe das nicht; was ich einmal beschlossen, das pflege ich nicht abzuändern."

Ich verstummte. Der Kaiser setzte sich in den Lehnstuhl und begann eine Feder zu beschneiden. Nach einigen Minuten des

Schweigens sagte er: „Setzen Sie sich," wobei er auf den Platz neben sich hinwies. Ich verneigte mich. Er wiederholte: „Setzen Sie sich hierher. Ich höre nicht ganz gut."

Ich setzte mich.

„Aus dem Bericht des Grafen Rostoptschin über das, was man in Moskau spricht, sehe ich, daß man Ssperanski daselbst haßt, man glaubt, er habe mit der Schaffung der Ministerien und des Reichsrats in hinterlistiger Weise die Grundlagen der Selbstherrschaft untergraben." Der Kaiser hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Graf Markow urteilt über ihn sehr schroff und prophezeit eine schreckliche Zukunft, welche Napoleon Rußland bereiten werde. Hier in Petersburg wird Ssperanski allgemein gehaßt, und allenthalben im Volke äußert sich der Wunsch, seine Einrichtungen möchten abgeschafft werden. Folglich ist die Einführung der Ministerien ein Fehler. Ssperanski scheint La Harpe nicht ganz verstanden zu haben, meinen Lehrer, den ich liebe und verehre, wie man nur einen Wohlthäter lieben und achten kann. Ich will Ihnen diesen Entwurf geben. Vergleichen Sie ihn mit der bestehenden Einrichtung und sagen Sie mir Ihre Ansicht über die Ministerien. La Harpe hat auf französisch geschrieben, schreiben Sie auch in derselben Sprache."

Während ich das Werk La Harpes in Papier einwickelte, schellte der Kaiser und befahl dem hereintretenden Kammerdiener, etwas zum Nachtessen aufzutragen. Es geschah, der Kaiser trank ein Glas Chambertin, kostete ein wenig von den gebratenen Haselhühnern, vom Brachs, Gelee, und bewirtete auch mich. Wir standen während der ganzen Zeit, der Kaiser war sehr aufgeräumt und scherzte über seine Umgebung.

„Es sind nette Leute in meiner Umgebung! Kozadawlew macht Durchstechereien, seine Frau sammelt den Tribut ein. Balaschow gibt mir die achtzigtausend Rubel nicht. Ich bestehe darauf, er behauptet, das Paket sei ohne Geld gefunden. Lauter Lügen. Graf T . . . . . . stößt mit Armfeld und Vernègues in ein Horn, letzterer hat mit seiner Frau ein Verhältnis. Wolkonski bittet beständig, ihm fünfzigtausend Rubel auf fünfzig Jahre ohne Zinsen zu leihen. Mit Mühe und Not habe ich mich mit ihm auf fünfzehntausend ohne Rückerstattung geeinigt. Lauter solche Leute habe ich zu Mitarbeitern."

„Ich würde ihnen den Laufpaß geben."

„Werden denn etwa die neuen besser sein? Diese sind schon satt, die neuen werden stets auf das nämliche ausgehen."

Ungefähr um zwei Uhr nachts kehrte ich nach Hause zurück,

und die ganze Unterredung dieses Abends fiel mir schwer auf die Seele. Also hat Armfeld doch recht, sagte ich zu mir selbst, ... mit der Redlichkeit kommt man nicht weit: Hätte ich Balaschow von meinem ersten Besuch beim Kaiser Mitteilung gemacht, was mir von letzterem untersagt worden war, so hätte der Weg zur sogenannten Erhöhung, wenn auch auf gewissenlose Weise, offen gestanden. Es schmerzte mich, wenn ich daran dachte, wie Alexander Pawlowitsch der Intrigue den Vorzug gab ...

Am nächsten Tage besuchte mich Armfeld.

13.

„Nun, Teuerster," sagte Armfeld zu mir, „ich habe Ihnen das vorausgesagt und Sie wollten weder auf mich noch auf Vernègues hören. Dieser Schuft von Balaschow, gerade weil er ein Schuft ist, hat sich wieder emporgerichtet, und seine Stellung ist unerschütterlich fest. Man fürchtet sich vor ihm und ich fange an zu glauben, daß Sſperanski ein ehrenhafter Mann ist, weil er und Sie die Sache werden ausbaden müssen."

Ich: „Was ist dabei zu machen? Ich kann Sie aber versichern, daß ich, wenn die Sache wieder von vorne angefangen werden könnte, nicht anders handeln würde."

Armfeld: „Ihre Mutter hätte Sie, mein Herr, in dem Zeitalter der Ritter von der Tafelrunde zur Welt bringen sollen."

Ich: „Das ist eine bittre Ironie, ich sehe sehr gut den Abgrund, der sich vor mir ausbreitet; ich bin bereit, mich in denselben zu stürzen, aber meinen Grundsätzen will ich nicht untreu werden."

Armfeld: „Noch ist nicht alles verloren. Der Kaiser hat Ihnen eine Arbeit über die Ministerien aufgetragen, gehen Sie Sſperanski gehörig zu Leibe, das wird Beifall finden."

Ich: „Sie machen mir die Ehre, mich einen Ritter von altem Schlage zu nennen, und jetzt raten Sie mir zu den niedrigen Mitteln unsrer Zeit, einzig und allein, um Carriere zu machen. Verlohnt das wohl der Mühe, wenn das ganze Leben und alles, was drum und dran ist, keinen Heller wert ist?"

Armfeld: „Ich wünschte, ich könnte die Philosophie verstehen, welche Ihnen diese Prinzipien eingeprägt hat. Ja, wenn Sie noch irgend jemand damit retten könnten, dann ließe ich es gelten, aber

ich sage Ihnen, das ist unmöglich und Sie gehen ins Verderben, für wen aber das?"

Ich: „Für die gute Sache und für die heilige Wahrheit."

Armfeld: „Papperlapapp! Sie müssen wissen, daß Sſperanski, ob er nun schuldig ist oder nicht, geopfert werden muß; das ist unumgänglich notwendig, damit die Nation sich um das Staatshaupt schart und für den Krieg, der ein nationaler werden muß."

Ich: „Wohl möglich, aber warum zu so unwürdigen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Gesetzt, man schlüge mir vor, mich zu opfern, so würde ich das mit freudigem Herzen thun. Für eine gute Sache zu sterben, ist ein beneidenswertes Los."

Armfeld: „Und stehen diejenigen, mit welchen Sie es zu thun haben, auch auf dieser Höhe? Verstehen sie den edlen Trieb zur ritterlichen Selbstaufopferung? Welche andern Mittel können also die Monarchen haben, als Denunziation, Verleumdung u. s. w. Thun Sie mir den Gefallen, schicken Sie Ihre Philosophie zum Teufel und leben Sie so wie wir."

Ich: „Mit Vergnügen, denn ich habe beschlossen, meinen Abschied zu nehmen."

Armfeld: „Wieder eine Thorheit. Adieu!"

Diese Unterredung enthüllte mir das Geheimnis, daß Sſperanski, unter dem Vorwande des Verrats am Vaterlande, um jeden Preis beseitigt werden sollte. In dem gemeinsamen Hasse gegen den Verräter sollten sich alle Stände vereinigen und so von patriotischer Begeisterung für den bevorstehenden Krieg erfüllt werden.

Das Publikum, angespornt durch die Heimlichkeit, denn ein offenbares Verbrechen lag nicht vor, legte alles auf seine Art aus, nannte Sſperanski einen Verräter und bezeichnete mich als denjenigen, der sein unerhörtes Verbrechen aufgedeckt hatte.

Balaschow verlangte schon nicht mehr, daß ich zu ihm käme, außer etwa in den Fällen, wo Fock nicht Bescheid wußte. Als ich das bemerkte, übergab ich Fock, als meinem Gehilfen, alle laufenden Angelegenheiten und behielt mir die Berichterstattung an den Kaiser vor. Balaschow verbreitete nunmehr, ich weiß nicht, ob auf Befehl oder von sich aus, durch seine Agenten die allerunsinnigsten Gerüchte über meine Beziehungen zu Caulaincourt, zum verschickten Chitrowo und andern, während dessen aber suchte er als Freund Magnitzkis und Sſperanskis zu erscheinen.

14.

Am 11. März 1812 wurde ich plötzlich des Morgens zum Kaiser beschieden.

„Es ist aus!" sagte der Kaiser, „und so leid es mir auch thut, ich muß mich von Ssperanski trennen. Ich habe schon Balaschow den diesbezüglichen Auftrag erteilt, aber ich traue ihm nicht, und habe ihm deshalb befohlen, Sie mitzunehmen. Sie werden mir alle Einzelheiten über seine Abreise berichten."

„Ich habe noch niemals mit solchen Abfertigungen etwas zu thun gehabt."

„Im gegebenen Falle muß das schon so sein."

„Gestatten mir Majestät, eine Gnade zu erbitten?"

„Nun, und was?"

„Balaschow steht Ssperanski und Magnitzki so nahe, daß er genötigt sein wird, gegen sie eine solche Nachsicht zu üben, wie sie, nach meinen Grundsätzen, ihnen nicht erwiesen werden darf. Dieser Umstand wird mich auf immer mit Balaschow verfeinden und ich werde mir einen mächtigen Feind erwerben."

„Das geht Sie gar nichts an. Ich befehle es Ihnen; das ist um meinetwillen nötig, denn ich bin davon überzeugt, daß Sie nichts vor mir verheimlichen werden. Uebrigens lassen Sie Balaschow thun, was er will; mich aber werden Sie von allem, was da geschieht, benachrichtigen."

„Ich füge mich dem Willen Eurer Majestät!"

„So ist es recht! Ich bin mit Ihnen zufrieden und als Beweis meines Zutrauens zu Ihnen will ich Ihnen mitteilen, daß ich Ssperanski gefragt habe, ob ich persönlich an dem bevorstehenden Krieg teilnehmen soll. Er hatte die Unverschämtheit, mir alle kriegerischen Talente Napoleons zu schildern und daraufhin zu raten, eine Bojarenversammlung einzuberufen, dieser die Führung des Krieges zu überlassen und selbst in den Hintergrund zu treten. Was bin ich denn? Eine Null? Hieraus sehe ich, daß er die Selbstherrschaft zu untergraben gesucht, die ich ungeschmälert meinen Erben zu überliefern verpflichtet bin. Balaschow wird Sie benachrichtigen, wann Sie fahren sollen. Sorgen Sie dafür, daß ich alles erfahre. Leben Sie wohl!" Kaum war ich bis zur Thür gegangen, als der Kaiser mich zurückrief. „Niemand darf etwas davon wissen, denn Ssperanski und Magnitzki ahnen nichts."

15.

Am 17. März um fünf Uhr abends ließ der Minister mich abholen und sagte zu mir mit einem Lächeln, das seine Unzufriedenheit verriet: „Wir gehen heute abend alle beide auf Reisen."

Ich: „Wohin denn das, Eure Excellenz?"

Balaschow: „Um einige Freunde zu expedieren."

Ich: „Meine?"

Balaschow: „O nein!"

Ich: „Wessen denn?"

Balaschow: „Ssperanski, Magnitzki und Bologowskoi."

Ich: „Eure Excellenz haben mich noch nie bei solchen Gelegenheiten benutzt."

Balaschow (mit einem süßsauren Lächeln): „Der Kaiser wünscht es so! Ich habe gemeldet, daß Sie dazu nicht geeignet sind; ich habe Lawrow, Graf Wassiljew und sogar P. W. Kutuzow vorgeschlagen, aber der Kaiser wollte außer Ihnen niemand haben."

Ich: „Gestatten Sie mir, mich krank zu melden."

Balaschow: „Das geht nicht!"

In diesem Augenblick kommt Magnitzki, ohne sich angemeldet zu haben, ins Zimmer gestürzt, ganz außer sich. Als er mich bemerkte, warf er mir einen kurzen Blick zu und es schien, als ob er erschrak; er nickte Balaschow mit dem Kopfe zu, auf mich hinweisend, und dieser bemerkte: „das macht nichts, was wünschen Sie?"

Magnitzki: „Sie haben mir die Reiseroute versprochen."

Balaschow: „Jawohl, da haben Sie dieselbe."

Magnitzki (durch eine Verbeugung sich bedankend): „Thun Sie mir den Gefallen . . .

Balaschow (läßt ihn nicht aussprechen): „Alles wird geschehen, seien Sie außer Sorge, es begleitet Sie auf der Reise ein von mir ausgewählter, tüchtiger Offizier."

Magnitzki: „Aber die Reiseroute für meine Frau?"

Balaschow: „Sie dürfen nicht auf der Reise zusammentreffen. Für sie ist eine andre Reiseroute bestimmt."

Magnitzki: „Meinen verbindlichsten Dank!"

Magnitzki entfernte sich, nachdem er nur Balaschow allein eine Verbeugung gemacht; letzterer sagte zu mir: „Finden Sie sich um sieben Uhr hier ein. Wir wollen zusammen fahren."

Also so werden die Befehle des Kaisers ausgeführt, sagte ich vor mich hin. Sie sollen nichts erfahren und sind doch vorbereitet.

Balaschow hat sich selbst in eine solche Lage gebracht. Daß er nicht umhin kann, seinen Wohlthätern gegenüber sich dienstbereit zu zeigen, und dadurch, daß er sich gegen sie freundschaftlich erweist, macht er sein Vergehen dem Kaiser gegenüber nur noch ärger! Doch wie dem auch sein möge, ich will mit Balaschow nichts mehr zu schaffen haben. Wer sich mit dem Laster befreunden und ihm dienen will, muß selbst lasterhaft sein. Hätte man denn Ssperanski nicht seinen Abschied nehmen lassen können? Wozu brauchte man der Sache den Anschein eines Verbrechens zu geben, ohne daß sich seine Schuld beweisen ließ? In seinen Neuerungen fügte sich Ssperanski dem allerhöchsten Willen, obgleich er vielleicht im geheimen, ebenso wie La Harpe, westeuropäische Ziele verfolgte. Was wird aber mit mir geschehen? Habe ich doch aus dem Munde des Kaisers zu hören bekommen, daß ein Intrigant notwendiger ist, als ein ehrlicher Mensch!

In der Zwischenzeit bis sieben Uhr brachte ich alle Kanzleipapiere in Ordnung; die geheimen Papiere des Kaisers verschloß ich bei mir, machte einen Rundgang durch alle Abteilungen, zu den einzelnen Tischen herantretend, und nachdem ich alles in Ordnung gebracht, schrieb ich, wie gewöhnlich, den Tagesbericht nieder, unterschrieb denselben, ließ ihn von Fock unterschreiben und begab mich um sieben Uhr zum Minister.

Pünktlich um sieben Uhr betrat ich das Arbeitszimmer des Ministers.

16.

„Es ist hohe Zeit!“ sagte er, „ich glaube, man wartet schon lange auf uns.“

Wir bestiegen einen großen, mit drei Pferden bespannten Schlitten, neben welchem ein Unteroffizier von der Polizeiwache und zwei Dragoner ritten. Alle jagten in vollem Galopp daher. Zuerst fuhren wir bei Magnitzki vor.

Er empfing uns im Vorzimmer, führte uns in das nächste Gemach und sagte, auf eine Thür hinweisend: „Haben Sie die Güte einzutreten, da ist mein Arbeitszimmer.“ Wir betraten dasselbe. Hier war alles wie zu einem Fest vorbereitet.

„Haben Sie nicht irgend etwas, was Sie mitzunehmen brauchen?“ fragte der Minister.

„Ich weiß wirklich nicht," antwortete Magnitzki, „allenfalls noch dieses Paket mit Briefen."

„Nehmen Sie es," sagte der Minister.

Magnitzki warf einen Blick auf mich; ich schwieg. Er nahm einen gehörigen Packen und steckte ihn in das Reiseportefeuille. Balaschow aber fügte hinzu: „Sehen Sie zu, ob Sie nicht noch etwas nötig haben."

„Nein," antwortete Magnitzki, „das sind lauter Akten über die laufenden Geschäfte und Konzepte, die ich zu nichts gebrauchen kann."

Wir verließen das Zimmer.

Balaschow wandte sich zu mir und sagte: „Wollen Sie die Güte haben, diese Thür zu versiegeln;" dabei reichte er mir Lack und Petschaft.

Man brachte ein Licht und ich vollführte den Befehl des Ministers.

Die Hände zitterten mir, das Blut kochte in mir; Magnitzki bemerkte dies, Balaschow auch, sie tauschten miteinander einen Blick aus und sahen mich darauf voller Unwillen an. Magnitzki bat uns, ihm in das Gastzimmer zu folgen, wo seine Frau und seine Kinder sich befanden. Alle nahmen Platz; an mich dachte niemand. Ich stellte mich an den Ofen mitten im Zimmer, welches eher einem großen Saal als einem Gastzimmer glich.

Balaschow erzählte etwas, aber so leise, daß ich nichts hören konnte. Magnitzki geriet in Aufregung; durch Bewegungen, Gestikulationen gab er seinen Unwillen zu erkennen und warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu, aber kein einziges Wort drang zu meinen Ohren. Endlich erhob man sich. Magnitzki bat Balaschow, dem Kaiser zu melden, daß er nichts zum Leben habe und fügte hinzu: „Es wird eine Schande für ihn sein, wenn ein mit dem Stern gezierter Mann wie ein Taglöhner für den Unterhalt seiner Familie Holz zu spalten anfängt."

Balaschow antwortete: „Alles soll gemeldet werden, seien Sie außer Sorge."

Magnitzki fuhr fort: „Ich habe weder Geld, noch eine Mütze, noch Pelzstiefel."

„Ich werde Ihnen eine Mütze und Stiefel bringen; wieviel Geld brauchen Sie?"

„Thun Sie mir den Gefallen, bringen Sie mir wenigstens etwa dreitausend; ich muß meiner Frau etwas zurücklassen, für die Reise etwas mitnehmen, und auch nach meiner Ankunft in Wologda habe ich Geld nötig. Wer wird dort was geben?"

„Soll alles geschehen; ich werde gleich zurückkehren.“

Balaschow wollte aufbrechen. Magnitzki machte Anstalten, ihn hinauszubegleiten, und ich blieb beim Ofen stehen.

Als Magnitzki zurückgekommen, sagte er laut zu seiner Frau: „Quel bonheur, ma chère amie, d'avoir un ami, comme Balaschoff! Que ferions-nous dans ces circonstances désastreuses?“

Die Frau dankte auch ihrem Gott für einen so treuen Freund.

„C'est, comme vous l'avez entendu, ce diable d'Armfeld, qui nous a préparé cet abîme et encore un monsieur, au quel nous n'avons rien fait et que je ne veux pas nommer.“

Da riß mir die Geduld.

„Je suis très étonné, Mr. Magnitzki,“ sagte ich, „que vivant presque à la cour, vous avez eu si peu de perspicacité et que vous vous êtes endormi avec complaisance, sur tout les faux rapports et les fausses assurances d'amitié qu'on vous a prodigué.“

Magnitzki stand wie vom Blitz getroffen da.

„Au nom du ciel, dites-moi un mot seulement, est ce Voiekoff, qui exile avec nous?“

Ich schwieg und blickte ihn ärgerlich an.

„Ayez pitié de nous, monsieur, de cet enfant,“ rief seine Frau unter Thränen, „dites-nous: est ce Voiekoff?“

„A quoi peut cela vous servir maintenant?“ antwortete ich.

„Peut-être cela nous sauvra,“ erwiderte Magnitzki.

Seine Frau schickte sich bei diesen Worten an, vor mir auf die Kniee zu sinken. Ich hielt sie davon zurück und antwortete gerührt: „Bologofskoi part avec vous.“

Magnitzki schlug sich heftig vor die Stirn: „Ah les traîtres! j'y suis,“ rief er. „Dieu, quelle infamie!“

Er begann hastig im Zimmer auf und nieder zu schreiten, indem er dabei sagte: „Le coquin, l'infâme et sot de Bologofskoi qui a encore donné dans le panneau.“

Darauf trat er hastig auf mich zu und sagte: „Ssperanski ist noch nicht beim Kaiser eingetreten, gestatten Sie mir, einige Zeilen an ihn zu schreiben.“

„Kann ich Ihnen das verbieten?“ antwortete ich. „Gehen Sie in das Nebenzimmer, wohin ich Ihnen aus Anstandsrücksichten nicht folgen werde, und auch ohne meine Erlaubnis können Sie Ssperanski mitteilen, was Sie wollen.“

Er eilte in das Nebenzimmer, kehrte nach einigen Minuten zurück und sagte, auf mich zutretend: „Quel malheur pour nous, monsieur, que nous n'avons pu faire votre connaisance plutôt!“

Ich schwieg.

Jetzt sprachen Mann und Frau zwanglos von dem über sie hereingebrochenen Ungemach. Er bat die Frau, recht bald nach Wologda zu kommen, den Verkauf der Sachen jemand zu übertragen und den daraus erzielten Betrag Balaschow zu bezahlen. Schließlich suchten sie sich mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen zu trösten.

Nun kam auch Balaschow zurück und brachte alles, was er versprochen hatte, mit sich. Magnitzki riß ihm die Mütze aus der Hand, setzte sich dieselbe auf den Kopf, trat vor den Spiegel und sagte zu seiner Frau: „Voyez, ma chère amie, suis-je bien coiffé par la police?“

„Eh! On ne peut plus admirablement,“ antwortete die Frau, unter Thränen lächelnd.

Balaschow übergab ihm das Geld, indem er sagte: „Sie werden es mir zurückgeben, wenn Sie dazu im stande sind.“

Magnitzki antwortete: „Meine Frau wird unsre Sachen verkaufen lassen; was daraus erzielt wird, sollen Sie erhalten; sollte nicht die ganze Summe gedeckt werden, so stehe ich Ihnen für den Rest ein.“

Balaschow war, glaube ich, betroffen über den trockenen Ton der Antworten; er machte sich bereit, Abschied zu nehmen; darauf sagte er, zu mir gewandt: „Expedieren Sie Michael Leontjewitsch, ich werde für Sie einen Schlitten zurücklassen; ich selbst aber muß zu Ssperanski fahren, damit dort nicht etwas passiert; nach Abfertigung Magnitzkis kommen Sie alsbald zu Ssperanski gefahren.“

Ich verneigte mich, merkte aber sehr wohl, daß er sich nur deshalb beeilte, um Ssperanski in meiner Abwesenheit expedieren zu können.

Der Reiseschlitten und der Polizeioffizier standen bereit, man begann mit dem Einpacken der Sachen, alles das ging langsam, und kein Wunder, denn die Frau suchte den Mann wenigstens noch einige Minuten länger zu behalten; ich drängte nicht zur Eile.

„Vous verrez: ce coquin de Balaschoff est allé encore tromper Speransky,“ sagte Magnitzki zu mir.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds.

Eine Thräne trat mir ins Auge, ich ging ins andre Zimmer.

Magnitzki eilte mir nach, warf sich mir um den Hals und sagte: „Mein Gott! Warum habe ich Sie nicht früher kennen gelernt? Auch daran ist dieser Bösewicht schuld.“ Er drückte mich noch zum letztenmal an seine Brust und lief eilig die Treppe hinunter. Weder

seine Frau, noch sein Sohn gaben ihm das Geleit, ich allein folgte ihm. Auf seine Bitte hin sagte ich dem Polizeioffizier, er möge nicht vergessen, mit wem er fährt; „und wenn ich von Seiner Excellenz nur die geringste Klage höre, so soll das streng bestraft werden.“ Wir umarmten uns noch einmal mit Magnitzki.

„Sie haben im Unglück mir die letzten Augenblicke in Petersburg versüßt,“ sagte er zu mir, „Gott lohne es Ihnen.“

Ich setzte mich schleunigst in meinen Schlitten und fuhr um elf Uhr nachts beim Hause Sſperanskis vor. Im Vorzimmer bemerkte ich zwei Diener im Reisekostüm, im Pelz, mit Pelzstiefeln u. s. w.

Auf meine Frage: „Wer seid ihr?“ antworteten sie: „Wir begleiten unsern Herrn auf seiner Reise nach Nishni Nowgorod.“

Ich trat ins Zimmer, eine Art Saal, wo ich Balaschow auf einem Diwan sitzen sah; vor ihm stand ein kleiner Tisch, auf demselben brannte ein Endchen von einem Talglicht. Ich machte ihm Meldung von der Abreise Magnitzkis. „Die Frau und der Sohn Magnitzkis lassen alle grüßen.“

Balaschow: „Ich gestehe, daß ich deshalb fortgefahren, um nicht Zeuge einer so ergreifenden Scene sein zu müssen.“

Ich gab mir den Anschein, als glaubte ich ihm das. „Ja,“ antwortete ich, „Zeuge einer solchen Scene zu sein, ist nicht sehr angenehm, aber lehrreich, wenn man als Familienvater das, was man zu sehen bekommt, auf seine eigene Person anwendet! Uebrigens, abgesehen von dem Augenblick der Trennung, welche Ruhe, Kaltblütigkeit, Fassung! Sollte ein Verbrecher wirklich eine so würdige Maske annehmen können?“

Balaschow erhob sich, begann auf und ab zu gehen, blieb plötzlich stehen und sagte: „Es ist sonderbar, daß Sſperanski noch immer nicht vom Kaiser zurück ist.“

Ich: „Mir geht ein lächerlicher und zugleich nicht sehr tröstlicher Gedanke durch den Sinn. Wie wär's, wenn es ihm gelingt, sich zu rechtfertigen, und wenn an Stelle von Sſperanski Eure Excellenz mit mir, Ihrem eifrigen Diener, zusammen verschickt werden würden?“

Balaschow: „Ich muß gestehen, dieser Gedanke beunruhigte auch mich, so lange ich allein war. Was kann man wissen? Auf nichts kann man sich verlassen.“

Ich: „Wenn dies geschehen sollte, so werden Eure Excellenz an mir einen treuen und munteren Reisegefährten haben.“

Balaschow: „Woher das?“

Ich: „Es könnte gar nichts Spaßhafteres geben, als wenn das lange Drama ein tragikomisches Ende nehmen würde. Wir sollen expedieren und plötzlich werden wir selbst expediert.“

Balaschow suchte seine Verwirrung dadurch zu verbergen, daß er laut auflachte. Man merkte es ihm aber sehr wohl an, daß ihm gar nicht lächerlich zu Mute war. In diesem Tone wurde die Unterhaltung fortgesetzt, als eine Kutsche in den Hof fuhr.

„Da ist er!“ rief Balaschow, nahm seinen Hut in die Hand und stellte sich neben mich hin.

Ssperanski trat ein; an seinem Gesichtsausdruck war nichts Besonderes zu bemerken; er hielt ein Portefeuille in der Hand und sagte in ruhigem Tone: „Entschuldigen Sie, meine Herren! Der Kaiser hat mich aufgehalten.“ Dann wandte er sich zu Balaschow und fragte: „C'est apparement Mr. de Sanglen?“

Als Balaschow diese Frage bejahte, trat Ssperanski auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Je suis bien fâché, monsieur, de n'avoir pu faire votre connaissance plutôt.“

Balaschow warf mir einen schielenden Blick zu; ich machte Ssperanski meine Verbeugung.

Ssperanski fügte hinzu: „Au reste, j'emporterai avec moi un bon souvenir de vous.“

Balaschow blickte mich erstaunt an.

Ssperanski wandte sich zu Balaschow und sagte: „Ist es Ihnen gefällig, so gehen wir auf mein Arbeitszimmer,“ und schritt voraus. Balaschow, der sehr verlegen wurde, sagte leise zu mir: „Lassen Sie mich nur auf eine halbe Stunde mit ihm allein, dann werde ich Sie rufen.“

Balaschow begann für mich eine jämmerliche und verächtliche Figur vorzustellen. „Wie Sie wünschen,“ antwortete ich trocken. Balaschow ging Ssperanski nach, und ich ließ mich auf ein Kanapee gegenüber der Thür des Schreibzimmers nieder. Natürlich dachte Balaschow nicht daran, mich zu rufen; die Thür des Schreibzimmers wurde öfters von den Leuten geöffnet, welche die Koffer u. s. w. hinaustrugen, und dann konnte man sehen, wie im Kamin Schriftstücke verbrannt wurden.

Noch jetzt, nach vielen Jahren, kann ich es ebensowenig, als damals, verstehen, wie Ssperanski das über sich gebracht hat. Gesetzt, daß alle verbrannten und beiseite geschafften Papiere unschuldiger Art gewesen wären, aber durch dieses Verfahren erhielten sie mindestens einen verdächtigen Anstrich. Wenn dieselben unschuldiger Art waren, so hätte Ssperanski auf jeden Fall auch mich hin-

zuziehen müssen; denn gewiß hatte ihm Balaschow schon mitgeteilt, daß ich vom Kaiser dazu auserſehen war, von allem Zeuge zu sein. Möge er das nun gethan haben oder nicht, Sſperanski hätte gewiß in seinem eigenen Interesse meine Anwesenheit verlangen müssen. Einmal machten die Diener die Thür zu weit auf; ich konnte mich nicht enthalten, zu bemerken: „Sagt Michael Michailowitsch, ich lasse bitten, er möchte etwas weniger Papiere verbrennen. Es wird hier unerträglich heiß.“ Was wird, so dachte ich, abgesehen von dem Kaiser, das Publikum dazu sagen? Und muß nicht jeder, der es noch so gut mit Sſperanski meint, unwillkürlich Verdacht schöpfen, welcher nach der Abreise Sſperanskis bei allen zur Gewißheit werden wird, daß nämlich die verbrannten und beiseite geschafften Papiere verbrecherische Umtriebe enthielten? Nolens volens wird man sagen: „Da muß etwas dahinterstecken.“ Was mich anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich sehr froh war, von Balaschow nicht gerufen zu werden, denn ich hätte meine Fassung nicht bewahrt und es hätte eine unangenehme Scene gegeben.

Endlich nach längerer Zeit traten Sſperanski und Balaschow aus dem Arbeitszimmer. Ersterer nahm ein Licht und forderte uns beide mit Balaschow auf, ihm in das Hausbureau zu folgen. Ich machte eine Verbeugung und rührte mich nicht von der Stelle.

„Nun, wollen wir gehen,“ sagte Sſperanski zu mir in freundlichem Tone.

Ich antwortete: „Da ich nichts Besseres zu thun hatte, so habe ich, Excellenz, alle Zimmer durchwandert und außer Tischen und verschlossenen Schränken nichts bemerkt.“

„Immerhin,“ sagte Sſperanski, „wollen wir zusammen einen Rundgang machen.“

Er setzte uns auseinander, welche Akten in jedem einzelnen Schrank aufbewahrt werden, und nachdem wir drei oder vier Zimmer besucht, kehrten wir wieder in den ersten Saal zurück.

Sſperanski und Balaschow gingen im Saale auf und nieder, ersterer mit einer Kaltblütigkeit, Ruhe und Fassung, die mich mit Achtung zu ihm erfüllten. Balaschow ging neben ihm, wie ein Schuljunge, der ängstlich darum besorgt ist, ob der Lehrer nicht weiß, was er alles für dumme Streiche gemacht hat!

Die ersten Worte Sſperanskis waren: „Gott gebe, daß meine Abreise dem Kaiser und dem Vaterlande zum Nutzen gereichen mögen! Bitte Seine Majestät wissen zu lassen, daß ich mit den innigsten Wünschen für das Glück Rußlands abreise.“

Balaschow: „Wer wird bei uns Staatssekretär sein?“

Ssperanski: „Ich wünschte, die Wahl träfe einen würdigen und tüchtigen Mann.“

Balaschow: „Ich glaube, Olenjin ist dazu bestimmt.“

Ssperanski (die Achseln zuckend): „Mich würde es mehr interessieren, zu wissen, wer in diesem vaterländischen Kriege den Oberbefehl haben wird.“

Balaschow: „Das weiß man bis jetzt noch nicht.“

Ssperanski: „Man muß Gott darum bitten, alles möge zum Heile Rußlands endigen.“

Die Unterhaltung wollte nicht so recht in Fluß kommen; es traten in einem fort Pausen ein. Balaschow, glaube ich, wollte etwas herausbekommen, Ssperanski aber war auf seiner Hut.

Balaschow: „Wünschen Sie nicht von Ihrer Tochter Abschied zu nehmen?“

Ssperanski: „Nein, das würde auf mich einen zu ergreifenden Eindruck machen. Ich habe den Kaiser gebeten, sie mir morgen nachschicken zu lassen.“

Balaschow: „Haben Sie nicht sonst noch etwas nötig?“

Ssperanski: „Ich danke Ihnen, ich habe alles Ceumern übertragen, er leitet alle meine geschäftlichen Angelegenheiten. Ist es aber nicht schon Zeit für mich, abzureisen und Sie, meine Herren, zur Ruhe gehen zu lassen?“

Balaschow: „Jakob Iwanowitsch! versiegeln Sie das Schreibzimmer; da haben Sie den Petschaft dazu.“

Ich rief den Revieraufseher Schipulinski herbei; er brachte Licht und eine Schnur, um das Schloß zu verbinden, und ich drückte das Siegel darauf.

Ssperanski und Balaschow gingen stumm im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb Ssperanski stehen und sagte: „Alexander Dmitrijewitsch, das zweite Portefeuille haben wir im Arbeitszimmer vergessen.“

Balaschow: „Nehmen Sie die Siegel ab, Jakob Iwanowitsch!“

Ich rührte mich nicht von der Stelle.

Balaschow: „Nun, ich habe Sie doch gebeten, das Siegel abzunehmen.“

Ich: „Zweimal zu versiegeln und das Siegel wieder abzunehmen bin ich nicht befugt.“

Balaschow gab Schipulinski einen Wink, dieser warf mir einen Blick zu und nahm darauf das Siegel ab. Balaschow und Ssperanski betraten das Schreibzimmer und schlossen ein wenig die Thür. Kurze Zeit darauf kamen beide wieder zurück, mit einem Portefeuille,

das noch mehr vollgestopft war, als das erste. Balaschow wandte sich mit einem spöttischen Lächeln zu mir, indem er sagte: „Bitte zu versiegeln.“

„Zum zweitenmal wage ich das nicht zu thun,“ antwortete ich.

Balaschow erteilte wiederum Schipulinski den Befehl und hielt selbst das Licht; so wurde das Schreibzimmer aufs neue versiegelt.

Balaschow (gereizt): „Sie vergessen sich.“

Ich: „Sie haben recht, Excellenz, einer von uns vergißt sich, indem er seinen Verpflichtungen nicht gewissenhaft nachkommt; ich bedaure, daß Michael Michailowitsch dem Kaiser und Rußland zu dem Verdachte Anlaß geboten, daß diese Mappen Dinge enthalten, die verheimlicht werden müssen.“

Ssperanski, der vermutlich keine Lust hatte, Zeuge eines Streites zu sein, wandte sich an Balaschow und sagte: „Leben Sie wohl, Alexander Dmitrijewitsch, ich danke Ihnen;“ sie umarmten sich. „Leben Sie wohl, Jakob Iwanowitsch,“ fügte Ssperanski hinzu.

Ich verneigte mich.

Balaschow ging, um Ssperanski hinauszubegleiten; ich blieb im Saal zurück. Balaschow kehrte zurück und sagte zu mir in wütendem Tone: „Was soll das heißen? Was soll Ssperanski von Ihnen denken?“

Ich: „Das weiß ich nicht, denn ich bekümmere mich niemals darum, was die Leute sagen, sondern nur darum, was mir mein Gewissen sagt.“

Balaschow: „Was wollen Sie damit sagen?“

Ich: „Ich will sagen, daß, wenn Ssperanski mein eigener Vater wäre, ich ihm die Hand küssen, über unsre Trennung und über das Unglück, welches ihn betroffen, wohl weinen, aber sofort sein Schreibzimmer versiegeln und niemand auch nur ein Blatt herauszutragen erlauben würde.“

Balaschow: „Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen, muß Sie aber bitten, sich nicht zu vergessen.“

Ich: „Zwischen uns ist alles aus. Ich diene nicht mit Ihnen zusammen, folglich sind Sie nicht mehr mein Vorgesetzter und ich nicht Ihr Untergebener.“

Balaschow: „Gut! Aber zuerst wollen wir zu Bologowskoi fahren.“

Ich: „Bei Bologowskoi ist nichts zu versiegeln; der Befehl lautet, ihn einfach so abzufertigen. Gestatten Sie mir, Ihnen das Vergnügen allein zu überlassen, den Sohn Ihrer Wohlthäterin Mironia Petrowna Bologowskoi zu expedieren.“

Balaschow: „Sie sollen wissen, daß Sie an mir, und zwar für immer, einen unversöhnlichen Feind haben!“

Ich: „Das weiß ich sehr wohl, und bin sehr dankbar dafür.“

Balaschow: „Das wollen wir noch sehen, wenn keiner von meinen Kollegen Sie bei sich wird haben wollen, und Sie von allen Seiten sich verfolgt sehen werden.“

Ich: „Das ist's gerade, was ich brauche; Sie werden dann im wahren Lichte erscheinen; früher oder später wird aber die Wahrheit doch den Sieg davontragen.“

Balaschow bestieg seine Kutsche, ich den Schlitten.

Zu Hause angekommen, ließ ich unverzüglich Fock holen, damit er sofort die Geschäfte übernehme, in Gemäßheit des Rapports, den ich für den Minister vorbereitet und von ihm hatte unterschreiben lassen, wovon vorher die Rede war.

17.

Am Tage darauf wurde ich um zwölf Uhr mittags zum Kaiser beschieden und im großen Arbeitszimmer empfangen.

„Balaschow hat mir gesagt, daß er mit Ihnen äußerst unzufrieden ist, und daß sogar weder er mit Ihnen, noch Sie mit ihm zusammen dienen wollen. Ich ahne was . . .“ Der Kaiser fing an zu lachen. „Sein Bericht ist nicht ganz klar, verworren, er schiebt die Schuld aber auf Sie, Sie hätten es nicht verstanden, sein Gehilfe zu sein.“

„Ich bin es, der zuerst erklärt hat, mit ihm nicht dienen zu können, Majestät! Ich bin stolz darauf, daß ich es nicht verstanden habe, sein Gehilfe zu sein. Er hat allein gehandelt, ich aber war, und auch das nur bisweilen, Zuschauer.“

„Sie können sich nicht vorstellen, ein wie schwerer Tag gestern für mich war! Ich habe Sperański zu mir herangezogen, ihm eine hohe Stellung gegeben und hatte volles Vertrauen zu ihm, und nun sehe ich mich gezwungen, ihn zu verschicken. Ich habe Thränen vergossen.“ Und in diesem Augenblick trat in der That Seiner Majestät eine Thräne ins Auge.

Ich schwieg.

Nach einigen Minuten sagte der Kaiser: „Erzählen Sie mir ausführlich, was und wie alles vor sich gegangen.“

Ich begann meinen Bericht in der Weise, wie ich es schon des näheren auseinandergesetzt. Als ich bis zu der Stelle gekommen war, wo Balaschow nach der Mütze, den Pelzstiefeln und dem Gelde für Magnitzki abfuhr, fiel mir der Kaiser ins Wort: „Das hat mir Balaschow nicht erzählt, wahrscheinlich will er dieses Geld von mir zurückerhalten, denn er schilderte mir in sehr rührenden Ausdrücken die Lage Magnitzkis; ich machte aber so, als verstünde ich nichts.“ Als ich wiederum auf Magnitzki zu sprechen kam, wie er sich vor den Spiegel stellte und mit der Mütze auf dem Kopf zu seiner Frau sagte: „Suis-je bien coiffé par la police? Eh?“ fing der Kaiser laut zu lachen an, indem er hinzufügte: „Er ist witzig, klug aber schrecklich leichtfertig.“ Ferner schien der Kaiser sehr verwundert darüber, daß Balaschow mich allein bei Magnitzki zurückgelassen hatte, selbst aber zu Ssperanski gefahren war. „Auch davon hat mir Balaschow nichts gesagt,“ bemerkte er. Bei Erwähnung dessen, daß ich auf die Frage Magnitzkis, ob Wojejkow mit ihnen reist, die Antwort gab: nicht Wojejkow, sondern Bologowskoi, und daß Magnitzki sich von mir die Erlaubnis erbat, einige Worte an Ssperanski schreiben zu dürfen, — unterbrach der Kaiser meine Erzählung und sagte ärgerlich: „Wenn das aus Mitleid geschehen, so war letzteres in diesem Falle nicht am Platz, ja es war sogar ein Verbrechen und hat mich in eine äußerst schwierige Lage versetzt; denn als Ssperanski bei mir eingetreten war und sich anschickte, seine Mappe zu öffnen, ich aber zu ihm sagte: ‚Lassen Sie das, Michael Michailowitsch, ich habe eine andre Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen,‘ erwiderte er zu meinem größten Erstaunen kaltblütig: ‚Majestät! Ich weiß alles; wenn ich Sie heute verlassen haben werde, muß ich nach Nishni Nowgorod abreisen. Gestatten Sie mir aber von dem letzten Augenblick Gebrauch zu machen, wo ich das Glück habe, vor Ihnen zu stehen, und Ihnen dadurch meine treu unterthänigste Ergebenheit zu bezeugen.‘ Hierauf begann er mir Balaschow in solchen Farben zu schildern, welche mir Entsetzen einflößten. Sie sind es, der ihm die Augen geöffnet hat.“

„Ich konnte, Majestät, unmöglich Magnitzki mitteilen, er solle sich zu Balaschow begeben, um sich die Reiseroute zu erbitten; ebensowenig konnte ich Ssperanski davon Mitteilung machen, daß er nach Nishni Nowgorod reisen wird, denn ich wußte das nicht und konnte es nicht wissen; ich wußte es sogar dann noch nicht, als Balaschow mir am Abend erklärte, ich müsse mit ihm zusammen fahren, um einige Freunde zu expedieren. Man müßte in Erfahrung bringen, auf wessen Befehl die Leute Ssperanskis Reisekleidung angelegt

hatten und woher sie es wußten, daß ihr Herr sich nach Nishni Nowgorod begibt. Dazu kommt, daß Balaschow, nachdem er mich bei Magnitzki angeschwärzt, sich das Märchen mit Wojejkow ausgedacht hat. Als ich Zeuge von der Verzweiflung Magnitzkis und seiner Familie wurde und ihn von Verleumdung umgarnt sah, habe ich, durch die Thränen der Seinigen gerührt, die volle Wahrheit gesagt, um die Verleumdung Balaschows von mir abzuwälzen."

„Immerhin kann ich Ihnen das nicht verzeihen. Was geschah weiter?"

Nun erzählte ich meine Unterredung mit Balaschow vor der Ankunft Sſperanskis.

Dies ergötzte den Kaiser höchlichst.

Er sagte: „Das wäre fast besser gewesen."

„Aber nicht für mich, Majestät!"

Der Kaiser lächelte.

„Aber nichtsdestoweniger war es notwendig, Sſperanski fortzuschicken. Ein Beweis dafür ist, daß ganz Petersburg über seine Verschickung erfreut ist. Man hat mir schon gratuliert; die Menschen sind gemein; diejenigen, welche gestern morgen ein Lächeln von Sſperanski zu erhaschen suchten, gratulieren mir heute zu seiner Abreise. Sagen Sie mir, in welcher Gemütsstimmung befand er sich bei der Abfahrt?"

„In außerordentlich gefaßter, Majestät! Seine Kaltblütigkeit setzte mich dermaßen in Erstaunen, daß ich auf den Gedanken kam, er werde vielleicht begnadigt werden, oder habe vielleicht von Eurer Kaiserlichen Majestät die Zusicherung dessen erhalten."

Hierauf erzählte ich alles bis zur Aufforderung Sſperanskis, ins Schreibzimmer zu treten und bis zur Bitte Balaschows, ihn eine halbe Stunde lang mit Sſperanski unter vier Augen zu lassen.

„Darauf hätten Sie nicht eingehen sollen."

„Majestät! Er war mein Vorgesetzter und Eure Majestät hatten mir untersagt, mich in seine Angelegenheiten hineinzumischen, und nur den Befehl erteilt, Eurer Majestät von allem, was ich sehen und hören würde, Mitteilung zu machen."

„Allerdings, aber konnte ich voraussetzen, daß Balaschow so was wagen würde."

Nach den Bewegungen und dem strengen Gesichtsausdruck des Kaisers konnte man sehen, daß er äußerst unzufrieden war, Gott weiß, ob mit mir, oder Balaschow, oder mit allen beiden. Es erregte bei mir das größte Erstaunen, daß der Kaiser mich mitten in meiner Erzählung wieder auszufragen anfing; er war augenscheinlich

bemüht, mich aus dem Konzept zu bringen; schien irgend etwas herausbekommen zu wollen, was mir unbekannt war. Was könnte das wohl sein? dachte ich. Ist es der begreifliche, gewöhnliche Argwohn des Kaisers, oder hat Balaschow nicht etwas aus Wut über mich vorgelogen, und dadurch den Kaiser in seiner Ansicht über mich schwankend gemacht? Ich weiß es nicht, aber irgend etwas Aehnliches steckte dahinter. Als ich aber berichtete, daß nach dem Versiegeln der Thür das Siegel wieder abgenommen wurde, um eine dick angefüllte Mappe aus dem Zimmer zu tragen, da geriet der Kaiser scheinbar außer sich: „So ein Halunke! Peter I. hätte ihm eigenhändig den Kopf abgehauen, ich aber werde ihn etwas später vom Popen zum Diakon degradieren! Ich brauche keinen Pahlen!!“

Hierauf teilte ich Seiner Hoheit die letzten Worte Ssperanskis mit, wie er dem Kaiser und dem Vaterlande Glück und Heil wünschte; ich fügte hinzu, daß, nach dem Ton zu urteilen, diese Worte aus dem Herzen kamen, denn sie wurden mit Gefühl gesprochen.

„Ich glaube das,“ sagte der Kaiser, „er ist kein böser Mensch, er ist fähig zum Guten, religiös; ich habe niemals an ihm Parteilichkeit, und noch weniger Feindschaft gegen jemand wahrgenommen.“

Den Kaiser interessierte es zu hören, wie der letzte Augenblick beim Abschiede Ssperanskis von Balaschow verlaufen war. Ich berichtete genau alles das, was ich schon oben erwähnt habe. Zuletzt erzählte ich auch meinen Abschied von Balaschow.

„Ihre Entrüstung entsprang einer edlen Regung, allein Sie haben nicht klug und unvorsichtig gehandelt; damit aber, daß Sie eigenmächtig die Geschäfte an Fock übergaben, haben Sie sich nur selbst geschadet und einen unversöhnlichen Feind erworben.“

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte der Kaiser gütig zu mir: „Morgen um sieben Uhr abends finden Sie sich im Sekretärszimmer ein und warten, bis ich Sie rufen lasse.“

Nachdem ich alles dies ausführlich erzählt, fühle ich mich durch mein Gewissen und meine Ehre verpflichtet, meiner scenischen Darstellung noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

Erstens: Balaschow würde es wohl kaum gewagt haben, die eigenhändigen Schreiben Seiner Hoheit an Ssperanski zu vernichten, wenn er nicht vom Kaiser dazu die Erlaubnis gehabt hätte. Die Angelegenheit hat Balaschow wahrscheinlich dazu benutzt, um auch die von ihm selbst an Ssperanski gerichteten Zettel beiseite zu schaffen, und damit dies geheim bliebe, war es nötig, meine Anwesenheit zu verhindern.

Zweitens kann ich nicht umhin, im Interesse der historischen

Treue eines Gerüchtes Erwähnung zu thun, für dessen Glaubwürdigkeit ich nicht einstehe, das ich aber nicht unerwähnt lassen kann, weil man in den höchsten Kreisen sich ins Ohr flüsterte, Barklay de Tolly habe Wojejkow mit der Marschroute der ganzen Armee nach Wilna, nebst Bezeichnung der Marschordnung eines jeden Corps, zum Kaiser geschickt. Ssperanski habe gewußt, daß der Kaiser darauf wartete, und habe sich beim Kaiser zum Vortrage befunden, als Wojejkow gemeldet wurde. Als Ssperanski aus dem Kabinett herauskam und Wojejkow erblickte, habe er gesagt: „Da ist er! Bitte gefälligst!“ und sei mit dem Papier wieder in das Kabinett zurückgegangen. Als Wojejkow nach Hause gekommen, habe er eine lederne Geldkatze, voll von Dukaten vorgefunden. Er habe dieselbe Barklay übergeben, der dem Kaiser alles erzählt habe. Wenn etwas, außer den Dukaten, an dieser Geschichte wahr ist, so wäre hiermit vielleicht der Grund klargelegt, weshalb Wojejkow seine Stelle verlor und weshalb er mit Nikolai Zacharjewitsch Chitrowo in Verbindung gebracht wurde. Jetzt, wo dieses Drama seinen Abschluß gefunden, hat sich, ich weiß nicht, ob für alle, welche dabei eine Rolle spielen, oder nur für mich allein, folgendes klar herausgestellt: Der Kaiser, durch den Zwang der politischen Verhältnisse dazu genötigt, auf vaterländischem Boden gegen Napoleon Krieg zu führen, suchte nach einem Mittel, um den Patriotismus wach zu rufen und alle Stände um sich zu scharen. Zur Erreichung dieses Zieles konnte nichts Geeigneteres erdacht werden, als der Verrat gegen den Kaiser und das Vaterland. Das Publikum hatte — einerlei, ob mit Recht oder Unrecht — schon längst in ganz Rußland Ssperanski für einen Verräter erklärt. Wen hätte die Wahl besser treffen können, als ihn? Man brauchte nur den Funken anzufachen, um einen Brand hervorzurufen. Der Kaiser vertraute das Geheimnis dem Grafen Armfeld an, einem gewiegten Intriganten, der an verschiedenen Höfen niemals persönlich in den Vordergrund trat, sondern immer indirekt durch andre handelte. Dieser benutzte, wie wir gesehen haben, Vernègues; beide hatten die Absicht, im Interesse der Bourbonen thätig zu sein. Armfeld empfahl zuerst dem Kaiser Balaschow als Polizeiminister und als einen Mann voller Ehrgeiz und Schlauheit, dem dieses Vertrauen schmeicheln würde und vor welchem der wahre Zweck verschwiegen werden müßte. Balaschow, der vom Kaiser den Befehl erhielt, über Ssperanski streng zu wachen, beging darin einen Fehler, daß er den vermeintlichen Verrat Ssperanskis für Wahrheit ansah und im Interesse der eigenen Sicherheit es für nötig erachtete, seine Beziehungen zu Ssperanski geheim zu halten. Armfeld, der Balaschow nicht leiden

konnte und von ihm zu sagen pflegte: „ce petit lieutenant de police veut être un homme d'Etat; quel ridicule!“, wollte bei dieser günstigen Gelegenheit auch ihn stürzen, beging aber darin einen Fehler, daß er mich dem Kaiser empfahl, in der Voraussetzung, ich würde, um schnell Carriere zu machen, alle geheimen Umtriebe Balaschows an den Tag bringen und zu meinen eigenen Gunsten Ssperanski auf den Leib rücken. Balaschow beging aufs neue einen Fehler, als er bei Anknüpfung seiner vermeintlichen Bekanntschaft mit Ssperanski und Magnitzki zum Vermittler Bologowskoi wählte. Dieser, in ganz Petersburg von einem zum andern herumfahrend, rief das Mißtrauen des Kaisers wach, der natürlich von allem durch seine Spione unterrichtet war, an denen er leider keinen Mangel hatte. Als ich auf den Schauplatz trat, hatte Balaschow sich schon so verwickelt, daß der Kaiser ihm nicht mehr traute, und Armfeld hatte schon für ihn un exil temporaire in Bereitschaft gesetzt. Der Kaiser war, glaube ich, erfreut, als er an mir jene Aufrichtigkeit entdeckte, die ich dem Kaiser gegenüber für notwendig hielt. Der Kaiser hatte von den Grafen Markow und Rostoptschin Briefe erhalten, durch welche Weishaupt, Rosenkampf u. a. in die Sache mitverwickelt wurden. Alles dies machte den Kaiser noch schwankender in Bezug auf Ssperanski. Das brachte eine allgemeine Verwirrung hervor, und je mehr Personen in Aktion waren, desto mehr erging sich das Publikum in allerhand Gerede, Mutmaßungen und Erfindungen über uns und Ssperanski, den man schon gar nicht mehr anders nannte, als einen Verräter, so daß also der Zweck erreicht war.

Mein Fehler bestand darin, daß ich, ohne in den Charakter des Kaisers näher einzudringen, in ihm nicht den Menschen, sondern nur den Kaiser sah, vor dem, wie vor Gott, nichts verheimlicht werden müsse und der gar keinen Gewinn davon haben könne, seine Unterthanen zu betrügen. Auf diese Weise wurden alle an dem Spiel Beteiligten, außer dem Kaiser, welcher allein handelte und welcher allein mit Armfeld zusammen dem ganzen Verlauf des Dramas eine bestimmte Richtung gab, hinters Licht geführt. Wir arbeiteten wie Telegraphenapparate, deren Drähte sich in den Händen des Kaisers befanden. Warum plagte man sich? Um Dinge, die im Kopfe des Kaisers schon längst entschieden waren und von denen man nichts wußte und nichts ahnte.

Alle unsre Streitigkeiten, all unser Hinundherfahren diente nur dazu, den Haß des Publikums gegen Ssperanski noch mehr anzufachen!

Ssperanski, Magnitzki und Bologowskoi wurden verschickt. Balaschow verlor seine Ministerstelle, blieb aber Generaladjutant. Armfeld behielt seinen finnländischen Posten. Eine moralische Einbuße erlitten ich und Wojejkow; denn Armfeld und Balaschow und zuletzt auch der Kaiser selbst bezeichneten mich als denjenigen, der Ssperanski des Verrates überführt hatte; in Wirklichkeit lag aber ein solcher gar nicht vor; man verschickte uns aber nicht, verabschiedete uns auch nicht, sondern wir wurden unsrer Stellungen beraubt und zur Armee abkommandiert und kamen dadurch in eine schiefe Stellung.

Der Kaiser befahl mir, am 26. März 1812, nach Wilna zum Kriegsminister Barklay de Tolly zu reisen. Alles ging so eilig, daß ich schon am 27. März Petersburg verließ und am 14. April 1812 in Wilna ankam.

18.

Am 14. April 1812 meldete ich mich beim Kriegsminister Barklay de Tolly, der mich liebenswürdig empfing und mir den Befehl erteilte, ich solle mich mit der Einrichtung meines zukünftigen Amtes, als Direktor der Kriegspolizei der ersten Armee, beiattachiert dem Kriegsminister, befassen.

Während ich hiermit beschäftigt war, suchte ich Umschau zu halten und sowohl mit meinem Vorgesetzten als auch seiner Umgebung, den sogenannten „Arbeitern", bekannt zu werden. Barklay de Tolly war, im vollen Sinne des Wortes, ein ehrlicher Deutscher von altem Schlage, ein Mann mit klarem Verstande, der aber nicht die fundamentalen Eigenschaften besaß, um seine Stellung zu wahren; sowohl der Schlaue wie der Dumme gewannen Macht über ihn, wenn sie es zu ihrem eigenen Vorteil nicht verschmähten, sich seine Schwächen zu nutze zu machen. Nachdem er mich, während meines Dienstes unter ihm, näher kennen gelernt hatte, führte er oft mir gegenüber Klage über jene Leute, hatte aber nicht das Herz dazu oder wagte es nicht, dieselben abzusetzen oder auch nur als Vorgesetzter sie seine Macht fühlen zu lassen; er unterschrieb sogar oft dasjenige, was er lieber nicht unterschreiben wollte und wogegen er sich innerlich sträubte.

Der starke Elefant fürchtet sich vor einer Maus. Barklay hatte Angst vor seiner Frau und stellte alle deutschen und zum Teil

auch russischen Adjutanten, die von ihr aus der Verborgenheit hervorgezogen waren und sich ihres Schutzes erfreuten, bei sich an. Aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen Grafen Kamenski zog er Zakrewski zu sich heran und erhob ihn zum Leiter seiner eigenen Kanzlei, und da er selbst der russischen Schriftsprache nicht mächtig war und überhaupt die Sprache wenig kannte, so mußte er sich ihm anvertrauen und hatte sogar Angst vor ihm, als einem mit weiblicher Schlauheit ausgerüsteten Menschen, gegen welche Barklay de Tolly sich als ehrlicher und schwacher Mensch machtlos fühlte.

Chef des Stabes war zuerst ein ausgezeichneter, kluger Mann, der im Dienst ergraute, aber schon allzu bejahrte Lawrow, mit welchem ich seit langer Zeit bekannt war; Chef der Artillerie war Graf Kutaissow, ein in jeder Beziehung vortrefflicher Mann; General de jour war Kikin, Generalintendant Kankrin, ein kluger, gebildeter, gelehrter Mann; mit allen diesen war es nicht schwer gut auszukommen. Aber in der Kanzlei des Ministers war mit Ausnahme von Tschuikewitsch, einem anständigen, sehr klugen Manne, der aber von Zakrewski in seiner Thätigkeit behindert wurde, alles unter mittel; folglich konnte man da nichts als nur Intriguen erwarten. Bald kamen sie dahinter, daß ich sie durchschaue, und deshalb sahen sie in mir einen sehr unbequemen Eindringling.

Vor der Ankunft des Kaisers waren meine Bemühungen darauf gerichtet, meine Kanzlei zu begründen, der nötigen Schreiber habhaft zu werden; da ich niemand kannte, so konnte von einer richtigen Auswahl keine Rede sein. So gut es ging, wurde alles dies arrangiert, und ich wandte meine besondere Aufmerksamkeit der Stadtpolizei zu, welche auch meiner Leitung unterstellt wurde. Es wurde ein Verzeichnis der Einwohner angefertigt; es wurden diejenigen bezeichnet, denen man nicht ganz trauen konnte.

Endlich kam der Kaiser an.

Obgleich Seine Majestät mich zu sich bescheiden ließ, so konnte ich doch nicht umhin, in der Art des Empfangs und in dem ganzen Verkehr mit ihm eine bedeutende Veränderung wahrzunehmen. Er selbst brachte mich auf die Vermutung, daß wahrscheinlich Balaschow hieran schuld war, der, nach dem Ausspruch des Kaisers, die ganze Kanzlei, welche mir früher beim Polizeiministerium unterstellt war, gegen mich in Harnisch gebracht hatte und selbst überall die Verleumdung über mich aussprengte, ich hätte alle beim Kaiser angeschwärzt, und nicht er, sondern ich wäre an der Verbannung Chitrowos, Ssperanskis und andrer schuld. „Aber, wie du siehst,“

fügte der Kaiser hinzu, „ich bin der alte geblieben und habe dich ungeachtet alles dessen, wie früher, zu mir rufen lassen.“

Ich wagte es, dem Kaiser zu sagen, daß jede Rechtfertigung wider die Verleumdung nutzlos wäre, das hieße nur sie unnütz aufbauschen; ich hoffte aber, durch mein Verhalten dieselbe künftig zum Schweigen zu bringen und die Urheber der Klatschereien zu beschämen.

Hiermit hatte meine erste Audienz ein Ende; ich fühlte mich nicht gerade ermutigt durch dieselbe. Graf Armfeld hat recht, wenn er sagt: „... il fait lui même tous les clabaudages“.

Auch Balaschow kam an; er stieg beim Zivilgouverneur Lawinski ab. Dort sahen wir uns und er benahm sich mir gegenüber mit der größten Liebenswürdigkeit. Um nicht die Vermutung aufkommen zu lassen, als meine er es nicht aufrichtig, forderte er mich zu sich auf und ich gab mir den Anschein, als hätte ich gar keine Hintergedanken. Aber wie erstaunte ich, als Barklay mich plötzlich zu sich rufen ließ und mir erklärte: „Der Kaiser ist sehr unzufrieden damit, daß Sie so häufig Balaschow besuchen und hat befohlen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie alle Beziehungen mit ihm abbrechen müssen, wenn anders Sie sich nicht seinen Zorn zuziehen wollen.“

Es war mir sehr schmerzlich, dies zu hören, denn jetzt lag der ganze Zusammenhang mir klar vor Augen: der Kaiser wünschte es nicht, daß wir beide mit Balaschow uns über die früheren Vorfälle näher aussprechen; das hätte uns miteinander ausgesöhnt; und da er es zu verheimlichen wünschte, wie auch Balaschow hintergangen worden war, so verbot er mir den Verkehr mit ihm. Zu machen war dabei nichts, ich gehorchte und brachte dadurch Balaschow noch mehr gegen mich auf; zugleich aber nahm ich mir vor, vorsichtiger zu sein, nichts zu glauben und niemand zu trauen; auch meine Berichte wollte ich nicht in der früheren Art an den Kaiser erstatten, sondern durch Vermittelung des Kriegsministers, um meine Person thunlichst von neuen Intriguen fernzuhalten und beim Minister keine Zweifel über mich aufkommen zu lassen.

Einige Tage darauf ließ mich der Kaiser zu sich rufen und erklärte mir folgendes: „Ich habe vom Oberpolizeimeister von Berlin die Nachricht erhalten, daß hier schon seit mehreren Monaten französische Offiziere sich als Spione heimlich aufhalten; man muß dieselben ausfindig machen.“

Ich fragte den Kaiser, ob ihre Namen bekannt oder ob nicht sonst irgend welche Merkmale angegeben seien.

„Nein,“ antwortete der Kaiser, „aber trotzdem müssen sie aus-

findig gemacht werden; du weißt ja, du bist der einige, dem ich glaube; richte es so ein, daß niemand etwas von der Sache erfährt."

Ich gab dreien meiner Beamten den Auftrag, jeden Tag verschiedene Restaurants zu besuchen, dort zu speisen, alles genau in Augenschein zu nehmen und jede Beobachtung mir mitzuteilen. Dem Polizeimeister von Wilna — Weiß — trug ich aber auf, alle aus Polen Anreisenden mit der nötigen Strenge beobachten zu lassen. Da erfuhren die von mir Abgeordneten, daß auch einer der Balaschowschen Beamten sich mit der nämlichen Angelegenheit befasse; also war die Sache nicht mir allein anvertraut worden. Ich ärgerte mich und begann selbst das damals renommierte Restaurant von Krischkewitsch zu besuchen. Hier fiel mir ein Pole von ungemein sicherem Auftreten auf, der durch sein Aeußeres den schneidigen Frontsoldaten verriet; er bestellte eine Flasche Champagner nach der andern und schimpfte in den heftigsten Ausdrücken über Napoleon. Nach Hause zurückgekehrt, befahl ich dem Polizeimeister Weiß, ihn zu mir zu bitten. Ich ließ Thee reichen und bewirtete ihn; im Gespräch erfuhr ich, daß er mit zwei seiner Kameraden nach Warschau zurückkehren wolle, daß man aber wohl jetzt niemand aus der Stadt hinauslassen werde. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um ihm meine Dienste anzubieten, und ließ meinen Kanzleichef Protopopow rufen, um die Namen der betreffenden Herren zu notieren und für sie Pässe in Bereitschaft zu setzen. Unterdessen hatte ich dem Polizeimeister Weiß den Befehl erteilt, seine Wohnung durchsuchen, den Fußboden, wo nötig, auch die Oefen und Schornsteine aufreißen zu lassen; meinen Gast aber hielt ich durch verschiedene Gespräche hin; er nannte sich als polnischer Edelmann Drązewski (sic!) und gab vor, niemals beim Militär gedient zu haben.

Es erscheint der Polizeimeister und läßt mich herausrufen; ich ging, nachdem ich vorher der Schildwache den Befehl erteilt, den Gast nicht aus dem Hause zu lassen. Weiß hatte folgende Papiere mitgebracht, die er in der Ofenröhre und unter dem Fußboden gefunden hatte: 1. Verhaltungsbefehl des Generals Roznecki an den Lieutenant Drązenewski; 2. ein von Napoleon unterschriebenes Lieutenantspatent; 3. eine lederne Geldkatze mit fünftausend Dukaten Inhalt; 4. Notizen von Drązenewski selbst über unsre Armee und über unsre Generäle. Die Sache war sonnenklar; das Verhör nahm nur kurze Zeit in Anspruch; er war genötigt, ein Geständnis abzulegen. Während ich nach seinen beiden Kameraden schickte, ließ mich der Kaiser zu sich entbieten.

„Du hast noch nichts gefunden,“ sagte er zu mir, „Balaschow dagegen hat mir schon drei Spione, französische Offiziere, vorgestellt, die er entdeckt und hat verhaften lassen.“

„Sind auch die jene französischen Spione betreffenden Papiere Eurer Majestät eingereicht worden?“

„Nein, wahrscheinlich ist doch alles in Ordnung.“

„Dann erlauben Sie mir, morgen früh Eurer Majestät drei französische Spione mit den betreffenden Dokumenten vorzustellen; einen Lieutenant und zwei Zivilbeamte.“

„Wie hängt denn das zusammen?“

„Majestät! das ist ein ganz gewöhnliches Kunststückchen von der Polizei, die ersten besten Landstreicher zu ergreifen, sie für Spione auszugeben und fortzuschaffen, damit sie schweigen; das hat auch Graf Pahlen unter Kaiser Paul gethan.“

„Ist das möglich?“ sagte der Kaiser.

„Meine Spione sind mit Dokumenten versehen; denn ohne deutliche Beweise wage ich es nicht, jemand und am allerwenigsten Unschuldige, vorzuführen.“

„Ich werde die Balaschowschen Spione zu dir schicken lassen, verhöre sie und sage mir, was das für Leute sind.“

Ich plagte mich bis zwei Uhr mit meinen zwei Spionen ab, der dritte, Drzewski, hatte schon gestanden. Die beiden andern, Zivilbeamte, waren vom französischen Residenten Billon aus Warschau nach Wilna geschickt und gleichfalls mit Instruktionen versehen worden; alle drei blieben bei mir in Haft.

Am andern Morgen reichte ich alle diese Dokumente dem Kriegsminister Barklay ein. Da ich niemand mehr traute, wollte ich einen Vermittler zwischen dem Kaiser und mir haben. Es erging der Befehl, die Spione nach Schlüsselburg zu senden, mit Ausnahme des einen Zivilisten, der seine That bereut hatte und den ich bei mir behielt.

Auf meine Vorstellung hin wurde dem Polizeimeister Weiß der Wladimirorden vierter Klasse verliehen; der Chef meiner Kanzlei erhielt ein Avancement; ich allein ging ganz leer aus und mußte mich damit zufrieden geben, daß für meine Mühen und für die Ausführung meiner Befehle andern Belohnungen verliehen worden waren.

„Sie sind übergangen worden,“ sagte Barklay de Tolly, „um Balaschow nicht zu kränken.“

Was die Spione des letzteren anbetrifft, so waren es arme polnische Edelleute, ohne Existenzmittel, die in den Häusern der

Stadt betteln gingen. Als sie zu mir geschickt waren, ließ ich sie frei; der Kaiser befahl, einem jeden von ihnen hundert Rubel Banko auszuzahlen. Man kann sich die Wut Balaschows vorstellen, als er alles dies von Lawinski erfuhr.

Ich setzte mich mit dem Kahal der Wilnaschen Juden in Verbindung und schickte auf ihre Verantwortung einen Juden nach Warschau, der Waren dahin brachte; von diesem erhielt ich die erste Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Narbonnes in Wilna und eine Proklamation Napoleons an seine Soldaten zugeschickt, die ich Barklay vorlegte, da ich nicht von meiner Erlaubnis, persönlich mich an den Kaiser zu wenden, Gebrauch machen wollte, in der Befürchtung, es könnten wieder Mißverständnisse entstehen.

Der Minister erstattete dem Kaiser Bericht und dieser drückte mir seine Erkenntlichkeit aus.

Um eben dieselbe Zeit gelang es mir, die einem unsrer Kommissionäre entwendete, dem Fiskus gehörige Summe von siebenundzwanzigtausend Rubel Banko wiederzufinden. Das Geld wurde bei polnischen Edelleuten auf dem Lande gefunden, die es unter der Erde vergraben hatten.

Zu derselben Zeit wurden die Beziehungen des Wilnaschen Kaufmanns Menzel zu dem Herzogtum Warschau aufgedeckt.

Narbonne wurde vom Kaiser Napoleon zum russischen Kaiser abgesandt, um demselben zur glücklichen Ankunft in Wilna zu gratulieren. Der von mir in Kowno als Polizeimeister angestellte Major Bistram benachrichtigte mich per Estafette, daß Narbonne auf Nebenwegen ankommen würde, damit er nicht unsre Artillerieparks u. s. w. zu sehen bekomme; so geschah es auch.

Als Narbonne in Wilna eingetroffen war, wurde mir vom Kaiser befohlen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Ich erteilte Weiß den Auftrag, die Kutscher und Bedienten für ihn aus den bei der Polizei dienenden Offizieren auszuwählen. Während Narbonne, einer Einladung des Kaisers folgend, einer Theatervorstellung in seiner Loge beiwohnte, wurden die mit ihm eingetroffenen Franzosen trunken gemacht, seine Schatulle geraubt, in Gegenwart des Kaisers geöffnet, die ihm von Napoleon selbst erteilte Instruktion abgeschrieben und dem Kaiser vorgelegt. Die Instruktion enthielt in Kürze folgendes: zu erfahren, wie groß die Anzahl der Truppen, der Artillerie u. s. w., wer die kommandierenden Generale und was es für Leute seien, wie der Geist im Heer und die Stimmung der Einwohner sei, wer beim Kaiser am meisten Vertrauen genieße; ob nicht irgend welche Frauen in einem besonders intimen

Verhältnis zum Kaiser stünden; insbesondere aber sollte in Erfahrung gebracht werden, in welcher Gemütsverfassung sich der Kaiser befinde und ob man nicht mit seiner Umgebung Verbindungen anknüpfen könne.

Der Kaiser war hiermit so zufrieden, daß er mich fragte, ob ich nicht einen Wunsch habe.

Ich erwiderte: „Ich bin so reich mit den Gunstbezeugungen Eurer Majestät bedacht worden, daß ich nichts zu bitten wage.“

Der Kaiser gab nicht nach, erinnerte mich daran, daß ich Frau und Kinder habe und verlangte, ich solle einen Wunsch aussprechen.

Zum Sprechen gezwungen, sagte ich: „Geruhen Eure Majestät zu befehlen, daß mir die zweihundert Rubel Banko wiedererstattet werden, welche ich für das Buch ‚Die Feldzüge des Prinzen Karl‘ ausgelegt habe.“

„Das hatte ich ganz vergessen,“ antwortete der Kaiser, „ich werde Tolstoi befehlen, dir das Geld abzugeben.“ In der That erhielt ich es von letzterem ausgezahlt.

Plötzlich wurde ich zum Kaiser gerufen. Als ich ins Zimmer trat, sah ich ihn mit hastigen Schritten auf und nieder gehen; nachdem er mich bemerkt hatte, sagte er: „Meine General- und Flügeladjutanten haben mich um die Erlaubnis gebeten, mir auf dem Landsitz Benningsens einen Ball geben zu dürfen und haben zu diesem Zweck dort eine große, mit frischem Grün dekorierte Halle aufgeführt. Vor einer halben Stunde habe ich von einem Unbekannten ein Schreiben erhalten, in welchem ich darauf aufmerksam gemacht werde, daß dieser Saal nicht sicher sei und während des Balles einstürzen müsse. Fahre hin und sieh dir ihn genau an.“

Ich ließ sofort mein Pferd satteln und begab mich eiligst nach der Villa.

Am Portal des Hauses begegnete ich Benningsen, der wahrscheinlich glaubte, der Kaiser hätte mich zu ihm mit einem Befehl gesandt, denn er fragte: „Was bringen Sie mir?“

„Ich bin gekommen, um Eurer hohen Excellenz meine Hochachtung zu bezeugen und mir den neuen Saal anzusehen.“

„Treten Sie näher; meine Frau gießt eben den Thee ein; trinken wir eine Tasse und machen uns dann zusammen auf den Weg.“ Es war mir peinlich, diese Einladung abzulehnen. Die Frau schenkte mir Thee ein; aber kaum hatte ich die Tasse in die Hand genommen, als etwas mit einem ungeheuer lauten Gekrach einstürzte.

Ich stellte die Tasse auf den Tisch und wir eilten beide mit Benningsen in den Garten.

Hier erblickten wir den vor der Zeit eingestürzten Saal. Alle mit Grün umwundenen Rundbogen lagen auf dem Fußboden. Als wir der Ursache des Einsturzes nachforschten, fanden wir, daß alle Rundbogen untereinander und am Fußboden mit einfachen Mauernägeln befestigt gewesen waren.

„Wo ist der Architekt?“ fragte ich.

„Er war noch vor kurzem hier,“ antwortete man mir.

„Man suche ihn auf!“ sagte ich.

Nach einiger Zeit kehrten die ausgesandten Leute zurück und brachten den aus dem Wasser hervorgeholten Frack und Hut des Architekten.

„Offenbar hat er sich ertränkt,“ sagten sie.

Ich bestieg mein Pferd und ritt im vollen Gallopp zum Kaiser zurück.

„Nun?“ fragte er.

„Das Gebäude ist eingestürzt,“ antwortete ich, „nur der Fußboden allein ist noch übrig.“

Der Kaiser wollte das Nähere wissen.

Ich erzählte den Hergang und was sich bei der Besichtigung herausgestellt hatte.

„Also ist es wahr!“ sagte der Kaiser. „Fahren Sie hin und lassen Sie sofort den Fußboden säubern; wir werden unter freiem Himmel tanzen.“

Ich ging nach Hause und ließ einen Wagen anspannen; hier erwartete mich eine Estafette aus Kowno mit der Meldung, daß Napoleon dort mit seiner ganzen Armee überzusetzen begonnen hatte.

Ich kehrte zurück, um das dem Kaiser zu melden.

„Ich habe das erwartet,“ erwiderte der Kaiser, „aber der Ball findet dennoch statt.“

Ich beeilte mich, diese Nachricht Benningsen zu überbringen. Und wirklich, während alle tanzten, vollführte Napoleon den Uebergang und hielt seinen Einzug in unser Land.

19.

Es ist nicht meine Sache, den Krieg vom Jahre 1812 zu beschreiben; außerdem ist er schon von vielen beschrieben worden, auch auf kaiserlichen Befehl; das wäre nur eine Wiederholung. Ich werde mich darauf beschränken, was auf das Gebiet meiner speziellen Thätigkeit, der Kriegspolizei, Bezug hat. An dieser Stelle erachte ich es für nötig, mein Gespräch mit Barklay mitzuteilen. Noch vor dem Balle sagte er zu mir: „Der Kaiser hat Benningsen den Oberbefehl über die Armee angetragen; er hat aber abgelehnt. Der Kaiser verlangt von mir dringend, ich solle den Oberbefehl übernehmen; was meinen Sie dazu?"

„Mir scheint es, daß Benningsen sehr vernünftig gehandelt hat; die russischen Truppen in der Landessprache zu befehligen und einen ausländischen Namen zu führen, ist nicht vorteilhaft. Benningsen hat das erfahren; ich möchte meinen, daß auch Eure hohe Excellenz gut daran thäten, seinem Beispiel zu folgen."

„Aber der Kaiser verlangt es; wie kann ich es abschlagen?" antwortete Barklay.

„Benningsen hat es gethan, also kann Eure hohe Excellenz es gleichfalls thun; übrigens hängt das ganz von Ihrem Ermessen ab."

Ich weiß nicht, ob meine offene Sprache eine günstige Aufnahme fand; obgleich Barklay augenscheinlich schwankte, so ermunterten ihn doch alle klugen Leute aus seiner Umgebung zu dieser Heldenthat, da sie von ihm große Vorteile erwarteten.

Vom 14. Juni 1812 ab bekam die Umgegend von Wilna ein kriegerisches Aussehen; von allen Seiten strömten Truppen zusammen und durch das Allerhöchste Manifest wurde der Krieg gegen Napoleon verkündet. Das Manifest ist allgemein bekannt; es machte auf alle einen tiefen Eindruck, und das ist nicht zu verwundern. Durch die Erhabenheit der Gefühle unsres Monarchen überragte es weit das hochmütige und dreiste Manifest des Kaisers der Franzosen an seine Soldaten.

Am 16. Juni setzten sich unsre Truppen mit Tagesanbruch in Bewegung, nachdem einige Exemplare des Manifestes an Rußland in französischer Sprache in Wilna zurückgelassen worden waren, und wir begannen unsern Rückzug, allerdings in etwas gedrückter Stimmung, da alle sich nach dem Kampfe mit dem Feinde sehnten. Diese Stimmung herrschte unter allen Generälen und Soldaten. „Das

Wort ‚Retirade‘ ist dem russischen Soldaten wider die Natur,“ pflegte Ssuworow zu sagen.

Die Armee retirierte auf einem schlechten Nebenwege, aber in völliger Ordnung. Am 20. Juni erreichten wir Sswentzjany, wo sich das Hauptquartier des Kaisers befand. Die Anwesenheit des Kaisers im Heere erfreute aller Herzen. Soweit ich mich erinnere, wurde der Marquis Paulucci hier zum Chef des Stabes der ersten Armee ernannt. Ich wollte die wohlwollende Gesinnung des Kaisers für mich ausnutzen und wagte es, ihn um die Erlaubnis zu bitten, das Heer verlassen zu dürfen, denn ich hatte eine große Zahl von Unannehmlichkeiten zu bestehen.

„Das soll nicht geschehen,“ sagte der Kaiser, „ich habe dich hier nötig.“

Ich erhielt die Nachricht, die italienische Armee unter der Führung des Vizekönigs habe auf ihrem Marsche bis Troki unter großem Mangel an Proviant und Fourage gelitten: Pferde seien gestürzt, Gepäckwagen auf der Straße stecken geblieben, und die Zahl der Kranken habe außerordentlich stark zugenommen. Der König von Westfalen habe sich nach einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Bruder Napoleon in sein Königreich begeben. Auch eine Proklamation Napoleons an die Polen wurde mir zugeschickt, in welcher er dieselben zum Aufstand gegen Rußland aufforderte. Der Kaiser war mit diesen Nachrichten sehr zufrieden und behielt sie bei sich, indem er sagte: „Das brauchen nicht alle zu wissen, von den Verlusten der Franzosen ist mündlich Mitteilung zu machen. Ihr Elend hat begonnen, wollen wir sehen, womit alles dies endigen wird.“

Da passierte ein eigentümlicher Fall. Kosaken hatten einen französischen Stabsoffizier gefangen genommen und er wurde mitsamt den Plänen, welche er auf dem Marsche abgenommen hatte, zu mir gebracht, damit ich ihn verhöre. Auf meine Fragen antwortete er recht offenherzig und fragte schließlich: „Werden Sie diese Komödie noch lange fortsetzen?“

„Welche Komödie?“ fragte ich.

„Sollten Sie das nicht wissen? Nun, so will ich es Ihnen als Geheimnis anvertrauen: Dieser ganze Krieg mit Rußland ist ein Scheinkrieg, darauf berechnet, die Engländer zu täuschen. Wir marschieren mit Rußland zusammen nach Indien, um die Engländer von da zu verjagen.“

Ich teilte dies Barklay mit, der erwiderte: „Wieder ein neuer Einfall von Napoleon.“

Allein auch andre Gefangene bestätigten das bis nach Ssmolensk hin. Hier machten wir Halt, um die Vereinigung mit der zweiten Armee, welche unter dem Oberbefehl des Fürsten Bagration stand, abzuwarten.

Barklay de Tolly übertrug mir ein neues Amt, dasjenige eines Generalgewaltigen bei der Armee; zum Chef des Stabes war schon vorher der Generalmajor Jermolow ernannt worden. Barklay erteilte mir den Befehl, zwölf Marodeure erschießen zu lassen. Ich wagte es, ihm darüber Vorstellungen zu machen, daß man die Leute nicht als Marodeure betrachten könne, sondern daß es ermüdete Mannschaften seien, welche hinter ihren Abteilungen zurückgeblieben wären. Außerdem würde dies der erste Fall in der russischen Armee sein, daß Soldaten auf Befehl eines Oberbefehlshabers mit fremdländischem Namen erschossen werden, und daß die Ausführung dieses Befehls auch einem Ausländer übertragen wird. Barklay bestand auf seinem Willen; ich ließ mich krank melden. Es wurde der Generalmajor Fock beordert und die Soldaten erschossen.

In der Nacht werde ich geweckt und man meldet mir, daß General Fock am Schlage gestorben sei. Ich war wieder gesund geworden, lasse mich bei Barklay melden und erstatte ihm darüber Bericht.

„Glauben Sie nicht, daß Gott ihm deshalb das Leben genommen, weil er die Soldaten hat erschießen lassen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete ich, „ich mische mich nicht in Gottes Angelegenheiten; ich weiß nur so viel, daß Fock am Morgen die Soldaten hatte erschießen lassen und am Abend gestorben ist."

Nach Vereinigung beider Armeen wurde der General der Kavallerie, Rajewski, in Ssmolensk zurückgelassen, um die Stadt gegen den Feind zu verteidigen; die erste Armee überschritt den Dnjepr und schlug unweit Ssmolensk ihr Hauptquartier auf, wo sich Barklay im Hause eines Geistlichen einquartierte. General Rajewski kämpfte den ganzen Tag gegen die Franzosen, und als er den Rückmarsch angetreten hatte, erging der Befehl, ihn durch Konownitzyn, der gleichfalls kommandierender General war, zu ersetzen; ich erhielt Ordre, mit einer Schwadron des Ingermannsländischen Dragonerregiments während des Bombardements von Ssmolensk durch die Franzosen die polizeiliche Aufsicht zu führen, und nach dem Abmarsch Konownitzyns ihm nachzufolgen, das Muttergottesbild von Ssmolensk aus der Stadt zu schaffen, die Brücke zu verbrennen und mich darauf beim Oberfeldherrn einzufinden. Konownitzyn kämpfte einen ganzen

Tag beim Malachowschen Thore. An dieser Stelle muß ich eines Vorfalls Erwähnung thun, der für unsern Soldaten charakteristisch ist.

Konownitzyn sagte zu mir: „Die hinteren Reihen haben sich gelichtet; augenscheinlich haben sich die Soldaten in die Stadt begeben; lassen Sie dieselben ausfindig machen und zu mir schaffen.“

Ich ritt in die Stadt und erfuhr da, die Soldaten hätten davon gehört, daß ein Vorrat an Zwieback für die Armee bereit liege, und sich aufgemacht, um denselben zu holen. Ich begebe mich aufs Rathaus und treffe sie dabei, wie sie ihre Taschen mit Zwieback anfüllen.

„Schämt ihr euch nicht, Leute! Macht, daß ihr auf euren Posten kommt.“

„Erbarmen Sie sich,“ antworteten sie, „alles dies wäre doch den hungrigen Franzosen zugefallen.“

Ich versammelte sie auf dem Hofe des Rathauses und brachte sie, unter Begleitung der Schwadron, zu Konownitzyn; dieser Vorfall ereignete sich während des allerheftigsten Bombardements auf die Stadt. Abends stellten die Franzosen das Feuer ein. Konownitzyn trat den Rückmarsch zur Armee an, ich ließ darauf das Ssmolenskſche Muttergottesbild hinaustragen, die Brücke anzünden und verfügte mich ins Hauptquartier.

Im Hausflur sah ich Jermolow und Zakrewski auf Stroh liegen.

„Wie lautet der Befehl auf morgen?“ fragte ich sie.

„Geh du zu ihm,“ antwortete Jermolow, „uns hat er auf russisch gesagt: ‚Ich will schlafen‘; vielleicht hast du mehr Glück, wenn du ihn auf deutsch danach fragst.“

Ich begab mich hinauf zu Barklay. Er war schon im Schlafrock und hatte eine Nachtmütze auf. Er nahm dieselbe ab; ich erstattete ihm darüber Rapport, daß alles in Ordnung sei, und daß ich das Muttergottesbild nur unter dem Vorwande, man wolle für die erfolgreiche Verteidigung von Ssmolensk im Hauptquartier ein Dankesgebet abhalten, aus der Stadt habe hinausschaffen lassen können, und daß die Brücke eingeäschert sei.

Er dankte mir sehr. Ich benutzte die gute Stimmung, in der er sich zu befinden schien, und erkundigte mich in deutscher Sprache nach dem Befehl für den nächsten Tag. Er antwortete mir: „Ach, mein lieber, guter Freund, ich will schlafen,“ setzte seine Nachtmütze auf und ich entfernte mich.

„Nun, wie steht's?“ fragte Jermolow.

„Er hat mir verboten, euch davon Mitteilung zu machen,“ antwortete ich.

„Ach, treibe keine Possen,“ fuhr jener fort, „lege dich zu uns nieder und erzähle.“

„Ich habe Wichtigeres zu thun, wollen wir uns aufmachen, um ein Dankesgebet abhalten zu lassen; nur unter diesem Vorwande ist es mir möglich gewesen, das Bild der Mutter Gottes aus der Stadt tragen zu lassen. Eine große Volksmenge folgte aus Ssmolensk nach, man wollte sich nicht von dem Bilde trennen.“

„Wir aber wollen schlafen,“ antwortete Jermolow, und ich ließ allein mit den aus Ssmolensk herbeigeeilten Bewohnern das Gebet abhalten.

Am andern Morgen entstand im Hausflur, wo wir auf Stroh lagen, Lärm; man rannte auf und nieder, der Kaffee für Barklay wurde aufgetragen. Schließlich kam Barklay selbst heraus, ging stumm an uns vorbei, trat auf die Außentreppe und rief: „Mein Pferd!“

Nachdem er dasselbe bestiegen hatte, stiegen auch wir zu Pferde und folgten ihm in der Richtung nach Ssmolensk, wo die Franzosen mit Musik ihren Einzug hielten.

Als Barklay eine Anhöhe am Ufer des Dnjepr erreicht hatte, fragte er: „Wo ist aber der Graf Kutaissow?“ Nachdem dieser sich eingefunden hatte, sagte Barklay zu ihm: „Lassen Sie fünfundzwanzig Geschütze hier auffahren und schleudern Sie einige Schwärmer unter sie, um ihnen ein wenig den Spaß zu verderben.“

Man fing Ssmolensk zu beschießen an. Wozu das nötig war, ist nicht ersichtlich. Barklay wandte sich an mich mit der Frage: „Haben Sie einen Landwagen?“ Ich ließ einen solchen vorfahren, man legte Stroh in denselben und Barklay nahm darin Platz, nachdem er vorher gefragt hatte: „Wo ist Toll?“

„Lassen Sie mir eine Kutsche geben,“ sagte er zu diesem. Er bestimmte für jedes Armeecorps die Marschroute und fuhr ab; die Armee marschierte ihm nach und schlug den Weg nach dem Gute der Herren Tschaschnikow ein, wo man darauf Halt machte.

Die Intriguen gegen Barklay hatten ihren Höhepunkt erreicht. Auf Gott weiß welche falschen Nachrichten hin veranlaßte man Barklay, den Feind auf dem Gute Reada zu suchen, wo er gar nicht vorhanden war. Ferner wußte man Barklay unter dem Vorwande der Unzuverlässigkeit dazu zu bewegen, daß er hervorragende Polen, den Flügeladjutanten des Kaisers, Grafen Potocki, Fürst Ljubomirski und andre nach Petersburg abschickte, und gab ihnen gegen Barklay gerichtete Klageschriften mit. Schließlich brachte man ihn dazu, daß er auch den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch nach Petersburg ab-

fertigte. Infolge aller dieser Intriguen erhielt Barklay den Befehl, bis zur Ankunft des neuen Oberfeldherrn, Fürsten Kutuzow, keine Schlacht, außer einem Avantgardengefecht, zu wagen. Ich warnte Barklay, suchte ihm die Augen zu öffnen, aber alles war vergeblich.

Als in der Nähe des Dorfes Plewa zwei französische Corps eines der unsrigen angriffen, gab Barklay den Beweis, daß er auf dem Schlachtfelde unser einziger General war. Die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und als sie sich auf dem Rückzuge befanden, sagte Barklay zu mir: „Was wollten die Narren haben?"

Wir retirierten in Eilmärschen bis Tzarewo Zaimischtsche, wo Fürst Kutuzow zu uns stieß. Für seinen Empfang war ein Bataillon Leibgrenadiere aufmarschiert. Als der Fürst aus dem Wagen stieg und diese schmucken Leute erblickte, sagte er: „Und mit solchen Soldaten weicht man vor dem Feinde zurück!" Diese Worte erregten allgemeine Freude; alle dachten: „Nun werden wir endlich einmal vorwärts marschieren!" Aber um Mitternacht erhielt man Befehl, dreißig Werst rückwärts zu marschieren. Es herrschte eine schreckliche Verwirrung; das Heer marschierte nicht mehr in so guter Ordnung wie früher, so daß Jermolow sich veranlaßt fühlte zu bemerken: „Unter Barklay war mehr Ordnung." Dieser Intrigant sann schon wieder auf neue Intriguen. Der Kaiser pflegte von ihm zu sagen: „Noir comme le diable, mais tout autant de moyens." In dieser Unordnung erreichten wir das Kolotzkische Kloster. Kutuzow gab hier Befehl, eine starke Position ausfindig zu machen, um daselbst dem Feinde Widerstand zu leisten. Die für diesen Zweck Ausgesandten wählten das Terrain bei Borodino. Barklay war gegen diese Stellung und fand das Kolotzkische Kloster geeigneter, weil die Franzosen hier vom Wasser abgeschnitten sein würden; aber dieser wohlgemeinte Rat wurde nicht acceptiert, nur deshalb, weil er von Barklay ausging. Ebenso wurde aus Opposition gegen Barklay die erste Armee bei Borodino auf dem rechten Flügel aufgestellt, wo sie durch den Fluß Kolotscha gedeckt war; die zweite dagegen, die schwächer war als die erste, stand auf dem linken Flügel. Als Barklay Kutuzow darauf aufmerksam machte und einen Angriff Napoleons auf den schwachen linken Flügel ankündigte, wollte Kutuzow nichts davon hören; als aber General Rajewski von einer Batterie des linken Flügels verdrängt worden war, führte Barklay, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, das Corps Ostermann auf den linken Flügel und eroberte die Batterie zurück. Noch vor Beginn der Schlacht sagte Barklay zu mir: „Wozu wagt Kutuzow diese Schlacht? Moskau wird da-

durch nicht gerettet werden, wohl aber werden wir große Verluste an Mannschaften haben, die man schonen müßte."

Trotz aller faschen Berichte ist Rußland Barklay gegenüber zu Dank verpflichtet; die übrige Armee wurde durch ihn gerettet, und wenn wir keine völlige Niederlage erlitten, so ist es nur sein Verdienst.

Hier muß ich einen auf mich bezüglichen Umstand erwähnen. Am 25. August 1812, am Vorabend der Schlacht bei Borodino, ließ Kutuzow mich rufen und befahl mir, sämtliche Gepäckwagen der Offiziere zu verbrennen. Ich erlaubte mir darauf hinzuweisen, daß je sieben bis acht Offiziere sich zusammengethan und einen gemeinsamen Wagen nebst Pferd für den Transport von Proviant und Gepäck angeschafft hätten; ob Seine Durchlaucht nicht erlauben würde, diese Fuhrwerke mit der „Wagenburg" nach Moshaisk zu schicken.

„Ich habe Sie nicht dazu rufen lassen, um mir von Ihnen einen Rat erteilen, sondern um meine Befehle ausführen zu lassen; ich werde jemand anders damit beauftragen!"

Ich verneigte mich zum Zeichen meiner Dankbarkeit und ging. Der Ulanenoberst Alexander Schuljgin wurde für diese rühmliche Aufgabe ausersehen und vollzog den Befehl. Nach der Schlacht bei Borodino wandten wir uns nach Moshaisk, wo sich bereits unsre „Wagenburg" befand. Da ich dem Kriegsministerium zugezählt war, so bat ich Barklay, alle Aemter in der Armee niederlegen zu dürfen, was auch mit seiner Erlaubnis gleich geschah; denn die Intriguen gegen Barklay machten es auch mir unmöglich, in meiner Stellung zu verbleiben.

Diesen Entschluß hatte ich gerade im rechten Augenblick gefaßt, denn nach Erlassung des Ukases über die Ernennung des Fürsten Gortschakow zum Kriegsminister wäre ich damit zu spät gekommen.

In Moshaisk ließ Barklay mich zu sich rufen und sagte zu mir mit Thränen in den Augen: „Ich habe Zakrewski, Kamenski und noch andre, denen ich viel Gutes gethan, gebeten, nach Petersburg zu reisen, um meine Depeschen dem Kaiser zu überbringen, aber alle haben es mir abgeschlagen; in meinem unverschuldeten Unglück haben mich alle im Stich gelassen."

Mir that der alte Mann leid und ich antwortete ihm: „Ich bin zwar Eurer Hohen Excellenz in dienstlicher Beziehung zu keinem besonderen Dank verpflichtet, aber da ich sehe, wie sehr es Ihnen daran gelegen sein muß, daß Ihre Depeschen dem Kaiser eingehändigt werden, so bin ich bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Barklay umarmte mich, indem er sagte: „Warum habe ich Sie nicht früher kennen gelernt!"

Bald darauf wurde ich zu Kutuzow gerufen. „Ich höre, daß Sie die Armee verlassen wollen; im Namen des Kaisers befehle ich Ihnen, hier zu bleiben, denn Ihr Erscheinen wird Seiner Majestät durchaus nicht angenehm sein."

„Ich wage es nicht, Durchlaucht, meinem Vorgesetzten, dem ich attachiert bin, den Gehorsam zu verweigern. Wenn es Eurer Durchlaucht beliebt, mir einen schriftlichen Befehl zu übermitteln, so werde ich hier bleiben."

„Es genügt, daß ich Ihnen befehle, die Armee nicht zu verlassen."

Ich machte meine Verbeugung und entfernte mich; als ich alles Barklay mitgeteilt hatte, sagte er: „Mein Gott! was habe ich gethan, daß man mich auch des letzten Mittels berauben will, mich vor dem Kaiser zu rechtfertigen? Sie reisen also nicht?"

„Ich habe Eurer Hohen Excellenz mein Wort gegeben und werde es nicht brechen."

„Wollen wir das bis Moskau verschieben," sagte er.

Nach meiner Ankunft in Moskau erhielt ich Befehl, die polizeiliche Ordnung in Moskau aufrecht zu erhalten, da die gesamte Polizei von Moskau mitsamt den Feuerspritzen vom Grafen Rostoptschin fortgeschickt worden war.

„Am Tage vor unsrem Abmarsch aus Moskau wurde ein Kriegsrat über diesen Gegenstand abgehalten, auf dem Barklay zu Kutuzow sagte: „Sie haben beliebt, die Armee bei Filji Stellung nehmen zu lassen; hier gestatten es die Terrainverhältnisse nicht, eine Schlacht zu liefern, folglich ist die Uebergabe von Moskau unvermeidlich."

Vom Morgen an durchzogen wir die Straßen von Moskau; ich erhielt Befehl, die erste und zweite Armee zu begleiten und folgte denselben auf der Straße nach Rjäsanj. Um Mitternacht gelangten wir nach Ljubertzy und Panki, nachdem wir nur fünfzehn Werst von Moskau zurückgelegt hatten, da wir beständig von den sich der Armee anschließenden Gepäckwagen, sowie von den Einwohnern Moskaus, die zugleich mit uns die alte Residenzstadt verließen, aufgehalten wurden. In Panki stellte Barklay mir ein schmeichelhaftes Zeugnis aus und händigte mir auf dem ersten Rastplatz, dem Dorfe Kulikowo, Depeschen für den Kaiser und Briefe an den Fürsten Gortschakow und seine Frau ein, wobei er bemerkte: „Ich werde Ihnen bald nachfolgen."

20.

In Petersburg angekommen, stieg ich in der Wohnung meiner Familie ab und erfuhr hier, daß der Kaiser sich auf Kamenny Ostrow aufhält. Ich legte meine Reisekleider ab und fuhr im Uniformsrock in einem Mietwagen nach Kamenny Ostrow. Als ich das Dejourzimmer der Herren Generaladjutanten betrat, sah ich da Fürst Zubow, Graf Schuwalow, Paul W. Kutuzow und den Marquis Paulucci stehen, die mich verwundert ansahen, ohne es sich auch nur mit einer Miene anmerken zu lassen, daß wir früher bekannt waren. Ich fragte nach dem dejourierenden Generaladjutanten. Der Kammerlakai nannte mir den Marquis Paulucci. Ich trat auf ihn zu und sagte: „Ich bitte Eure Excellenz, dem Kaiser zu melden, daß ich von der Armee komme und Depeschen von Barklay mitbringe."

„Um nichts in der Welt, lieber Freund. Der Kaiser will Sie auf Grund des vom Marschall eingesandten Rapportes nach Sibirien verschicken lassen. Warum sind Sie nicht bei der Armee geblieben?"

„Barklay hat mich hergesandt, Herr Marquis! Was auch mein Schicksal sein möge, ich werde mich zu verteidigen wissen. Haben Sie nur die Güte, mich beim Kaiser zu melden."

„Nein, ich werde das durch den Kammerdiener thun lassen, da ich nicht zum Werkzeug Ihres Unglücks werden will."

„Wenig tröstlich," dachte ich.

Bald darauf trat der Kammerdiener auf mich zu. „Der Kaiser hat befohlen, Ihnen mitzuteilen, daß nach einer neuen Verordnung niemand, der von der Armee kommt, sich beim Kaiser meldet, sondern alle müssen sich beim Grafen Araktschejew melden."

„Melden Sie dem Kaiser, daß ich von diesem Befehl nichts gewußt habe."

Es fand sich ein Feldjäger zu meiner Begleitung ein und wir begaben uns zusammen zum Grafen Araktschejew.

Das erste, was letzterer zu mir sagte, war: „Warum hat man Sie zu mir geschickt? Sie sind selbst Vertrauensperson beim Kaiser."

„Offenbar ist das nicht der Fall, Erlaucht! Ich bin zu Ihnen geschickt worden."

„Nun, dann geben Sie mir Ihre Depeschen. Ich werde sie dem Kaiser zustellen."

„Wenn Eure Durchlaucht mich, wie jetzt Barklay, mit der Weisung abschicken würden, die Depeschen nur allein dem Kaiser einzuhändigen, so würde ich dieselben keinem andern geben. Außerdem habe ich von Barklay einen mündlichen Auftrag an den Kaiser."

„Ach so, dann wollen wir uns zu ihm begeben."

Unterwegs sagte der Graf zu mir: „Der Kaiser ist sehr betrübt über die Uebergabe Moskaus; war es denn wirklich nicht möglich, dem Feinde Widerstand zu leisten?"

„Die Armee ist nicht weniger betrübt darüber," antwortete ich, „aber nachdem Kutuzow uns bei Filji hatte Stellung nehmen lassen, blieb nichts andres übrig, als Moskau zu übergeben."

Ich betrat mit dem Grafen wiederum das Zimmer der Generaladjutanten. Araktschejew sagte zu mir: „Warten Sie hier ein wenig," kehrte aber bald darauf zurück und wandte sich, die Thür öffnend, zu mir mit den Worten: „Bitte, gehen Sie zum Kaiser."

Ich trat ein.

Der Kaiser stand in der Mitte des Gemachs, an seinen Schreibtisch gelehnt; als er mich sah, sagte er: „Glauben Sie, daß es für Sie kein Sibirien gibt?"

„Für den Unschuldigen gibt es kein Sibirien, Majestät!"

Der Kaiser sagte, die Stirne runzelnd: „Ihr habt euch ausgezeichnet, meine Herren!"

„Schuld ist vielleicht der Oberfeldherr, wir aber haben, Majestät, unser Leben wie der letzte Soldat in die Schanzen geschlagen."

„Der Bericht Kutuzows über die Schlacht bei Borodino ist mir nicht ganz klar; können Sie mir nicht über einiges Aufklärung geben?"

Ich begann meine Erzählung und fügte nach Schluß derselben hinzu: „Barklay hat mir aufgetragen, Eurer Majestät zu melden, daß wenn er nicht auf dem Platze geblieben, die Schuld nicht an ihm liege, er sei überall der erste gewesen."

„Schreiben Sie mir das auf, was Sie mir über die Schlacht von Borodino erzählt haben, aber behalten Sie dabei das Unreine nicht bei sich. . . . Warum sind Sie nicht bei der Armee geblieben, obgleich Kutuzow Sie zweimal zum Bleiben ermahnt?"

„Einmal, Majestät!" und ich teilte ihm meine Antwort mit. „Barklay, der in seinem Unglück von allen denjenigen, die von ihm Gutes erfahren hatten, im Stiche gelassen war, that mir leid."

Der Kaiser klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Du bist immer noch der alte." Er schellte, ließ den Grafen Schuwalow

rufen und sagte zu diesem: „Bringe ihn zum Fürsten Gortschakow, sage, daß er bei ihm bleiben muß.“ Wir fuhren in einer Hofequipage zum Fürsten Gortschakow. Dieser erzählte mir später, er habe sich erschreckt, da er glaubte, man habe mich zu ihm gebracht, um mich nach Sibirien zu expedieren.

21.

Zu Beginn dieses Jahres, das heißt, des Jahres 1816, ließ Graf Araktschejew auf Allerhöchsten Befehl mich zu sich bescheiden. Ich wurde beim Grafen gemeldet. Er empfing mich im Adjutantenzimmer und führte mich in sein Kabinett.

Der Graf: „Sie wissen wohl, daß ich auf Allerhöchsten Befehl Magnitzki aus Wologda nach Grusino habe kommen lassen?“

Ich: „Ich habe davon gehört, ganz Petersburg spricht davon.“

Der Graf: „Ich wünsche über einige Dinge Aufklärung zu erhalten. Während meiner Unterredungen mit ihm machte es sich so, daß ich folgende Frage an ihn stellte: ‚Ist es wahr, der Kaiser selbst und alle Welt in Petersburg behauptet, de Sanglen habe zu ihrer Verbannung Veranlassung gegeben?‘ Er antwortete mir: ‚Nein, wenn wir es nicht verschmäht hätten, mit ihm bekannt zu werden, so wäre es wahrscheinlich gar nicht zur Verbannung gekommen.‘ Ich bemerkte darauf: ‚Der Kaiser selbst hat eine Andeutung auf de Sanglen gemacht.‘ Magnitzki antwortete mir: ‚Das ist bei uns so Gebrauch.‘ So sehr ich mich bemühte, die Ursache ihrer Verbannung zu ergründen, und in ihn drang, mir offen zu gestehen, ‚ob es nicht de Sanglen sei,‘ er blieb bei seiner Behauptung und fügte noch hinzu: ‚Wir sind ihm zu Dank verpflichtet.‘ Ich fragte ihn darauf, wofür, und er antwortete: ‚Die Pflicht der Dankbarkeit zwingt uns, darüber zu schweigen, um de Sanglen nicht noch größeren Unannehmlichkeiten auszusetzen.‘ Jetzt frage ich Sie; der Kaiser will wissen, worin der Dienst bestand, welchen Sie ihnen erwiesen.“

Der Graf forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen und wiederholte in einer ungewöhnlich freundlichen Weise seine Frage.

Ich: „Wie ich vermute, hat Magnitzki auf folgenden Umstand anspielen wollen. Anfang Januar 1812 besuchte mich Bologowskoi, mit dem ich von Moskau her bekannt war, und nachdem er mir mit-

geteilt, Balaschow bitte, ihn mit Ssperanski und Magnitzki näher bekannt zu machen, bat er mich um meinen Rat, ob er sich auf diese Angelegenheit einlassen solle.

‚Wozu willst du dich mit so unsauberen Dingen befassen,‘ antwortete ich ihm. ‚Glaubst du denn wirklich, daß der Polizeiminister nicht mit Ssperanski und Magnitzki bekannt ist? Nimm dich in acht, daß ihr nicht alle zusammen eine kleine Spazierfahrt machen müßt; übrigens bist du das ja gewohnt.‘ — ‚Du machst mir die Hölle heiß,‘ sagte er zu mir. — ‚Durchaus nicht, aber meinst du denn wirklich, daß, im Falle es nötig sein sollte, wenn nicht Balaschow, so doch der Polizeiminister dich verraten wird?‘ Bologowskoi verließ mich, kam aber am Tage darauf wieder und sagte: ‚Magnitzki und Ssperanski lassen dir sagen, daß, wenn du künftig noch so schlecht über Balaschow sprechen wirst, sie es ihm mitteilen werden und dann wird es dir schlecht gehen.‘ ‚Dann,‘ — erwiderte ich Bologowskoi, ‚das wird mir eine Lehre für die Zukunft sein. Jetzt könnt ihr euch meinetwegen alle zum Teufel scheren, wenn du wieder von ihnen zu sprechen anfängst, werde ich schweigen.“

Graf: „Sie haben gegen Ihren Freund anständig gehandelt; leider hatten Sie es nur mit so gemeinen Menschen wie Balaschow und Bologowskoi zu thun. Ja, sollten Sie es denn nicht gewußt haben, daß Sie selbst von Spionen umgeben waren? Wozu also sprachen Sie den Vorwurf gegen Magnitzki aus?“

Ich setzte dem Grafen alles dasjenige auseinander, wovon in diesen Aufzeichnungen schon die Rede gewesen ist.

Der Graf: „Auch dieses plötzliche Aufbrausen war edel, aber nicht vorsichtig; warum haben Sie Magnitzki ins Nebenzimmer gehen lassen?“

Ich: „Konnte ich ihm das verwehren?“

Der Graf: „Er hat unterdessen einen Zettel an Ssperanski geschickt und wahrscheinlich Ihre Worte mißbraucht.“

Ich: „Ich begreife nicht, wie er in einem solchen Augenblick schreiben konnte, allenfalls hat er es mündlich bestellen lassen.“

Der Hof ist ein Strudel, in dem sich allenfalls noch der Teufel allein zu retten vermag! Ich bat den Grafen, mir meinen Abschied zu erwirken.

Der Graf überredete mich dazu, im Dienste zu bleiben.

„Sie kennen ihn ja, heute ich, morgen Sie, und später wieder ich.“

„Das ist es eben, was mich veranlaßt, Eure Erlaucht um meinen Abschied zu bitten.“

Der Graf: „Wovon werden Sie aber existieren? Ich weiß, daß Sie außer Ihrem Gehalt nichts besitzen?"

Ich: „Lieber Hungers sterben, als unter solchen Nörgeleien leben! Ich will auf meine zwölftausend Rubel Gehalt verzichten und mich auf mein kleines, vierundachtzig Seelen enthaltendes Erbgut zurückziehen; da werde ich Ruhe haben."

Der Graf: „Sie dienen schon lange Zeit und können eine gute Stelle erhalten."

Ich: „Ich danke, Durchlaucht, erlaube mir aber, meine Bitte um Entlassung aus dem Dienst zu wiederholen."

Der Graf: „Ich achte Sie, Jakob Iwanowitsch, und werde Sie unterstützen; auch ich hätte schon längst ebenso handeln sollen, aber . . ." er zuckte die Achseln.

Wir verabschiedeten uns. Der Graf hat sein Wort gehalten; der Kaiser genehmigte mein Abschiedsgesuch nicht, aber der Graf erwirkte mir einen Ukas vom 23. März 1816 mit der Bestimmung, mich dem Heroldsamt zuzuzählen und mit einem jährlichen Gehalt von viertausend Rubeln.

Als ich mich vom Kaiser verabschiedete, sagte Seine Majestät: „Ich habe deinen Abschied nicht genehmigt, du bleibst im Dienst, und zwar mit Gehalt; erhole dich; wenn ich dich nötig haben werde, so werde ich dich wieder rufen lassen." Der Kaiser entließ mich aufs huldvollste, fügte sogar hinzu: „Auf Wiedersehen!"

Ich begab mich unverzüglich nach Moskau, wo ich zurückgezogen auf dem kleinen Gütchen, das meiner Mutter gehört hatte, lebte. Hierbei kann ich nicht umhin, meiner Schwestern voller Anerkennung zu erwähnen. Als ich ihnen die von meiner verstorbenen Mutter an mich gerichteten Briefe vorwies, überhoben sie mich aller Weitläufigkeiten und traten mir freiwillig meinen gesetzlichen Anteil ab.

22.

Nach dem Tode des in Gott entschlafenen Kaisers Alexander I. und der Thronbesteigung Nikolai I. fingen in Moskau allerhand Verleumdungen über mich zu kursieren an, und zwar kamen alle aus dem Hause des Moskauischen Generalgouverneurs, Fürsten Galitzyn.

Als diese Gerüchte mir zu Ohren kamen, sprach ich beim Fürsten Galitzyn vor und bat ihn, die mir vom Kaiser Alexander

aufgetragenen Geschäfte einer Durchsicht zu unterziehen, woraus er ersehen könne, daß alle über meine Person in Umlauf gesetzten Gerüchte einfach Verleumdungen sind.

Er antwortete mir: „Mich geht das nichts an und ich habe keine Zeit."

„Sie sind Generalgouverneur von Moskau und ich habe mich als Moskauischer Edelmann an Sie, als meinen Vorgesetzten, mit meiner Bitte gewandt."

„Ich wiederhole Ihnen, ich habe keine Zeit dazu."

„Nun, dann werde ich Ihnen, Durchlaucht, beweisen, daß der Kaiser selbst mich erhören wird." Ich machte eine Verbeugung und entfernte mich.

Die Folge davon war nachstehender Brief von mir an den Kaiser Nikolai I., den ich während des Aufstandes*) schrieb.

Moskau, den 6. Januar 1831.

„Allergnädigster Herr und Kaiser! Der Drang der augenblicklichen Zeitverhältnisse und der jetzige Zeitgeist machen es jedem treuen Unterthanen zur heiligen Pflicht, kein einziges Wort, keinen einzigen Gedanken in seinem Herzen zu verschließen und durch Darlegung derselben vor Ihrem Throne jedem Wunsch nach Offenheit zuvorzukommen, wie vor dem Throne Gottes.

„Hören Sie nicht, Majestät, auf die Verleumdung, die meinen Dienst und meinen Charakter angeschwärzt hat. Dieselbe befindet sich sowohl mit meinem eigenen Wunsch, den Dienst zu verlassen, als im Jahre 1816 alles dem Grafen Araktschejew unterstellt wurde, im Widerspruch, als auch mit der Wichtigkeit der Geschäfte, die ich auf Allerhöchsten Befehl dem Herrn Chef des Generalstabes übergeben habe, als auch mit dem Ukas vom 23. März 1816, laut dessen ich dem Heroldsamt zugezählt wurde mit einem Gehalt von viertausend Rubeln. Vor dem erhabenen Angesicht Eurer Majestät bin ich bereit, mit unzweifelhaften, für mich überaus wertvollen Dokumenten die Wahrheit meiner Worte zu beweisen und die böswillige Verleumdung zu widerlegen, die man gegen mich ins Werk gesetzt hat, weil man mich wegen meiner makellosen Ergebenheit, wegen des mir vom Kaiser geschenkten Vertrauens und wegen der von mir gegen das Laster zur Schau getragenen Verachtung beneidet. Ich übergebe mein Schicksal in die Hände Eurer Majestät, dessen Macht nicht von dieser Welt stammt. Bei Ihrer Gerechtig-

---

*) Gemeint ist der polnische Aufstand. Anmerk. d. Uebers.

keit werden Sie nicht die eifrigen Bemühungen eines treuen Unterthanen unbeachtet lassen, der bereit ist, mit der That zu beweisen, daß es schwer ist, an Treue und Ergebenheit denjenigen zu übertreffen, welcher niemals weder seinen Mund, noch seine Feder mit einer Lüge befleckt hat, und der aus vollem Herzen ist und bleiben wird mit tiefster Ehrfurcht, Allergnädigster Herr, Eurer Kaiserlichen Majestät treuunterthänigster Jakob de Sanglen."

Nach Absendung dieses Briefes tritt am 27. Januar um 6 Uhr morgens mein Diener zu mir ins Zimmer und meldet mir — ich lebte damals auf dem Lande — daß ein Offizier, ein alter Bekannter von mir, mich zu sprechen wünsche.

„Wie ist sein Name?"

„Ich habe danach gefragt, aber er hat es mir nicht gesagt."

„Bitte ihn einzutreten!"

Ein Mensch im Uniformrock und mit Epauletten tritt ins Zimmer, geht direkt auf mich zu und reicht mir die Hand.

„Ich habe Sie erkannt, Sie sind ein Feldjäger," sagte ich, ohne ihm die Hand zu geben. „Wir sind miteinander nicht bekannt; richten Sie den Ihnen erteilten Auftrag aus."

„Ich werde Ihnen beweisen, daß wir miteinander bekannt sind," antwortete er hastig, zog ein Schreiben aus der Tasche und übergab es mir.

Ich öffnete. Es war ein eigenhändiger Brief vom Fürsten Dmitri Wladimirowitsch Galitzyn, folgenden Inhalts:

„Geehrter Herr, Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser hat infolge Ihres alleruntertänigsten Schreibens an Seine Kaiserliche Majestät zu befehlen geruht, Eurer Hochgeboren zu eröffnen, daß Sie in Gegenwart des Herrn Wimmern, Lieutenant des Feldjägercorps, alle Dokumente und Akten zusammenzupacken haben, die Sie zum Beweise dessen, was Sie dem Kaiser darzulegen wünschen, nötig haben. In Begleitung des Lieutenants Wimmern haben Sie sich darauf unverzüglich nach Petersburg zu begeben. Der Herr und Kaiser haben zu befehlen geruht, Ihnen ausdrücklich zu erklären, daß jetzt, wo Ihnen die Möglichkeit geboten ist, alle in Ihrem Besitz befindlichen Dokumente und Aktenstücke mit sich zu nehmen, keinerlei Ausreden in dieser Angelegenheit weiter zulässig sind. Habe die Ehre, zu sein, geehrter Herr, Ihr gehorsamer Diener — Fürst Dmitri Galitzyn." Als ich den Brief durchgelesen, sagte ich zum Feldjäger: „Wir sind dennoch nicht miteinander bekannt, sondern werden es allenfalls auf der Reise werden. Kann ich meinen Diener mit mir nehmen?"

„Dazu habe ich keine Erlaubnis, wohl aber habe ich Befehl, Sie selbst zu bedienen."

„Nehmen Sie Platz," sagte ich, „ich werde gehen, um die nötigen Papiere zusammenzulegen."

„Wir müssen uns möglichst bald auf den Weg machen."

„Da müssen Sie schon entschuldigen, ich bin Familienvater, ich muß meine Familie beruhigen. Wir wollen zusammen Mittag essen und gleich nach dem Mittagessen aufbrechen. Sie haben Befehl, sich mir unterzuordnen, also thun Sie es. Ich bin hier der Gutsherr und Sie sind mein Gast; unterwegs werde ich Ihr Gast sein."

„Wie Sie wünschen."

Wir aßen zu Mittag und packten darauf meine Sachen ein; es war mir gelungen, meine ganze Familie zu beruhigen, außer meiner unvergeßlichen Tochter Barbara, die beim Abschied einen Ohnmachtsanfall bekam.

Wir machten uns im Schlitten des Feldjägers auf den Weg. Als wir bis zu meiner Mühle gekommen waren, sagte ich zu ihm: „Was thue ich? Ich bin hier der Gutsherr und fahre wie irgend ein Verbrecher. Wollen wir umkehren, ich werde meine Kibitke anspannen lassen und wir wollen darin ganz gemächlich bis zur ersten Station fahren. Weiter können Sie mich nach Ihrem Belieben befördern."

Gesagt, gethan, wir kehrten um. Ich wollte hiermit meiner Familie und den Landleuten, die sich versammelt hatten, zeigen, daß ich das Recht habe, nach meinem eigenen Ermessen zu verfahren. In Ssolnetschnaja Gora standen Pferde bereit und wir fuhren, nach Feldjägerart, im vollen Galopp ab.

Hier muß ich Herrn Wimmern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er beruhigte mich wie seinen leiblichen Sohn; allen meinen launischen Wünschen, die ich mir absichtlich, um nicht den Mut zu verlieren, erlaubte, wußte er in liebenswürdiger Weise nachzukommen. Ich bin ihm für seine menschenfreundliche und nachsichtige Behandlung zu großem Danke verpflichtet. Wir wurden unterwegs gute Freunde. Er teilte mir mit, daß Graf Tschernyschew ihn zu sich habe rufen lassen und ihm im Namen des Kaisers den Befehl erteilt habe, mich mit der größten Höflichkeit zu behandeln, wobei er hinzufügte: „de Sanglen ist ein achtenswerter Mann". Das gab mir neuen Mut, und ich zog Wimmern gegenüber liebenswürdigere Saiten auf.

Wir nahmen unsern Weg über Jaroslawlj, weil Zakrewski

wegen der Cholera in Wyschnji Wolotschok sich unter Quarantäne befand. In Jaroslawlj ging es uns eigentümlich. Im Gasthause weigerte sich der Wirt, uns ein Mittagessen zu geben, weil Wimmern ihm nicht meinen Namen, für den Rapport an Poltoratzky, nennen wollte. Wimmern kaufte Verschiedenes ein und wir speisten auf der ersten Station hinter Jaroslawlj.

Am dritten Tage gelangten wir nach Rybatzkaja um die Mittagszeit. Hier wurde gespeist. Nach dem Essen sagte ich zu Wimmern: „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir aufbrechen."

„Ich habe Befehl, Sie in der Nacht nach Petersburg zu bringen."

Ich wurde nachdenklich. „In der Nacht, warum das?" fragte ich mich selbst und legte mich auf den Diwan nieder. „Ich werde einstweilen etwas schlafen," sagte ich, mich der Wand zukehrend, und überließ mich meinen Phantasien und Mutmaßungen, als ob das zu irgend etwas führen konnte. Allein ich gewann auf diese Weise meine Fassung wieder. „Gottes Wille geschehe," sagte ich zu mir und bat mir Thee mit Rum aus. Ich glaube, ich hätte um Champagner bitten können, und auch das wäre mir nicht abgeschlagen worden.

Es war schon dunkel, als wir von Rybatzkaja abfuhren, und um halb acht Uhr fuhren wir beim Generalstabsgebäude vor. Wimmern führte mich in ein Zimmer, wo ein Posten stand, der eine Unzahl von Kisten bewachte, welche allerhand Munition enthielten und zur Absendung nach verschiedenen Orten Rußlands bereit standen, und bat mich ein wenig zu warten, bis er meine Ankunft dem dejourierenden General Potapow melden würde. Eine halbe Stunde darauf erschien Wimmern und sagte zu mir: „Potapow war in der Eremitage, wo augenblicklich Vorstellung ist; ich habe ihm Ihre Ankunft gemeldet; er begab sich eiligst zu Tschernyschew, dieser aber zum Kaiser, der Potapow gleich nach Hause zu fahren befahl, um Sie zu empfangen."

Plötzlich höre ich, wie auf dem Korridor die Thür verschlossen wird. Wimmern eilte allein dahin, und als er zurückgekommen war, sagte er zu mir: „Bitte, gehen Sie zum General; aber hüllen Sie sich in Ihren Pelz ein und ziehen Sie die Mütze tief über die Stirn, damit niemand Ihnen ins Gesicht sehen kann."

„Was soll das bedeuten?" sagte ich.

Wimmern wickelte mich in den Pelz, zog mir die Mütze über die Augen und führte mich wie einen Blinden. Wir gingen eine gute Weile; endlich wurde Halt gemacht, man nahm mir den Pelz

und die Mütze ab, und ich befand mich in einem großen Zimmer, das wie ein Speisesaal aussah. Wimmern öffnete die vor uns befindliche Thür, und ich trat in ein blaues Gemach, eine Art Empfangszimmer, wo mich der General Potapow empfing und zu mir sagte: „Es thut mir außerordentlich leid, daß wir unter so mißlichen Umständen unsre Bekanntschaft erneuern."

„Ich bedaure es nicht im geringsten, denn ein ehrlicher Mann ist über alle äußeren Lebensverhältnisse erhaben, wie sie sich auch gestalten mögen."

„Das habe ich auch von Ihnen erwartet," sagte er zu mir; „nehmen Sie Platz, ich denke, Sie werden müde sein. Ich will uns Thee servieren lassen."

Er trat zum Glockenstrang und schellte. Im Zimmer nebenan hörte man Tassen zusammenstellen und darauf wurde alles still. Potapow ging hinaus und brachte das Theeservice und alles, was dazu gehörte. Er bereitete den Thee, bat mich zuzugreifen und sagte: „Wir können ganz offen sprechen, es hört uns niemand."

Hierauf begann folgende Unterhaltung: „Was hat Sie dazu bewogen, dem Kaiser einen so sonderbaren Brief zu schreiben?"

Ich erzählte ihm alles dasjenige, wovon oben die Rede war.

„Galitzyn ist ein abscheulicher Mensch; er hat dem Kaiser ein ganzes Dutzend der alleralbernsten Geschichten über Sie hinterbracht. Der Kaiser lachte laut darüber; aber den Hof werden Sie nicht wiedererkennen. Alles dasjenige, was zu Ihrer Zeit war, existiert jetzt nicht mehr."

In dieser Weise plauderten wir bis zum Abendessen. Da wiederholte sich die Scene von vorhin. Potapow brachte selbst das Nachtessen, Teller u. s. w. herbei; es wurde ein Glas Champagner auf den guten Erfolg getrunken.

Nach dem Souper erschien auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen ein Offizier im Garnisonsrock mit Epauletten. „Er wird Ihnen eine Wohnung, Bedienung und alles, was Sie sonst nötig haben, anweisen; alle Befehle, die Sie ihm erteilen, sollen ausgeführt werden."

Wir verabschiedeten uns. „C'est apparemment geôlier?" sagte ich zu Potapow.

„Non," antwortete dieser, „il doit remplir tout ce que vous lui ordonnerez."

Ich wurde wieder eingepackt, damit niemand mich erkenne, man führte mich über den Hof, eine Treppe hinauf, und ich betrat ein ziemlich geräumiges Zimmer, eine Art Vorzimmer, wo drei Mann

standen, nach ihrer Kleidung Bureauschreiber mit einer schmalen Tresse am Kragen.

„Diese Leute stehen zu Ihrer Verfügung," sagte der Offizier.

Zwei Schildwachen standen neben der Thür, welche der Offizier öffnete.

Wir traten ein; in der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch, auf welchem ganze Stöße von Papier nebst Tinte und Feder lagen.

„Das ist Ihr Arbeitszimmer," sagte der Offizier, und nachdem er die zweite Thür aufgemacht, fügte er hinzu: „Und das hier Ihr Schlafzimmer."

„Wie!" antwortete ich, „dieses grüne Bett mit seinen an das Krankenhaus erinnernden Decken soll mein Lager sein?"

Der Offizier schien über meine Bemerkung betroffen zu sein. „Befehlen Sie, dasselbe hinauszutragen? Worauf werden Sie aber zu schlafen geruhen?"

„Auf meinem Pelz; ich habe auch ein Lederkissen, das hier lassen Sie aber fortschaffen."

Als das geschehen war, fragte ich den Offizier: „Was bedeuten die Schildwachen? Befinde ich mich etwa unter Arrest?"

„So ist es befohlen worden," antwortete er. Ich begab mich in das erste Zimmer zurück, nahm Papier und Feder zur Hand und richtete an Potapow folgende Zeilen:

„In meinem Brief habe ich darum gebeten, freiwillig vor das Angesicht Seiner Majestät treten zu können. Ich bin hierher gebracht worden. Ich habe Papiere mitgenommen, die von der Hand des verstorbenen Kaisers Alexander I. stammen. Posten stehen vor der Thür, als gelte es einen Arrestanten zu bewachen; folglich befinden sich auch die Papiere des Kaisers Alexander unter Arrest. Bitte, uns aus dem Arrest zu befreien und die Posten zu entfernen. Fliehen oder aus dem Fenster springen kann ich nicht; es ist zu hoch und zudem bin ich weder hierzu, noch dazu fähig. Die Posten zu meiner Bewachung sind unnötig. Jakob de Sanglen."

Ich verabschiedete mich von dem Offizier, indem ich sagte: „Uebergeben Sie dieses Schreiben an den General Potapow," legte mich mit den Kleidern auf meinen Pelz und schlief vor Müdigkeit fest ein.

Am andern Morgen erschien der Offizier mit einem Korbe, der ein Theeservice, ein Pfund Thee, eine Flasche Rum und Semmeln enthielt. Nachdem er alles vor mich hingestellt, sagte er: „Auf Befehl des Kaisers ist die Schildwache entfernt worden."

„Wie ist das zugegangen?“ fragte ich.

„General Potapow hat Ihr Schreiben zum Grafen Tschernyschew geschickt und dieser wiederum an den Kaiser; darauf folgte der Befehl, die Schildwache zu entfernen.“

„Das geht alles recht gut,“ sagte ich zu mir selbst; „was wird nun weiter kommen?“ Zu Mittag brachte mein Offizier in einem kleinen kupfernen Topf ein Essen von verdächtiger Beschaffenheit. Wiederum ging ein Schreiben an Potapow ab: „Durch die Gnade des in Gott entschlafenen Kaisers Alexander I. beziehe ich ein Gehalt von viertausend Rubeln, und außerdem bin ich nicht so bettelarm, um ein solches Mittagessen zu schlucken. Ich bitte um die Erlaubnis, aus dem besten Gasthause ein anständiges Mittagessen holen lassen zu dürfen.“

Eine Stunde darauf erhielt ich von Potapow die gewünschte Erlaubnis. Aber dazu kam es gar nicht; es fanden sich die zu meiner Verfügung gestellten Diener ein, deckten den Tisch und servierten ein ausgezeichnetes Mahl.

„Von wem?“ fragte ich.

„Das wissen wir nicht,“ war die Antwort.

Zwei Tage verbrachte ich in langweiliger Einsamkeit. Am dritten Tage erschien bei mir Potapow.

„Eine Kommission ist eingesetzt, um Sie zu verhören; seien Sie um elf Uhr bereit,“ sagte er zu mir.

„Ich bin bereit,“ antwortete ich; „sind Sie auch Mitglied der Kommission?“

„Mir ist die Ehre nicht zu teil geworden,“ antwortete Potapow. „Kommen Sie zu mir, man wird Sie durch die Hinterthür führen; ich begleite Sie dann in den Areopag und entferne mich selbst.“

Gegen elf Uhr kam ich zu Potapow.

„Wir sind in Kleinigkeiten sehr genau,“ sagte er, auf seine Uhr sehend, „es sind noch zehn Minuten bis elf;“ er öffnete die Thür und führte mich in das nämliche blaue Zimmer, wo um einen Tisch herum drei Generäle saßen, der vierte Stuhl war frei.

Potapow entfernte sich und ich trat einige Schritte vorwärts. Niemand rührte sich von seinem Platz und ich that es auch nicht.

Schließlich stand Graf Tschernyschew auf und sagte zu mir: „Wie lange ist es schon her, daß wir uns nicht gesehen haben, Jakob Iwanowitsch!“

„Seit dem Tage,“ antwortete ich, „wo Sie nach der Schlacht bei Borodino an Kutuzow den St. Georgsorden I. Klasse überbrachten.“

„Haben Sie mich wiedererkannt?“ fragte Graf Orlow.

„Sie sind so gewachsen, daß es schwer sein würde, in Ihnen jenen Lieutenant wiederzuerkennen, der nach der Schlacht bei Borodino in meinem Wagen lag.“

„Dieser junge General aber, mit dem Sie nicht bekannt sein können, ist Wladimir Fedorowitsch Adlerberg.“

„Vielleicht ein Sohn des Oberstlieutenants Adlerberg, der im Feldzug gegen die Schweden fiel?“

„Ganz richtig,“ antwortete er.

„Je suis donc en pays de connaissance; tant mieux!“

Graf Tschernyschew bat mich, auf dem vierten Stuhl Platz zu nehmen, öffnete die vor ihm liegende Mappe, nahm einige Papiere aus derselben und, nachdem er sie mir hinübergereicht, fragte er: „Haben Sie das geschrieben?“

Ich warf einen Blick darauf und sagte: „Das ist der Brief, den ich an den Kaiser gerichtet.“

„Auf Befehl Seiner Majestät, setzen Sie uns den Inhalt des Schreibens auseinander.“

„Der Brief ist, glaube ich, in gutem Russisch geschrieben, und wenn er etwa für Ausländer nicht verständlich ist, so ist es nicht meine Schuld.“

„Der Anfang Ihres Schreibens ist eigentümlich; was sind das für Zeitverhältnisse, die Sie erwähnen?“

„Ganz einfach, der Krieg mit Polen.“

„Ja, das haben wir nicht verstanden.“

„Ich glaube aber doch, das lag sehr nahe.“

„Der Kaiser hat befohlen, Sie sollen uns alle Akten und Dokumente, die sich in Ihren Händen befinden, vorlegen.“

„Bedaure sehr, aber diesen Befehl kann ich nicht erfüllen; es würde der in meinem Brief abgegebenen Erklärung widersprechen, daß ich nur dem Kaiser allein bereit bin, die Papiere vorzulegen; der Kaiser stirbt nicht, die Umgebung des Hofes aber wechselt.“

„Wir sind Vertrauenspersonen Seiner Majestät.“

„Ich glaube es und freue mich darüber, aber dennoch kann ich die Papiere nicht aus den Händen geben. Was den Befehl des Kaisers anbelangt, so habe ich schon meine Erklärung abgegeben; vielleicht enthalten die Schriftstücke etwas über Sie, Herr Graf, was Sie nicht wissen dürfen.“

„Nun, dann *fordern* wir sie von Ihnen.“

„Melden Sie dem Kaiser, daß ich eher sterben, als die Papiere herausgeben werde. Ich werde dem Kaiser Alexander die Treue

wahren, der es mir untersagt hat, sie irgend jemand zu zeigen; und diesen Befehl werde ich erfüllen, ob auch sein Antlitz mir nicht mehr lächeln kann. Etwas andres ist es, wenn der Kaiser sie verlangt, vor ihm darf nichts geheim bleiben."

„Ich meine, Jakob Iwanowitsch hat recht," sagte Graf Orlow, „wir wollen dies dem Kaiser melden und seine weiteren Befehle abwarten."

Adlerberg schloß sich ihm an und Graf Tschernyschew sagte etwas gereizt: „Dann ist also unsre Sitzung geschlossen."

Jetzt trat Potapow ein. Graf Tschernyschew faßte ihn unterm Arm und begann etwas mit ihm zu verhandeln; ich meinerseits unterhielt mich mit Orlow und Adlerberg. Nach Beendigung des im geheimen mit Potapow geführten Gespräches fuhren alle auseinander und wir blieben allein zurück.

„Votre premier début à Pétersbourg est magnifique," sagte Potapow zu mir.

„Schön," antwortete ich, „aber was wird nun weiter sein?"

„Tschernyschew hat mir mitgeteilt," sagte Potapow: ‚Der Kaiser wünsche es, daß Sie de Sanglen ein Zimmer einräumen, und daß er die Beköstigung und alles andre in Ihrer Wohnung hat.'"

Infolgedessen wurde ich aus meiner Klause befreit. Etwa zwei Stunden darauf besuchte mich Graf Tschernyschew und erklärte mir, der Kaiser habe mir befohlen, alle Dokumente dreifach zu versiegeln; ich solle dessen versichert sein, daß niemand außer ihm sie zu sehen bekommen wird.

Ich fragte, ob ich ein Begleitschreiben an den Kaiser hinzufügen könne.

„Das erwartet er."

Nachdem ich mich in meiner neuen, sauberen Wohnung eingerichtet, legte ich alle Papiere zusammen und schickte sie unter drei Siegeln nebst folgendem Schreiben an den Kaiser:

„Allergnädigster Herr und Kaiser! Mein alleruntertthänigstes Schreiben, das ich von Moskau aus in der Ueberzeugung schrieb, daß mir das Glück zu teil werden würde, persönlich vor Ihrem erhabenen Angesicht dasjenige auseinanderzusetzen, was ich war, bin und sein werde, — hat den erwünschten Erfolg nicht gehabt. Soeben habe ich vom Grafen Tschernyschew den Allerhöchsten Befehl erhalten, alle Papiere in einem mit drei Siegeln versehenen Couvert Eurer Kaiserlichen Majestät zu übermitteln. Indem ich mich Ihrem heiligen Willen füge, lege ich dieselben meinem Monarchen zu Füßen. Da ich aber viele Feinde habe, Feinde der heiligen Wahrheit, so

kann ich es Eurer Majestät nicht verhehlen, daß ich den Inhalt der Papiere vor neidischen und böswilligen Blicken geheim zu halten wünschen würde. Ihnen, Majestät habe ich aus freiem Antriebe in meinem Brief mein Schicksal anvertraut! Ihnen und Ihrer Gerechtigkeit allein vertraue ich dasselbe auch jetzt an! Ich wage, eine kurze Beschreibung der Papiere beizufügen."

Im zweiten Teil des Briefes sprach ich von meinem Dienst und meinem Charakter. Die hierher gehörigen Papiere sind: die Uebergabe der Akten an den Chef des Generalstabes gegen eine vom Kanzleidirektor des Generalstabes, Fürsten Menschikow, ausgestellte Quittung; hierauf die Instruktion für meine ehemalige wirkliche Stellung als Direktor der Zentralkanzlei, alle meine andern Obliegenheiten dienten nur als Deckmantel für dieses mein eigentliches Amt; dasselbe zerfiel in zwei Teile: erstens: der vor dem Minister geheim gehaltene gehörte dem Kaiser; zweitens: derjenige des Kriegsministers ist im Original dem Chef des Generalstabs übergeben; eine Kopie des letzten mich betreffenden Ukases. Alle Atteste über meine dienstlichen Stellungen. Eine kurze Auseinandersetzung meiner Ansicht über die oberste Polizei, nach der ich mich auf Befehl des Kaisers zu richten hatte; hierzu wagte ich noch zwei Papiere hinzuzufügen, die als Beweis für meine Sorgfalt um das Wohl des Nächsten auch auf dem Lande dienen sollten. Schließlich noch ein Dankesschreiben des Komitees für meine Mühewaltungen während der im Kreise herrschenden Choleragefahr, von welcher er verschont blieb. Alle diese Papiere legen über mein dienstliches Verhalten und meinen Charakter Zeugnis ab. Der Lieutenant des Feldjägercorps, Wimmern, kann es bezeugen, daß meine Leute Thränen der Verzweiflung vergossen, als sie mich mit dem Feldjäger abfahren sahen und ihren Wohlthäter zu verlieren befürchteten.

Im dritten Teil meines Briefes wagte ich es, den Wunsch auszusprechen, mit den für mich unschätzbaren, von der Hand meines Kaisers herrührenden Schriftstücken meine gute Sache vor dem erhabenen Angesicht meines Monarchen vertreten zu dürfen. Es sind das einige Schreiben des Kaisers, die mir von ihm überlassen wurden und die für mich einen großen Wert haben, weil sie zum Teil beweiskräftig sind für die Beziehungen, in welche ich vom Kaiser gestellt war. Hierzu füge ich noch mein Gutachten über die Ministerien, das ich auf Wunsch des Kaisers abgegeben und zwar in Veranlassung eines längeren Gesprächs über die Mängel dieser Einrichtung. Alle Notizen stammen von der Hand des Kaisers. Infolgedessen wurde nur das Polizeiministerium aufgehoben, und die

Uebergabe der Geschäfte an den Grafen Araktschejew brachte die Ausführung der weiteren, mir bekannten Absichten des Kaisers zum Stillstand. Der erste Teil und der Schluß meines alleruntertänigsten Briefes enthalten, kurz zusammengefaßt, den Hinweis darauf, daß in jetziger Zeit ein jeder Mensch, der sich billigerweise fähig fühlt, dem allgemeinen Wohl einen wirklichen Dienst zu erweisen, diese seine Fähigkeiten, auch auf die Gefahr hin, abgewiesen zu werden, zur Verfügung stellen und mit aller Offenheit darauf hinweisen muß, was in der Folge Schaden bringen kann. Hier breche ich ab: „Es gibt Dinge, Majestät, die das Eigentum der Herrscher bilden, über sie mit andern zu sprechen, über sie zu schreiben, ist nicht angebracht. Die geheime, gründliche Erwägung der Dinge und energisches Handeln sind die einzigen Mittel, um die Festigkeit des Staates zu erzielen. Indem ich alles auf den Wunsch Eurer Majestät Ihnen zu Füßen lege, bedaure ich es schmerzlich, daß die Papiere nicht von einer Auseinandersetzung der Gründe begleitet sein dürfen, die ihr Entstehen veranlaßt haben. Das sind nur tote Buchstaben. Der Geist, das Leben derselben waren Meinungsäußerungen des Kaisers. Indem ich den heiligen Willen Eurer Kaiserlichen Hoheit erfülle, erdreiste ich mich, Euer Majestät unter Thränen zu bitten, mich den Meinigen wiedergeben zu lassen, die ich in der schmerzlichen Sorge um mein Schicksal habe zurücklassen müssen. Einen braven Bürger und treuen Sohn des Vaterlandes erkennt man daran, ob er ein guter Familienvater ist. Mit tiefster Ehrfurcht habe ich das Glück, zu sein, Allergnädigster Herr und Kaiser, Eurer Kaiserlichen Majestät treuuntertḧäniger Jakob de Sanglen."

Zwei Tage verbrachte ich bei Potapow in sehr angenehmer Weise. Am dritten Tage trat er bei mir ein, einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel vom Kaiser in der Hand, der folgende Worte enthielt: „Schicken Sie heute abend um sieben Uhr Ihren Gast zu mir. Ein Feldjäger wird ihn abholen."

„Machen Sie sich bereit," sagte Potapow zu mir; „um halb sieben Uhr bitte ich Sie, zu mir zu kommen."

Er entfernte sich. Obgleich mein Wunsch sich erfüllt hatte, war mir doch etwas unbehaglich zu Mut. „Wie soll ich mich für meinen Besuch ankleiden?" dachte ich; „soll ich mich in meinen Uniformsrock hineinzwängen und meine Orden anlegen? Das widersteht mir! Wem soll ich denn mit meiner Uniform und meinen Orden imponieren? Eingeschnürt werde ich mich auch weniger frei und unbefangen fühlen. Ich will lieber im schwarzen Rock fahren.

Sollte man mich fragen, nun, so bin ich ja auch nicht auf den Mund gefallen.“ Bei diesem Entschluß blieb ich und begab mich zu Potapow.

„Warum haben Sie keine Uniform angezogen?“ fragte er mich.

„Wozu soll ich das? Man hat mich mit einem Feldjäger eingebracht, hält mich von aller Welt versteckt, und da soll ich mich noch fein machen? Ich will lieber als einfacher Weltbürger auftreten!“

„Nun, wie Sie wollen; wenn Sie sich nur nicht dafür eine Rüge zuziehen! Er liebt die Uniform und stramme Haltung.“

„Ist mir ganz recht; möge er mich fragen,“ antwortete ich.

„Das wird er nicht thun, wohl aber können Sie unter Arrest kommen.“

Ich mußte lachen. „Uebrigens wäre auch das nicht so übel! Das würde nur noch der ganzen Sache die Krone aufsetzen. Als ‚Zukünftiger‘ per Landjäger hergebracht, versteckt gehalten und schließlich verhaftet!“

„Was haben Sie da in der Hand?“

„Eine Mappe mit verschiedenen Papieren.“

„Diese Mappe ist jetzt nicht mehr modern.“

„Ich pflegte mit derselben zum Kaiser Alexander zu gehen.“

„Nehmen Sie die meinige; sie ist leichter und hat die richtige Form.“

Ich packte die Papiere um und wir betraten den Saal, wo schon ein schmucker, glatt gekämmter und gepuderter Feldjäger stand, bereit, mich unter seinen Schutz zu nehmen. Er sah unausgesetzt nach der Uhr; es hatte noch nicht sieben geschlagen, als der Feldjäger zu Potapow sagte: „Es ist Zeit, Excellenz!“ „Nun dann Glück auf!“ sagte Potapow; wir verabschiedeten uns und ich bestieg mit dem Feldjäger den Schlitten. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein und wir jagten in vollem Galopp über den Schloßplatz. Nach der Richtung, die wir einschlugen, dachte ich anfangs, wir würden beim kleinen Portal des Kaisers Alexander anhalten, aber nein, wir fuhren um das Schloß herum und jagten den Quai entlang.

„Aha!“ dachte ich; „geht es nicht in die Festung?“

Plötzlich hielten die Pferde neben dem ehemaligen Ssaltykowschen Portal. Der Feldjäger sprang aus dem Schlitten und half mir aussteigen. Wir traten in einen geräumigen, warmen Flur; vor uns war eine Glasthür, vor der ein Posten stand. Der Feldjäger legte unsre Mützen und Pelze neben ihn hin und öffnete die Thür. Wir stiegen eine mit goldenem Geländer versehene Mar-

mortreppe hinauf, die auf einen kleinen Vorraum mündete. Der Feldjäger klopfte an die Thür mit drei magischen Schlägen, was mich in großes Erstaunen versetzte. Man hörte aufschließen und ein Mann im grünen Kaftan, mit rotem Kragen und weißer Einfassung steckte seinen Kopf heraus; er warf einen Blick auf uns und schloß darauf sofort die Thür wieder zu. Bald darauf öffnete sich die Thür und in derselben stand der Kaiser. Er gab dem Feldjäger mit dem Finger das Zeichen, hinunterzugehen, und winkte mir mit der Hand, einzutreten.

Kaum war ich eingetreten, so schloß der Kaiser die Thür ab und ging mit großen Schritten eilig vorwärts, so daß ich mich sputen mußte, um ihm nachzukommen. Wir durchschritten mehrere Zimmer, schließlich blieb der Kaiser in einem kleinen, grünen Gemach, wo alle Möbel mit grünem Atlas überzogen waren, stehen; zwischen den beiden Fenstern stand ein großer Spiegel und an dessen Rahmen zwei Kandelaber mit je sechs Lichtern. Der Kaiser stellte sich mitten in das Zimmer und gab mir mit der Hand das Zeichen zum Nähertreten, wobei er sagte: „Sie haben mich sprechen wollen; da bin ich.“

Ich verneigte mich.

„Ich habe Ihre Papiere gelesen und bedaure, daß Sie mir nicht früher geschrieben haben.“

„Ich hatte das Glück, zweimal an Eure Kaiserliche Hoheit zu schreiben und habe vom Grafen Benkendorf eine Antwort erhalten.“

„Ich habe nichts erhalten.“

Ich nahm die beiden Briefe des Grafen Benkendorf aus der Mappe und reichte sie dem Kaiser.

„Das kommt bei diesen Herren vor; sie halten alles geheim und antworten an meiner Stelle. Ich habe Ihr Gutachten über die Gensdarmen gelesen; auch die Resolution meines Bruders habe ich gesehen; das ist seine Hand; was gab die Veranlassung dazu?“

„Marquis Pigniatelli hatte aus Wien dem verstorbenen Kaiser einen Entwurf über die Einrichtung der Gensdarmerie in Rußland zugeschickt. Der Kaiser beauftragte mich damit, mein Gutachten darüber abzugeben, welches Eure Majestät durchzulesen geruht haben.“

„Ja, Sie sind kein Freund von diesem Kommando. Wie denken Sie über unsre Gensdarmerie?“

„Ich kenne nicht die Einzelnheiten dieser Einrichtung und habe daher kein Urteil darüber.“

„Sie weichen einer Antwort aus; Sie können ganz offen Ihre Meinung sagen.“

„Wenn Sie befehlen, so muß ich als treuer Unterthan Eurer Majestät gestehen, daß mir, sowie ganz Rußland diese Einrichtung nicht nach dem Geschmack ist.“

„Warum nicht?“

„Einerseits deshalb, weil Eurer Majestät Unterthanen sich in ihren treuunterthänigen Gefühlen verletzt glauben, wenn ihnen gewissermaßen ein Mißtrauensvotum ausgesprochen wird, andrerseits auch, weil die Denunziationen, welche diese Einrichtung notwendigerweise zur Folge haben muß, den Zorn des Kaisers wachrufen und damit das enge Band zwischen Volk und Kaiser zerstören können.“

„Ihre Offenheit gefällt mir. Ich bin selbst bereit, für die Wahrheit zu sterben.“

„Erbarmen Sie sich, Majestät, das kann wohl in unsrer Lage notwendig sein, aber nicht in der Ihrigen. Wir beten alle um die Erhaltung Ihres Lebens.“

„Das ist gescheit und gewandt,“ antwortete der Kaiser lächelnd. „Ich will Ihre Offenheit auf die Probe stellen; ich habe vom Fürsten A. B. Golitzyn ein Schriftstück, das eine Anschuldigung gegen ganz Rußland enthält; er hat mich geradezu entsetzt. Niemand findet vor ihm Gnade; seiner Meinung nach bin ich von Verrätern umgeben, sogar Fürst Alexander Nikolajewitsch Golitzyn, den ich liebe, ist nicht verschont geblieben. Ihm vertraue ich Frau und Kinder an, wenn ich auf Reisen gehe; enfin nous nous convenons“, fügte der Kaiser hinzu, „und ich soll an ihm zweifeln. Sie haben damals selbst eine Rolle gespielt, auch Ihrer ist Erwähnung gethan. Sie können über alle Verhältnisse dieser Zeit Aufklärung geben. Ich werde Ihnen diese Papiere geben, erläutern Sie dieselben und lassen Sie sich durch meine mit Blei gemachten Notizen nicht beeinträchtigen. Wenn Sie damit fertig sind, so schicken Sie mir alles in einem dreifach versiegelten Paket zu.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Kaiser, kehrte aber bald darauf mit einem ungeheuren Folianten zurück, nebst einem großen Bogen zum Einschlagen, Lack und Petschaft. Er befahl, den Folianten einzuschlagen und mit drei Siegeln zu versehen.

Es war das ein kleines Staatspetschaft. Als ich den Befehl vollzogen hatte, übergab mir der Kaiser das Paket mit den Worten: „Ich werde Ihrer Antwort auf diesen großen Stoß von Papieren entgegensehen. A propos,“ fügte er hinzu, „warum ist der moskausche Galitzyn so wütend auf Sie?“

„Ich begreife das nicht, Majestät! Wahrscheinlich bin ich von seiner Umgebung verleumdet und angeschwärzt worden.“

„Und was haben Sie mit Dawydow vorgehabt?"

„Auch gar nichts, Majestät! Wir beide waren als Vorsteher der zum Schutze gegen die Cholera eingerichteten Bezirke gewählt. Fürst Galitzyn machte in den ‚Nachrichten' Anzeige von den vortrefflichen Einrichtungen Dawydows zum Schutz gegen die Cholera und befahl allen, sich nach denselben zu richten. Ich fuhr zu Dawydow; er behielt mich zur Nacht; von seinen Einrichtungen ist mir nichts zu Gesicht gekommen; am andern Morgen bat er, mir sein Werk vorlesen zu können: ‚Biographie des Generals der Kavallerie Rajewski.'. Ich sagte ihm ganz offen, daß da viele liberale, unpassende Ideen seien, die es gefährlich wäre, in den Druck zu bringen. Er denunzierte mich daraufhin beim Fürsten Galitzyn als Spion, Fürst Galitzyn aber brachte dies zur Kenntnis Eurer Majestät. Das veranlaßte mich, meinen treuunterthänigsten Brief an Sie, Majestät, zu richten."

„Wie konnten Sie denken, daß ich Dawydow glauben werde, den Paskewitsch aus der Armee gejagt; diesen aber achte ich, wie nur ein Sohn seinen Vater achten kann; und diesem Dawydow sollte ich glauben, der sich beim Theater mit einem einfachen Gensdarmen geprügelt hat."

„Von alledem habe ich nichts gewußt, Majestät!"

„Ich habe auch die Briefe meines Bruders an Sie gelesen; ich wünschte, dieselben bei mir zu behalten."

„Dem Willen des Kaisers wage ich es nicht, mich zu widersetzen, aber ich kann es nicht verhehlen, daß es für mich schmerzlich ist, mich von ihnen trennen zu müssen. Das sind für meine Kinder die besten Beweise für die schmeichelhaften Beziehungen des Kaisers zu mir."

„Wenn dieselben für Sie so großen Wert haben, so ist das lobenswert. Ich werde nur diejenigen zurückbehalten, die nicht in privaten Händen gelassen werden dürfen, die übrigen will ich Ihnen zurückgeben."

„Ganz wie Eure Majestät belieben!"

Hierauf machte der Kaiser mit der Hand eine Bewegung zum Zeichen des Abschiedes.

Ich trat zum Kaiser heran und sagte: „Ich nehme mir die Freiheit, Eure Kaiserliche Hoheit zu bitten, meine Frau und meine Kinder von meiner glücklichen Ankunft benachrichtigen zu dürfen und ihnen zu melden, daß ich in Petersburg meiner Freiheit nicht beraubt bin."

„Sagen Sie Potapow, er solle einen Feldjäger schicken."

„Um Gottes willen, Majestät, keinen Feldjäger! Das wird allen wieder einen heillosen Schrecken einjagen; gestatten Sie mir, mit der Post zu schreiben."

„Schreiben Sie, daß Sie bei mir gewesen sind, und daß ich mit Ihnen zufrieden bin."

Ich verneigte mich.

Der Kaiser begleitete mich bis zur Thür, öffnete dieselbe und rief: „Feldjäger!" Ich machte nochmals meine Verbeugung. Der Kaiser winkte mir mit dem Kopf und schloß die Thür. Als ich zu Potapow zurückkehrte, fand ich daselbst Tschernyschew und Graf Orlow vor.

„Wo sind Sie so lange gewesen?" fragte Tschernyschew."

„Beim Kaiser," antwortete ich.

„Und was ist das?" fragten alle.

„Ein Paket, das ich vom Kaiser erhalten habe; sehen Sie sich die Siegel an.

„Was enthält dasselbe?"

„Vorgestern wollten Sie mich in Verhör nehmen, jetzt sind Sie alle in diesem Paket darin, und ich habe Befehl erhalten, mein Gutachten abzugeben."

„Wenn Sie einen guten Schreiber nötig haben," sagte Tschernyschew, „so will ich Ihnen einen schicken."

„Ich verstehe, Durchlaucht, und der Schreiber wird Ihnen wiedererzählen, was er umgeschrieben, während ich doch Befehl erhalten, alles geheim zu halten. Danke ergebenst; ich werde schon selbst irgend wie mit dem Umschreiben fertig werden."

Mich an Potapow wendend, sagte ich: „Der verstorbene Kaiser pflegte mir des Abends Thee vorzusetzen, der jetzige besitzt diese Courtoisie nicht; seien Sie so gütig, mich für diese Entbehrung zu entschädigen, meine Zunge ist ganz eingetrocknet."

Es wurde Thee gereicht; man begann, mich darüber auszufragen, wo der Kaiser mich empfangen hatte. Ich erzählte es ihnen. Man wollte wissen, was der Kaiser gesprochen hatte. „Das fragen Sie den Kaiser selbst, denn mir ist befohlen, zu schweigen."

Graf Tschernyschew nahm mich unter den Arm und sagte: „Ich habe Potapow davon Mitteilung gemacht, daß der Kaiser befohlen, jeden Tag nach dem Mittagessen mit Ihnen in der Stadt herumzufahren und Ihnen alle Bauten zu zeigen."

Als ich mich auf mein Zimmer zurückgezogen hatte, machte ich mich sofort daran, den mir übergebenen Foliant durchzustudieren und schrieb Punkt für Punkt meine Einwände nieder.

Die ausführliche Wiedergabe dieses großen Schriftstücks und meiner nicht weniger umfangreichen Widerlegung dürfte hier nicht am Platze sein. Um den Inhalt kurz zusammenzufassen, die Anklage richtete sich gegen alle diejenigen, welche sich in der Umgebung des verstorbenen Kaisers befunden hatten und bei Nikolai I. geblieben waren. Alle waren als Illuminaten bezeichnet: Fürst Alexander Nicolajewitsch Galitzyn, Katschubei, Ssperanski u. s. w., der Kaiser Alexander selbst, sogar der Mitropolit Filaret, ohne die geringsten Beweise.

Ich suchte alles mit triftigen Gründen zu widerlegen und nannte den Ankläger einen Fanatiker. Die Folge davon war die Befreiung des Fürsten Andrei Borissowitsch Galitzyn aus der Haft in der Festung Schlüsselburg, mit ihm zugleich wurde auch der Kaufmann Wargin entlassen.

Als meine umfangreiche Arbeit fertig war, schickte ich dieselbe, wie mir befohlen war, dreifach versiegelt an den Kaiser ein. Der Kaiser war mit ihr zufrieden und sagte: „Ihr Gutachten ist zu meiner Zufriedenheit ausgefallen, der persönliche Moment tritt bei Ihnen ganz in den Hintergrund. Sie beweisen und widerlegen alles mit nackten Thatsachen und aus dem Geist jener Zeit heraus; ich verbiete Ihnen aber, mit dem Fürsten Galitzyn nach seiner Entlassung aus der Haft Bekanntschaft anzuknüpfen und in Korrespondenz zu treten."

Am Tage darauf erhielt ich vom Grafen Tschernyschew folgendes Schreiben:

St. Petersburg, den 12. Februar 1831. Nr. 83.

„Geehrter Herr Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser war mit den von Ihnen persönlich Seiner Kaiserlichen Hoheit eingereichten, Ihre früheren dienstlichen Beziehungen betreffenden Daten und Erläuterungen sehr zufrieden. Seine Majestät hat mir den Allerhöchsten Befehl zu übermitteln geruht, Euer Hochgeboren Seines Wohlwollens zu versichern und zum Ausdruck desselben macht Ihnen der Herr und Kaiser ein Gnadengeschenk, das ich Ihnen zuschicken werde, sobald es aus dem Kabinett eingetroffen sein wird.

„Des weiteren hat Seine Majestät, Ihr ferneres Verweilen in St. Petersburg nicht für nötig erachtend, Ihnen gestattet, zu Ihrer Familie zurückzukehren, und zugleich mir befohlen, Ihnen beifolgende dreitausend Rubel zuzustellen. Indem ich Euer Hochgeboren diese Allergnädigste Genehmigung Seiner Majestät mitteile und mich ergebenst von dem Empfang der beifolgenden Summe zu benachrichtigen ersuche, habe ich die Ehre mit geziemender Hochachtung zu sein Ihr gehorsamer Diener Graf A. Tschernyschew."

Kaum war ich auf meinem Landgut bei den Meinigen eingetroffen, so erhielt ich vom Fürsten Andrei Borissowitsch ein Schreiben, worin er mich bat, ihn auf seinem Landgut zu besuchen behufs näherer Besprechung der von mir abgefaßten Widerlegung seiner Aufzeichnungen. Ich antwortete ihm und sandte seinen Brief, dem Allerhöchsten Befehl gemäß, an den Kaiser; wie aber der Fürst davon etwas erfahren hat, ist mir unbegreiflich! Es lief folgende Antwort vom Grafen Tschernyschew ein:

St. Petersburg, den 9. Juni 1831. Nr. 310.

„Geehrter Herr Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser hat Ihren treuunterthänigsten Brief vom 28. Mai gelesen und mich mit dem Allerhöchsten Auftrag zu betrauen geruht, Ihnen davon Mitteilung zu machen, daß Seine Majestät in Ihrem Schreiben einen neuen Beweis für Ihre Treue und Ihren Eifer in der Erfüllung der Pflicht eines treuen Unterthans erblickt, wofür Seine Majestät Ihnen Sein monarchisches Wohlwollen eröffnet und Sie dessen versichert, daß die lobenswerten Grundsätze, auf denen alle Ihre Handlungen beruhen, keinen Zweifel darüber lassen, daß Sie in derartigen Fällen stets ganz ebenso handeln werden, wie Sie es jetzt mit dem Brief des Fürsten Galitzyn gethan haben.

„Indem ich Ihnen von dieser Meinungsäußerung Seiner Majestät Mitteilung mache, habe ich die Ehre mit aufrichtiger Hochachtung zu sein Ihr gehorsamster Diener Graf A. Tschernyschew."

J. J. de Sanglen.

Eingesandt am 7. Juli 1882 von Modest Iw. Bogdanowitsch.

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,
Professor an der Universität Berlin.

Zweiter Band:

Erinnerungen von Alexander Iwowitsch Seeland

aus der polnischen Revolution von 1830/31.

Aus dem Russischen übersetzt
von
Georg Freiherrn von Saß.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Erinnerungen

von

Alexander Lwowitsch Seeland

aus der

polnischen Revolution von 1830/31.

Aus dem Russischen übersetzt

von

Georg Freiherrn von Saß.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland geben uns die schlichten Aufzeichnungen eines Zeitgenossen und Mitkämpfers in der ersten polnischen Revolution. Ueber die Person des Verfassers wissen wir wenig mehr als er uns selbst erzählt. Wahrscheinlich stammt er aus einer in Oesel ansässigen deutschen Pastorenfamilie. Wie er uns im Herbst 1830 entgegentritt, kann er wohl als russifiziert gelten, wenigstens weisen einige Andeutungen darauf hin, daß er griechisch-orthodoxen Bekenntnisses war. Seine Stellung als Offizier an der Artillerie- und Sappeurschule in Warschau könnte als weiteres Zeichen seiner politischen und nationalen Stellung aufgeführt werden. Auch ist die Gesinnung, welche aus seinen Aufzeichnungen weht, die eines patriotisch gesinnten Russen, der in den Polen nur Rebellen sieht und ihnen keinerlei Sympathien entgegenträgt.

Dagegen zeigt er sich überall wahrheitsliebend und gerecht. Er kennt die Hauptwerke über den polnischen Aufstand und steht ihnen, wo nötig, kritisch gegenüber. Sein Urteil ist ruhig und überlegt, oft von feiner Beobachtungsgabe zeugend. Er schreibt über 40 Jahre nach den Ereignissen, aber auf Grund von „Bemerkungen", die er während seines ganzen Aufenthalts in Polen von 1830 bis 1833 gemacht hat. Es seien, sagt er, nicht Memoiren gewesen, dazu habe er keine Zeit gefunden. Also wohl ein Tagebuch von wechselnder Ausführlichkeit.

So geben diese Erinnerungen ein höchst anschauliches Bild von den Ereignissen, an denen der Verfasser selbst beteiligt war, und

da er bei fast allen bedeutenden Aktionen mitwirkte, auch in der Lage war, mehr zu sehen als andre, gilt das beinahe von der ganzen Summe seiner Erzählungen. Nur wo er von den Vorgängen spricht, die sich nach der Vertreibung der russischen Truppen in Warschau abspielten, schöpft er aus zweiter oder dritter Quelle.

Theodor Schiemann.

Inhalt.

Der Zeitschrift „Russkaja Starina“ danke ich die Anregung, die Eindrücke und Beobachtungen zu sichten, die ich vom Ausbruch der Revolution zu Warschau im Jahre 1830 bis zum Tage meiner Abreise aus Polen gesammelt hatte. Damals fehlte mir die Zeit, ein Tagebuch zu führen, ich beschränkte mich auf Bemerkungen und Notizen und schrieb nur das Wichtigste ausführlich nieder.

Jetzt, da ich genötigt bin, meines vorgerückten Alters und meiner infolge sechsundvierzigjährigen Dienstes zerrütteten Gesundheit halber den Dienst zu verlassen, jetzt mangelt es mir nicht an Zeit, die Eindrücke einer fernen Vergangenheit niederzuschreiben in der Hoffnung, daß die schmucklose Erzählung trotz ihrer geringen historischen Bedeutung gleichwohl das Interesse der Leser erwecken dürfte. Ich bin von der Schaubühne abgetreten und lebe vorwiegend der Vergangenheit. Das ruft in mir die Erinnerung an die entzückenden Tage der sorglosen Jugend wach, an das wechselvolle Kriegsleben, an die kameradschaftlichen Versammlungen beim lodernden Lagerfeuer und an die Gefahren, deren wir damals nicht achteten, weil wir von Heldenthaten träumten und von Belohnungen, die uns in Aussicht standen.

Der Aufruhr des Jahres 1830 und der Krieg des folgenden Jahres sind in dem Buche von Smitt, das auch ins Russische übersetzt ist, so genau geschildert worden, daß ich keinen Grund habe, den Gang dieser Ereignisse ausführlich wiederzugeben. Eine solche Arbeit würde meine Kräfte übersteigen. Ich will hier nur das erzählen, was ich selbst erlebt oder von andern gehört habe. In einem hat Smitt gefehlt: als Landsmann des Grafen Diebitsch verteidigt er diesen so viel er kann, und vertraut — warum weiß ich nicht — allen amtlichen Berichten, von denen jeder weiß, daß sie zum großen Teil erdichtet waren und der Wahrheit nicht entsprachen. Die ersten zwei Teile der Smittschen Arbeit habe ich in den 1840er Jahren gelesen; sie sind im Jahre 1839 in Berlin erschienen. Eines Um-

standes erinnere ich mich allerdings im fraglichen Aufsatze, welcher seiner Bedeutung nach die Fortschritte der Revolution zweifellos beeinflußt hat. Die Sache bestand in folgendem: Zu Beginn der zwanziger Jahre wurden die Griechisch-Orthodoxen aus dem Litauischen Corps und aus der Grenadierabteilung, welche beide an der Grenze Polens postiert waren, zu unsern Truppen im Reichsinnern versetzt und die in Rußland dienenden Polen wiederum, soweit sie aus den alten Grenzgebieten des Jahres 1772 stammten, zum Litauischen und einem Teile des Reservecorps übergeführt. Infolge dieser Verwaltungsmaßregel bildeten diese Truppenteile, welche, mit Ausnahme der Artillerie, gelbe Kragen und Stiefelstulpen trugen, in gewissem Sinne einen Teil der polnischen Armee. Man hörte niemals, daß die Offiziere russisch sprachen — ihre Kenntnis der russischen Sprache beschränkte sich auf die Kommandoworte. In der Artillerie hatte diese Dislocierung nicht stattgefunden, und es war gut so. Auch bei uns gab es polnische Offiziere, welche ihre besonderen Zirkel unter sich hatten und dann natürlich polnisch redeten; mit uns indes und namentlich in der Wohnung des Kompaniekommandeurs sprachen sie ausschließlich russisch. Bis zum Jahre 1829 teilten sich die sämtlichen Offiziere unsrer Grenadierbrigade in eine polnische und eine antipolnische Partei, welche nicht immer im besten Einvernehmen lebten. Zuweilen entstanden Zwistigkeiten aus geringfügiger Veranlassung. So erinnere ich mich, wie einmal ein Kamerad halb im Scherz bemerkte, die Polen besäßen keine Ehre. Darüber brach ein ernster Streit aus, der fast mit einer Schlägerei geendet hätte. Die ganze Sache hatte folgenden Grund: die polnische Sprache kennt nur das Wort „Ehrlichkeit“, während die Bezeichnung „Ehre“ durch das lateinische „honor“ wiedergegeben wird. Mithin ist dieser Begriff aus einer andern Sprache entlehnt.

Das Litauische Corps bestand aus einer Ulanen- und zwei Infanteriedivisionen, sowie aus einem Bataillon Sappeure. Zu jeder Infanteriedivision gehörten vier Infanterie- und zwei Jägerregimenter mit kompletten Bataillonen, nicht so, wie es jetzt der Fall ist. Im Bjelostokschen Kreise waren zwei Grenadier- und ein Scharfschützenregiment aufgestellt, welche zum Bestande des Reservecorps und der Warschauer Garde gehörten. Diese Streitkräfte mußten aus den oben dargelegten Gründen den Verschwörern sehr zu statten kommen. Aber die Polen verstehen es nun einmal nicht, alle Möglichkeiten kühl zu erwägen; sie sind chronische Revolutionäre. Napoleon I. hat sie lange an der Nase herumgeführt und ihnen goldene Berge versprochen; als es ihm aber im Jahre 1813 selbst

schlecht erging, da that er einer Deputation gegenüber, die aus Warschau gekommen war, den außerordentlich wahren Ausspruch: Votre nation porte sa ruine dans son caractère (Ihre Nation trägt ihren Untergang in ihrem Charakter).

1.

Der Aufstand in Warschau.

Ich stand mit meinem Bruder Johann Lwowitsch bei der ersten Kompanie der Litauischen Grenadierbrigade, welche in der Stadt Ssokolsk im Bjelostokschen Kreise in Garnison lag.

Mein unvergeßlicher Bruder und Freund starb zu Beginn des Jahres 1850 im Range eines Oberstlieutenants des Generalstabes.

Im Herbste 1830 wurde ich mit dem Sekondelieutenant Dratschewsky von der 2. leichten Kompanie zur Artillerie- und Sappeurjunkerschule kommandiert. Unsre Kompanie sollte zum Winter nach Warschau, und im Beginn des Oktober trafen wir dort ein. Die Schule kommandierte ein Oberst der polnischen Truppen und von sieben Oberoffizieren, welche die tägliche Dejour abhielten, waren nur drei Russen.

Vom Bestehen einer Verschwörung und vom nahen Ausbruch einer Revolution war viel die Rede; häufig wurden Drohbriefe und Pasquille ins Schloß Belvedère geworfen, wo der Zesarewitsch Konstantin Pawlowitsch wohnte, und schließlich fand man daselbst eine Bekanntmachung angeschlagen, welche mitteilte, daß das Palais vom neuen Jahre an zu vermieten sei. Die polnischen Offiziere blickten scheel auf uns und wichen uns nicht aus, wenn sie uns auf den schmalen städtischen Bürgersteigen begegneten; wir aber begannen ernstlich die Verteidigungsmittel für den Fall in Erwägung zu ziehen, daß, wie man allgemein erwartete, der Aufstand nachts losbrach. Ich bewohnte mit Dratschewsky ein Quartier im vierten Stock eines Miethauses der Fretastraße; eine schmale Treppe führte zu uns herauf. Oben auf dem Boden am Treppengeländer war das Brennholz aufgestapelt, welches in Scheite gehauen war. In dieser Gestalt erhielten alle Beamten, welche Wohnungsgelder bezogen oder denen Amtswohnungen zugewiesen waren, das Holz zugeteilt. Wir hatten die Absicht, den Feind zunächst mit diesem Holz zu bewerfen,

wenn wir überfallen werden sollten und alsdann mit den Waffen, die wir besaßen, den Kampf weiter zu führen. Wir hatten bei uns eine Jagdflinte, zwei Pistolen und zwei Halbsäbel, welche bereits abgestellt waren. Das Litauische Corps bereitete sich zu einem Feldzuge, wie es hieß, nach Belgien vor. Der Artillerie wurde es schwer, geeignete Pferde für den Kriegsbedarf zu erwerben und deshalb entsandte unser Kompaniekommandeur, Baron Rönne, die Offiziere in die verschiedensten Gegenden, um Pferde zu kaufen. Zu dem Zweck kam auch mein Bruder nach Warschau. Hier muß bemerkt werden, daß die Truppen, welche in Warschau in Garnison standen, an Pferden keinen Mangel litten, weil sie sich eben in beständiger Kriegsbereitschaft befanden.

Zwei Wochen vor Ausbruch der Revolution langte mein Bruder in Warschau an, stieg natürlich bei uns ab und erhielt, nachdem er sechzehn Pferde gekauft, am 16. November den Befehl, die Tiere am 18. dem Chef der Artillerie, Generalmajor Gerstenzweig, vorzuführen. Vier Soldaten der polnischen reitenden Artillerie wurden ihm zukommandiert, um die Pferde zu reinigen und zu striegeln.

Sonntag den 15. November wurde die Parade abgesagt. Das überraschte um so mehr, als das Wetter schön war, auch hatte es ein wenig gefroren. Man erzählte sich, daß Seine Hoheit soeben vom Kaiser Befehle in Betreff des erwarteten Aufstandes erhalten habe, und daß deshalb jetzt eine Konferenz stattfinde. Es war dort vorgeschlagen worden, die Bajonette von den Gewehren abzunehmen und die Hähne abzuschrauben, welche, wenn auch nicht in der Weichsel versenkt, so doch fortgeschafft werden sollten. Unglücklicherweise war der Zesarewitsch gegen diese Maßregel. Er glaubte nicht, daß der Aufstand einen großen Umfang annehmen könnte, da, nach seiner Meinung, unter den Truppenführern sich keine Verschwörer befänden. Zu meinem Glück hatte ich am Montag, den 16. November die Dejour in der Anstalt, am Dienstag, d. h. am Tage des Ausbruchs der Revolution war ein polnischer Sappeur damit betraut. Denselben Tag waren Dratschewsky, mein Bruder und ich für den Abend zu einem Offizier des Wolhynischen Regiments geladen, welcher bei der Kantonistenabteilung in der Alexanderkaserne stand, dort, wo jetzt die Citadelle sich befindet. Mein Bruder sagte ab, weil er am andern Tage sofort nach der Besichtigung mit den Pferden aufzubrechen gedachte und sich zur Reise vorbereiten wollte. Dratschewsky und ich nahmen die Einladung an, und um sieben Uhr setzten wir uns mit den andern Gästen an den Kartentisch. Unsrer waren zwölf Personen, von denen acht an zwei

verschiedenen Tischen Whist spielten. Ich hatte im ganzen vier Rubel mitgenommen, um die Partieen zu markieren, wie es in alten Zeiten üblich war.

Um neun Uhr tritt ein Offizier des Wolhynischen Regiments, welcher mit unsrem Gastgeber zusammenwohnte, ein, sieht uns ruhig spielen und sagt mit erhobener Stimme: „Meine Herren, sehen Sie doch, was sich in der Stadt zuträgt. Ich komme soeben aus dem Theater. Chlopicki gebührt unser Dank. Sein Wohlwollen und seine Entschlossenheit allein haben alle im Theater befindlichen Russen von der Gefangenschaft errettet. Die Sache begann damit, daß durch einen Seiteneingang des Theaters der Sekondelieutenant a. D. Dobrowolski hereintrat, in der Uniform der reitenden Artillerie, den entblößten Säbel in der Hand. ‚Zu den Waffen, Polen! Die Russen zerreißen uns!‘ rief er auf polnisch in die Menge hinein. Alles erhob sich von den Sitzen, darunter auch der Rittmeister Besobrasow, der Adjutant des Zesarewitsch; er saß auf einem äußeren Sessel in unmittelbarer Nähe des Einganges, durch den Dobrowolski eingetreten war. Besobrasow warf sich schnell seinen Mantel um die Schultern und begab sich zum Ausgang. Dobrowolski suchte ihn hier zurückzuhalten, erhielt aber einen so heftigen Stoß an die Schulter, daß er zurücktaumelte und den Weg freigab. Wir übrigen wurden nicht herausgelassen. Wir stürzten auf die Bühne, doch dort hielten die Soldaten des 4. Linienregiments alles besetzt. Endlich brachte Chlopicki sie gewaltsam zur Vernunft.“ Wir waren durch diese Erzählung nicht wenig bestürzt. Mein Partner, ein dreißigjähriger Junker des polnischen Grenadierregiments (der Verwandte irgend eines Schriftstellers und selbst außerordentlich gebildet) fragte auf polnisch, ob der Offizier sein Ehrenwort darauf geben könne, daß alles sich so verhalte. Dieser erwiderte russisch: „Geh und überzeuge dich selbst! Auf den Straßen rennt man, schießt und reizt den betrunkenen Pöbel auf; das Arsenal ist erleuchtet durch den Feuerschein des brennenden Nebenhauses und hier vom Hofe sind die Regimenter in Reih und Glied hinausgezogen und laden die Gewehre.“ Jetzt erhoben sich alle, um fortzueilen, gleichviel wie, nur Andrej Odinzew, mein Kamerad bei der Entlassung aus dem Kadettencorps des Litauischen Regiments, stets fröhlich und sorglos, schlug im Ernste vor, den Robber doch zu beenden. Sein Bruder Aleksej (in der Folge Gouverneur von Nishny-Nowgorod) und alle übrigen ergriffen indes ihre Hüte und Mäntel und entfernten sich eilig. In der That erblickten wir auf dem Hofe das Litauische und Polnische Grenadierregiment front-

mäßig aufgestellt und die Gewehre ladend. In der Stadt herrschte eine furchtbare Verwirrung, nach Hause zu gelangen war unmöglich, wir hätten uns unnötigerweise selbst in die Hände eines trunkenen Haufens geliefert, der nur zu gerne bereit ist, durch Thaten billiger Tapferkeit zu glänzen. Ich schloß mich mit Dratschewsky dem Litauischen Regimente an, welches voraussichtlich infolge früherer Anordnungen mit dem Grenadierregimente aufs Marsfeld zog. Der Regimentskommandeur, Generalmajor Engelmann, wurde auf dem Wege zu seinem Regimente gefangen genommen. Das Kommando übernahm der älteste Oberst, Grabbe. Auf dem Marsfelde hielten wir uns nicht auf, sondern marschierten weiter in der Richtung zum Arsenal, mit der Absicht, es zu verteidigen. Da begegnete uns der Brigadekommandeur, der polnische General Szemirski, welcher uns auf polnisch zurief: „Wohin eilt ihr? Der Großfürst hat anbefohlen, nicht vorzurücken und seine weiteren Befehle abzuwarten.“ Grabbe ließ hierauf das Regiment Kehrt machen, um den Befehl seines Vorgesetzten zu erfüllen; uns allen aber schien es, als hätte er dem Polen den Gehorsam verweigern sollen; voraussichtlich hätten wir das Arsenal, in welchem sich dreißigtausend verschiedene Gewehre befanden, dann behauptet, jedem mußte es einleuchten, daß der Befehl, den Szemirski überbrachte, voreilig gegeben war, in einem Augenblick, da man unmöglich alle Konsequenzen übersehen konnte, die der Aufstand nach sich zog.

Die Regimenter waren bataillonsweise in Kolonnen aufgestellt mit der Front zu den Kasernen des Wolhynischen Regiments. Das Grenadierregiment, als zweites Regiment der Brigade, war an der linken Flanke aufgestellt, d. h. nach der Richtung zur Stadt hin. Szemirski blieb bei den Truppen, stieg nicht vom Pferde und ermahnte die Soldaten treu zu bleiben und ruhig die Befehle des Zesarewitsch abzuwarten. Die Nacht war eisig, ich verbrachte sie auf der bloßen Erde und wickelte mich in meinen Mantel, der vom Unwetter stark mitgenommen war. Meinen Kopf hüllte ich mangels einer Mütze in ein Tuch. Mich fror sehr und ich konnte nicht einschlafen. Wir hatten keinerlei Mundvorrat; Wasser war nirgends zu erhalten und der Durst quälte mich stark. Vom Litauischen Regimente wurden Patrouillen mit scharf geladenen Gewehren in die Stadt geschickt, aber zu schießen war verboten (wahrscheinlich von Szemirski). Die Patrouillen brachten Gefangene zurück, sie hatten aber auch Verwundete unter den Ihrigen, und der Junker Fürst Obolensky war getötet worden. Diese Gefangenen wurden in den Wolhynischen Kasernen untergebracht, woselbst ihre Zahl bis

zum andern Abend auf sechshundert gestiegen war. Unter den Gefangenen befand sich ein Pole von abstoßendem Aeußeren, welcher lange Zeit auf uns aus den Fenstern eines Eckhauses geschossen hatte; als er endlich ergriffen und zu uns gebracht worden war, fiel er auf die Kniee und schwor bei allen Heiligen, daß er nichts verbrochen habe. In unsrer Schule standen zu Uebungszwecken vier sechspfündige Kanonen mit Munitionswagen. Nach einer früheren Anordnung hatte man für letztere Pferde und Bedienungsmannschaft von der 24. und 25. Artilleriebrigade bestimmt, welche in die Uebungskommandos gesandt waren; die Kästen waren mit Munition gefüllt. Diese Geschütze rückten sofort zu den Litauischen Kasernen und, nachdem auch das Litauische Regiment eingetroffen war, wies man Dratschewsky und mir eines derselben zu. Wir luden die Kanonen mit einer Stückkugel und richteten sie an der Straße zum Arsenale hin in der Absicht, im Notfalle dorthin Feuer zu geben und später mit Kartätschen zu laden.

Unter den Offizieren des Litauischen Regiments, mit denen ich hier bekannt wurde, befanden sich die Obersten Bibikow und Puschtschin. Der erstere wurde in der Folge Direktor des zweiten Kadettencorps, letzterer kommandierte das Dworianskische (Adlige) Regiment.

Etwa um Mitternacht stürzte das Grenadierregiment, mit Ausnahme einer Korporalschaft des 1. Bataillons, vor welcher damals gerade Szemirski stand, mit Hurrarufen in die Stadt, um sich den Aufständischen anzuschließen. Der Tumult in Warschau nahm immer größere Dimensionen an; zügellos raste der bewaffnete Pöbel durch die Stadt, junge Leute schossen und schlugen aufs Geratewohl zu, aber auch die Rädelsführer schlummerten nicht, sondern waren nach einem wohl überlegten Plane thätig. In der ersten Nacht wurden sieben polnische Generale erschlagen, welche sich nicht am Aufstande beteiligt hatten; zu diesen Opfern der Ergebenheit für die Sache der Ordnung gehörten der bei allen beliebte General der Artillerie Haucke und der General der Infanterie Potocki.

Am folgenden Tage war es ganz unmöglich den Hunger zu befriedigen und ich fühlte mich recht unwohl; gegen Abend beschloß ich, um wenigstens meinen Durst zu stillen, dem ersten Gefangenentransporte mich anzuschließen, und mit ihm gelangte ich dann zu den Kasernen. Gierig trank ich Wasser ohne abzusetzen, so daß der wachhabende Offizier genötigt war, mir den Becher fortzunehmen. Alsdann legte ich mich auf eine Bank hin und deckte mich mit einem Soldatenmantel zu. Ich weiß nicht, wie lange ich so dalag, aber

weder vermochte ich mich zu erwärmen, noch einzuschlafen. Plötzlich trat derselbe Offizier zu mir und rief: „Stehen Sie auf! Wir ziehen uns zurück, die Ihrigen sind bereits fort.“ Im Augenblicke sprang ich auf und eilte dem Litauischen Regimente nach, das ich laufend erreichte; diese heftige Bewegung erwärmte mich etwas. Wir machten einen Umweg und vereinigten uns dann mit der Kavallerie auf dem Mokotowskischen Felde. Hier verließen mich meine Kräfte vollständig: ohne den Ort genauer zu untersuchen, warf ich mich zu Boden und lag zitternd vor Kälte die ganze Nacht in einer Art Erstarrung da. Lange vor Tagesanbruch kam ein Soldat zu mir und sprach: „Ew. Wohlgeboren, beliebt es Ihnen nicht, etwas Warmes zu genießen?“ Gleichzeitig übergab er mir den Deckel einer Feldflasche, an dessen Henkel ein Stöckchen befestigt war. Ich ging damit zum Kreise der Soldaten und schöpfte von der Brühe aus ihrem Kessel, verbrannte mich aber, als ich den improvisierten Löffel an die Lippen setzte. Mit Mühe schluckte ich einiges herunter, um die braven Soldaten nicht zu kränken, denn in Wirklichkeit war die Brühe außerordentlich widerlich und es konnte auch gar nicht anders sein. Im Kessel war ein Stück eines beim Fouragieren erbeuteten Hammels gekocht worden, aber anstatt des Salzes hatte man Pulver hineingethan. Ich dankte für die Bewirtung und begab mich auf die Suche nach den Uebungsgeschützen, welche, wie sich herausstellte, der 5. Batteriekompanie zugeteilt worden waren. Letztere war inzwischen, wann weiß ich nicht, aus Gury-Kalvaria angelangt. Ich wurde sofort zum Fouragieren ausgesandt, nachdem ich vorher Thee getrunken; mein Kommando war lange Zeit in der Vorstadt umhergestreift und hatte wenig Mundvorrat aufgetrieben, aber desto mehr Holz und Stroh erbeutet. Der Gang brachte mein Blut in Bewegung, doch bald begann ich wieder zu frösteln; wie hätte auch ein so leichter Ueberzieher in dieser Jahreszeit einen Erkälteten erwärmen können? Die Kameraden bedauerten mich, vermochten mir aber nicht zu helfen; um die Mittagszeit sandte mir der Schatzmeister des Litauischen Regiments, Lieutenant Malinowsky, die Uniform eines Unteroffiziers seines Regiments, welchen, wie man mir sagte, der Zesarewitsch wegen eines im verlassenen Schlosse Belvedère verübten Diebstahls hatte erschießen lassen. Ich freute mich über das Geschenk und zog die Uniform über den Rock an.

Nachdem ich mich der Artillerie angeschlossen, interessierte es mich vor allem zu erfahren, was aus dem Großfürsten geworden sei. Man erzählte sich die verschiedensten Dinge, darin aber waren

alle einig, daß er dank der Geschicklichkeit des Kommandeurs Friese, auf fast wunderbare Weise aus dem Schloß Belvedère errettet worden war und mit der Fürstin Lowicz und seinen nächsten Angehörigen die furchtbare Nacht außerhalb der Stadt im Landhause eines ergebenen Mannes zugebracht hatte. Dagegen waren der General Szandr und der Vizepräsident Ljubowicki, welche im Empfangssalon das Erwachen Seiner Hoheit erwartet hatten, als Opfer gefallen.

Letzterer wurde sofort von den ins Zimmer eindringenden Fahnenjunkern erstochen, während es Szandr anfangs gelang, sich zu verbergen und auf einer andern Treppe in den Hof zu gelangen; dort aber wurde er ebenfalls erschlagen. Ich weiß es nicht, doch glaube ich, daß das Haus, in welchem der Zesarewitsch Unterkunft fand, in der Nähe des Mokotowskischen Thores belegen war, so daß die Wache ihn vor dem aufrührerischen Haufen schützen konnte.

Die Absicht der Revolutionäre, unsre reitenden Artilleriekompanien in Skiernewicze zu überrumpeln, kam nicht zur Ausführung, denn niemand von den Abteilungschefs wollte die That vollbringen. Daraus sieht man, wie uneinig die Führer selbst waren. Herbel gelangte mit seiner Kompanie wohlbehalten nach Mokotowo.

Am 19. November übernahm Chlopicki die Würde eines Oberkommandierenden der polnischen Armee.

Seine Hoheit ließ dem Regierungsausschusse den Wunsch ausdrücken, die einzelnen Glieder bei sich zu sehen, um von ihnen die Wünsche der Nation zu vernehmen. Die Delegierten, welche hierauf abgesandt wurden, erhielten den Auftrag um die Wiederherstellung der Verfassung und um die Vereinigung der polnisch-russischen Gouvernements zu bitten, ferner sollten sie die Absichten des Zesarewitsch in Erfahrung bringen, sowie ob dem Litauischen Corps anbefohlen sei, ins Königreich Polen einzurücken.

Die Deputation erhielt folgende schriftliche Antwort:

1. Seine Hoheit hat nicht die Absicht, die Stadt mit den Truppen, welche unter seinem Oberbefehl stehen, zu überfallen, aber im Fall des Beginnens kriegerischer Aktionen, verpflichtet sich der Großfürst, die Nationalregierung achtundvierzig Stunden früher hiervon zu benachrichtigen.

2. Seine Hoheit übernimmt es, bei Seiner Kaiserlichen Majestät, dem gnädigsten König, dahin zu wirken, daß alles Vorgefallene vergessen werde.

3. Seine Hoheit hat dem Litauischen Corps nicht den Befehl erteilt, ins Königreich Polen einzurücken.

4. Die Gefangenen werden befreit.

Bald wurde indes der Ausschuß durch die provisorische Regierung ersetzt, welcher Seine Hoheit vor dem Ausrücken eine andre Kundgebung übermitteln ließ:

„Ich gestatte den polnischen Truppen, welche mir treu blieben, sich mit den Ihrigen zu vereinigen.

„Ich marschiere mit den kaiserlichen Truppen fort und entferne mich aus der Hauptstadt.

„Ich baue auf die Großmut der polnischen Nation und rechne darauf, daß meine Truppen beim Marsche nach den Grenzen des Reiches nicht behelligt werden. Die Unverletzlichkeit aller Gebäude und das Eigentum der verschiedenen Personen, welche in der Gefangenschaft zurückbleiben, überweise ich gleichfalls dem Schutze der polnischen Nation."

Der Inhalt dieser Dokumente macht einen unangenehmen Eindruck. Warum wurden die Gefangenen nicht ausgetauscht?

Bei uns standen noch polnische Truppen, welche durch Zufall treu geblieben waren: das reitende Jägerregiment mit einer kleinen Abteilung des Grenadierregiments, vier Geschütze der reitenden Artillerie, welche abgeirrt waren und endlich die Offizierswache des vierten Linienregiments, die ihren Posten beim Schlosse nicht aufgab, aber geschlagen worden war und nachdem sie ihre Gewehre abgeschossen, zum Schloß Belvedère sich zurückgezogen hatte. Diese Wache kehrte nicht zu den Polen zurück; während des ganzen Feldzuges blieb sie beim Litauischen Regiment und in der Folge ward der kommandierende Offizier mit dem Wladimirorden vierter Klasse mit der Schleife belohnt.

Am 21. November rückten wir in Guri ein und da erließ Chlopicki einen Befehl, welcher anordnete, daß dem Marsche Seiner Hoheit zu den Grenzen des Königreichs keine Hindernisse entgegengesetzt würden. Uns geleitete eine Division des reitenden Jägerregiments, welches mit unsrem Ulanenregimente eine Brigade bildete und vom General Pendjershewsky kommandiert wurde.

Man muß gestehen, daß unsre Lage zu der Zeit nicht beneidenswert war. Die Aufrührer hatten sich in vier Tagen, durch Zusammenziehung ihrer Truppen beträchtlich verstärkt, unsre ganze Abteilung aber bestand nur aus fünf- bis sechstausend Mann und achtundzwanzig Geschützen. Die Infanterie hatte ihre Patronen zur Hälfte verschossen und Lebensmittel besaßen wir überhaupt nicht; endlich befanden wir uns auf dem linken Ufer der Weichsel, wo es zur damaligen Zeit noch keine Festungen gab.

In Guri, wo die 5. Batteriekompanie ihre ständigen Quartiere hatte, gab man mir aus dem Kompaniehospital einen bunten Schlafrock, mit Werg anstatt mit Watte gefüttert. Ich zog ihn über die Unteroffiziersuniform an und in diesem sonderbaren Aufzuge salutierte ich, auf der Lafette einer Kanone sitzend, Seine Hoheit, welche uns überholte. Meine Kleidung mußte durch ihre Originalität reizen. Der Schlafrock ließ sich nicht verstecken, der Kragen mit der silbernen Unteroffizierstresse war ebenfalls sichtbar, den Federbusch meines Hutes hatte ich gleich zu Beginn des Aufstandes in Warschau verloren und die Scheide des Halbsäbels war auf dem Biwak zur Hälfte verbrannt. Dazu hatte ich noch keine Gelegenheit gefunden, mich zu waschen, und infolgedessen sah mein Gesicht, vom Biwakfeuer verqualmt, wie das eines Schornsteinfegers aus. Gleichwohl wurde ich noch von den Offizieren der Infanterieregimenter beneidet, weil ich mich auf eine Kanonenlafette hatte setzen können, während sie in den ersten Tagen des Aufstandes ihre eleganten Stiefel trugen und später genötigt waren, ihre Füße in das erste beste, was sich vorfand, einzuwickeln. Um diesen schnellen Verbrauch der Stiefel zu erklären, muß ich bemerken, daß man nach der damaligen Mode in Warschau Stiefel ohne Rand mit außerordentlich dünnen Sohlen trug, und daß Ueberschuhe zu der Zeit von Militärs nicht benutzt wurden.

Während wir nach dem dritten Tagesmarsche rasteten, gingen zwei Artilleristen in ein Dorf, um Brot aufzutreiben, kehrten aber mit leeren Händen zurück; die Vorhut unsrer Abteilung hatte alles requiriert, was vorhanden war, ausgenommen ungemahlenen Roggen. Das kränkte uns sämtlich nicht wenig, da wir an diesem Tage nichts gegessen hatten, und fast mit Neid blickten wir auf die Soldaten, die von dem Brot frühstückten, das sie aus Warschau mitgenommen hatten. Die guten Soldaten verstanden, wovon wir sprachen und übergaben uns ein Körbchen mit Brot, etwa drei Pfund, was wir sieben Personen brüderlich untereinander teilten. Mit welchem Appetite jeder sein Brot aß, das versteht nur der, welcher während einer Woche fast nichts genossen hat. Aber was bedeuten drei Pfund Brot für sieben Hungrige? So standen wir da und sprachen von unsrem Elende und besaßen nicht einmal die Möglichkeit, zu rauchen, um den Hunger zu ersticken; nur Dratschewsky ekelte sich nicht vor dem „Machorka“ (einfacher russischer Blättertabak) und ging von einem zum andern, mit der Bitte, ihm zu rauchen zu geben.

In diesem Augenblick kam der Fähndrich Jantschewsky von

der 5. Batteriekompanie zu mir und überbrachte mir den Befehl des Brigadekommandeurs, die Obliegenheiten des Brigadeadjutanten an Stelle des Sekondelieutenants Golowin zu versehen; letzterer war in den Stab Seiner Hoheit übergeführt worden, um die Zahl der älteren Adjutanten zu ergänzen, von denen einige in Warschau in Gefangenschaft geraten waren. Ich traf den Baron Korff beim Frühstück, erhielt den Befehl, sofort vor ihm zu erscheinen und wurde eingeladen, mitzuessen.

General Korff kommandierte, wie es früher geschah, die 5. Batteriekompanie und hatte bei seinem Durchzuge durch Guri die Möglichkeit gehabt, sich mit allem Nötigen zu verproviantieren. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde seine Wahl gerade auf mich gefallen war, da in der Kompanie kein Mangel an Gardeoffizieren herrschte; allerdings gab es unter diesen viele Polen, die sich im Russischen nur mangelhaft ausdrücken konnten, aber immerhin kannte er mich nur wenig. Auf diese Weise führte mich das Schicksal mit einem General zusammen, bei dem ich fast drei Jahre dienen sollte. Er war groß gewachsen, mager, hielt sich gerade, war zu Hause stets liebenswürdig und ungezwungen, außer dem Hause aber zugeknöpft bis auf den letzten Haken seiner Uniform, und stets trug er den Halbsäbel. Hier muß ich bemerken, daß die Kragen zur damaligen Zeit außerordentlich hoch und mit vier Haken versehen waren, von denen die obersten der Bequemlichkeit halber nicht immer geschlossen wurden. Im privaten Verkehr war der General gutmütig, entgegenkommend und stets höflich, aber im Dienste eifrig und genau bis zur Pedanterie; seine Unentschlossenheit überstieg alle Grenzen, wenn irgend ein schriftlicher Befehl wegen unvorhergesehener Umstände nicht erfüllt werden konnte und zu einer Anfrage die Zeit fehlte. Baron Korff beendete seine irdische Laufbahn als Mitglied des Reichsrats.

Als wir vom Gute Ritschewal aufbrachen, verteilte sich unsre Abteilung gewohnheitsmäßig auf verschiedene Straßen, um die Verproviantierung bequemer zu bewerkstelligen; der Mittelpunkt der Truppe war der Train Seiner Hoheit, welcher zum großen Teile aus Equipagen bestand. In einem der Wagen fuhr die Fürstin Lowicz. Vor und hinter dieser langen Reihe von Equipagen ritten zwei Schwadronen des Podolischen Kürassierregiments, zuletzt folgte unsre Artillerie mit sechzehn Geschützen. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die Vorhut sei angegriffen. Alle Adjutanten wurden ausgesandt, um Nachrichten einzuziehen, und unterdessen marschierten wir nach Kosenica, wo die Equipagen in einer Kolonne aufgestellt

wurden. Der Contreadmiral Kolsakow erhielt den Befehl, die Fürstin zu unterhalten, damit sie die Unruhe nicht bemerke. Rechts vom Flecken zog sich eine Landstraße hin, anscheinend nach Radom. Auf der linken Seite dieser Straße wurden unsre Geschütze, rechts die Kürassiere aufgestellt; mehr hatten wir nicht bei der Hand. Als Brigadeadjutant ritt ich ein gutes Pferd des Generals, mit welchem ich später den ganzen Feldzug mitgemacht habe. Korff sandte mich die Chaussee entlang bis zu einem Vorsprung, um zu erspähen, ob nichts Auffallendes sich zeige. Als ich zu der mir bezeichneten Stelle herangesprengt war, bemerkte ich rechts am Saume des Waldes in einer Entfernung von vierhundert Ssashen vorrückende Infanterie und erkannte das Wolhynische Regiment; schleunigst kehrte ich zurück und berichtete hierüber Korff.

Seine Hoheit interessierte sich zu erfahren, was ich gesehen, ritt zu uns und fragte mich, ob es thatsächlich das Wolhynische Regiment sei. Ich erwiderte, daß ich die dunklen Kragen und die Tannenzweige auf den Helmen erkannt hätte (unsre ganze Abteilung trug diese Zweige zum Unterschiede von den polnischen Truppen). Mittlerweile kehrten auch die andern Adjutanten zurück und berichteten über den falschen Alarm; das Mißverständnis war dadurch entstanden, daß die am Ende des Zuges befindliche Division der reitenden Jäger ihren beliebten Chef umringt hatte, den General Penchershewsky, welcher seine Gemahlin, die wegen Erkrankung nach Warschau zurückzukehren wünschte, zur Nachhut geleitete.

Das erste Nachtquartier unter Dach fand in Pulawi statt, wo wir wegen Herstellung einer Verbindung über die Weichsel einen Rasttag abhielten. Die erste Nacht legten wir Artilleristen, die wir ohne alles Gepäck aus Warschau ausgerückt waren, uns in Mänteln nieder und übergaben unsre Hemden der Wirtin zum Waschen. Am andern Morgen brachte sie sie uns wieder, gewaschen allerdings, aber ohne Seife, auch waren sie nicht gerollt. Dratschewski hatte vom Wirte ein Rasiermesser erhalten, doch kaum hatte er seinen struppigen Bart zu schneiden begonnen, so warf er es fort; es war thatsächlich so stumpf, daß ich mich zu dieser Operation nicht entschließen konnte. Bisher hatten wir nicht rauchen können, in Pulawi war es möglich, sich wenigstens mit dem Notwendigsten in dieser Hinsicht zu versorgen. Ich kaufte mir eine einfache Pfeife und Tabak. Cigarren wurden zu der Zeit wenig geraucht und in Polen erhielt man sie nirgends; die jetzigen Papyros (Cigaretten) aber kamen erst um das Jahr 1840 auf. Da wurde uns mitgeteilt, daß die Post nach Rußland abgehe; für alle Fälle benachrichtigte ich meinen

Vater, daß ich gesund sei, aber nicht wisse, was aus meinem Bruder geworden; mit einem Knopfe meiner Uniform versiegelte ich den Brief, und er ist auch an die Adresse gelangt. In Pulawi besuchte der Zesarewitsch die Fürstin Czartoryska, welche alle Verschwörungen beschützte und deren Sohn Mitglied der zeitweiligen Regierung in Warschau war. Diese Stellung nahm der Mann ein, welcher der Liebling des verstorbenen Kaisers Alexander I. gewesen und der zum Bestande der Reichsratsmitglieder gehörte; der Kaiser Nikolai entließ ihn indes, wie ich glaube, im Januar. Auf den Mützen der gesamten fürstlichen Dienerschaft prangte die polnische Nationalkokarde.

Sobald wir die Grenze überschritten hatten, wußten wir alles, was sich in Warschau zugetragen. Wir erfuhren es durch den „Warschawski Kurjer“, der uns zugeschickt wurde. So gelangte es auch zu unsrer Kenntnis, daß Chlopicki infolge seines Drängens am 23. Mai Diktator geworden war und alsbald den Fürsten Ljubecki und den Grafen Jeserski zum Kaiser gesandt hatte, mit einem Bericht über alles, was sich ereignet hatte, sowie mit einem unterthänigsten Gesuche um Wiederherstellung der Verfassung im Königreich und um Verleihung derselben an alle polnisch-russischen Gouvernements. Das Gesuch war von Ausdrücken der Ergebenheit begleitet. Chlopicki verbarg es vor niemandem, daß er als treuer Unterthan seines Königs handle. Er vollzog Regierungshandlungen im Namen Seiner Majestät; er sandte den Grafen Zamoiski zum Kommandeur des Litauischen Corps, Baron Rosen, mit der Erklärung, er hoffe, daß derselbe in Anlaß der Abreise der Deputation nach Petersburg und in der Voraussetzung der Wiederherstellung der Ruhe ohne Waffengewalt, nichts Feindseliges unternehmen werde. Alle Gemeinen, welche in Warschau gefangen worden waren, unter denen sich auch mein und Dratschewskys Bursche befanden, wurden auf Befehl Chlopickis vom Kapitän des Veteranencorps, Kossinski, nach Brest-Litowsk zur Uebergabe an die russischen Behörden gebracht. Sonderbarerweise ließen wir beim Verlassen der Wolhynischen Kasernen 600 Gefangene zurück, die von uns während unsres Aufenthaltes auf dem Mokotowskischen Felde gemacht worden waren; so wurden dieselben umsonst weggegeben, anstatt daß man sie austauschte.

Chlopicki verbot alle Maßregeln, welche die litauischen Provinzen zur Empörung veranlassen konnten, und erklärte verschiedenen Deputationen, daß er nicht eine Patrone für sie übrig habe. Als er sah, wie Willkür und Uneinigkeit, diese Begleiter der Anarchie, sich entwickelten, da beschloß er, alles wieder in normale Verhält-

nisse zu bringen, aber nicht durch Waffengewalt, sondern indem er seine Landsleute sich persönlich unterwarf.

Am 25. November rückten wir aus Pulawi aus und marschierten auf Kurow und Ljubartow zu; damit entfernten wir uns von Lublin, wo der Stab der Ulanendivision sich aufhielt und ein Regiment einquartiert war. Der Marsch war weit und wir ermüdeten um so mehr, als wir schwieriges Wiesenterrain mit großer Schnelligkeit passieren mußten, um der Begegnung mit Insurgenten auszuweichen, über deren Bewegungen verschiedene Gerüchte zu uns gedrungen waren. Wir hatten die Absicht, bei Bjala auf die Chaussee von Brest herauszukommen, aber infolge neuer Gerüchte veränderten wir die Richtung und wandten uns nach Wlodawa.

Als wir uns der Grenze näherten, trennten sich die Adjutanten Seiner Hoheit, der Graf Zamoiski und Oberst Turnow, von uns, weil sie es für ihre Pflicht hielten, ihren hohen Chef zu begleiten. Nur der General Roznecki blieb bei der Abteilung zurück, der Chef der geheimen Polizei, ein Mann, den die ganze Nation haßte. Für den Fang dieser Persönlichkeit war eine beträchtliche Prämie ausgesetzt. Beim Durchmarsche durch die Ortschaften wiesen die geldgierigen Juden mit den Fingern nach Roznecki und flüsterten sich zu: „Da ist er, da ist der Roznecki." Er hatte, um leichter über die Grenze zu kommen, die Uniform eines einfachen Ulanen angezogen und schloß sich den Quartiermeistern des Regiments an, wodurch er allerdings früher als die Abteilung die Grenze überschritt. Wir setzten am 2. Dezember von Wlodawa aus nach Wlodawka zu über den Bug.

Als wir während des ersten Tagesmarsches aus Wlodawka in ein Dorf gelangt waren, das zum Nachtlager für das Hauptquartier bestimmt war, ging ich ins Dejourzimmer, um den Tagesbefehl für den folgenden Tag niederzuschreiben. Die Artillerie hatte noch vier Werst zurückzulegen. Ich betrat das große Dejourzimmer und bemerkte den General Gerstenzweig (er vertrat die Obliegenheiten des dejourierenden Generals an Stelle von Kriwzow, der gefangen worden war) sowie den dejourierenden Stabsoffizier, Oberst Swetschin, beide damit beschäftigt, die Dispositionen für den folgenden Tag zusammenzustellen. Bei meinem Eintritt fragte der General: „Wer da?" und als ich mich nannte, bemerkte er zu Swetschin: „Nun brauchen wir uns nicht mehr den Kopf zu zerbrechen." Indem er sich hierauf an mich wandte, sagte er laut: „Reibnitz (der Chef der 25. Division) hat in Wladimir den Kapitän Kolysko mit einem Trupp Remontepferde angehalten; Sie müssen dorthin reiten,

um die Pferde zu empfangen." — „Zu Befehl, Eure Excellenz, aber gestatten Sie mir vorher, den Tageserlaß für morgen fertig zu schreiben und ihn meinem General zuzustellen." — „Das werden wir selbst thun, Sie müssen fortreiten, sobald Sie die Papiere erhalten." Ich setzte mich in einen Winkel und schlief in Erwartung der Papiere ein. Nach zwei Stunden händigte mir Daniel Alexandrowitsch den Befehl Seiner Hoheit an Reibnitz, den Reisepaß und fünf Dukaten ein. Er teilte mir ferner mit, daß ich mit dieser Summe bis Wladimir auskommen müsse, mehr könne ich nicht bekommen, weil kein Geld vorhanden sei; zum Transport der Remontepferde möge ich das Geld verwenden, was sich bei Kolysko vorfinden sollte. Dieser selbst könne unter Bewachung in Wladimir bleiben, er sei uns nicht nötig — „und so reisen Sie mit Gott; mit uns werden Sie in Wyssoko-Litowsk oder in Brest-Litowsk wieder zusammentreffen." Als Begleiter wurde mir der Feuerwerker der 24. Division mitgegeben. Wie ich auf die Treppe trat, fand ich unten ein Gefährt mit Stieren bespannt und einen Führer auf mich wartend. Meine Kleidung konnte ich nicht ändern, und so mußte ich in meinem lächerlichen Anzuge mit dem Stierwagen fortfahren. Wir setzten uns auf das Bauernfuhrwerk, welches sonst zur Düngerfuhr benutzt wurde, der Führer schritt neben den Tieren her und lenkte sie ohne Zügel mit verschiedenen Kommandoworten, wie: Cyska, zob u. s. w.; aber alle seine Beredsamkeit nützte nichts, die Stiere blieben im Schritt und gaben mir nur die Möglichkeit, ausgezeichnet zu schlafen.

Am folgenden Tage gelangten wir um vier Uhr nachmittags in irgend ein Dorf mit einem Herrenhofe; der Schulze erschien und erklärte, daß Pferde nicht zu haben seien, aber Stiere werde er mir sofort zur Verfügung stellen. Ich hatte mich fünfzehn Stunden von denselben ziehen lassen und war diese Art Fahren herzlich überdrüssig. Ich bat daher den Schulzen, auf den Gutshof zu gehen und die Herrschaft um Pferde bis zur nächsten Station zu bitten, ich wollte das Meilengeld im voraus bezahlen. Er kehrte mit der Antwort zurück, daß die Herrschaft mich zu sich bäte. Ich ließ mich entschuldigen, meine Kleidung gestattete mir absolut nicht, mich zu zeigen, aber ich erhielt die dringende Aufforderung, doch ja zu kommen, zum zweitenmal; dabei wurde angeführt, daß der Sohn der Hausfrau soeben vom Regimente heimgekehrt und alles dort bekannt sei. So mußte ich schließlich nachgeben. Den Schlafrock und die Unteroffiziersuniform warf ich ab und ging im Portepee und leichten Mantel auf den Hof. Auf der Freitreppe traf ich den Fähnrich

Obern vom Litauischen Regimente, mit dem ich bereits im Biwak bekannt geworden war. Seine Mutter und Schwester empfingen mich sehr zuvorkommend, überredeten mich, die Nacht dazubleiben, und versprachen, mich am andern Morgen mit ihren eigenen Pferden zur nächsten Poststation zu senden. Es war unmöglich, eine so freundliche Einladung auszuschlagen; wir verbrachten einen angenehmen Abend, plauderten von diesem und jenem und die Damen sangen einige Lieder. Nach einem guten Abendessen begab sich jeder in sein Zimmer. In dem mir zugewiesenen Schlafgemach fand ich reine Wäsche, von welcher ich indes nur ein Paar Socken nahm, weil die meinigen ganz verbraucht waren. Man kann sich denken, wie ich die Nacht zubrachte nach einem guten Abendbrot und in einem bequemen Bette. Früh morgens setzte ich mich mit meinem Reisegefährten in den Wagen und fuhr, nachdem ich meinen Wirten für die liebenswürdige Aufnahme gedankt, auf der von Brest nach Wladimir führenden Chaussee fort. Unterwegs erzählte ich dem Feuerwerker, daß man mir frische Wäsche angeboten, daß ich mich geschämt hätte, sie anzunehmen, daß aber inzwischen mein eigenes Hemd ganz in Stücke gegangen sei. Er bot mir hierauf ein Hemd aus seinem Ranzen an; ich wollte es als Geschenk nicht annehmen und veranlaßte ihn, fünfzig Kopeken und meinen Lappen als Gegengabe zu empfangen. Auf der folgenden Station konnte ich nun zu meiner Freude ein reines Hemd anziehen, wenn auch ein Soldatenhemd. Dieses Vergnügen versteht nur der recht, welcher während eines dreiwöchentlichen Lagerlebens seine Wäsche nicht gewechselt hat.

Am Abende gelangte ich zu einer Station, die einen sehr sauberen Eindruck machte, vor der Treppe war alles abgefegt und mit Sand bestreut. Der Stationshalter teilte mir mit, daß er den Prinzen von Württemberg aus Lublin erwarte, wo derselbe als Chef der polnischen Ulanendivision lebte. Thatsächlich hatte er auch bei Ustilug die Grenze passiert. Soeben hatte ich Pferde erhalten, als der Wagen des Prinzen vorfuhr. Wie er vom Stationshalter erfuhr, daß ein Offizier von den Truppen Seiner Hoheit da sei, ließ er mich zu sich bitten. Ich trat ihm mit dem Portepee, aber unbedeckten Hauptes, entgegen, um mein elendes Aeußere zu verbergen. Im Wagen saß irgend eine Dame beim Prinzen. Auf seinen Wunsch erzählte ich alles, was ich wußte. Der Prinz that einige Fragen und entschuldigte sich schließlich, daß er mich aufgehalten habe. Alsdann drückte er mir die Hand und sagte: „Jetzt sind wir bekannt geworden. Wenn Sie einmal etwas brauchen, so wenden Sie sich an mich.“ Ich dankte ihm für seine Aufmerksam-

keit so gut ich konnte, und fort rollte der Wagen mit den frischen Pferden. Ich trat wieder ins Zimmer, um mich zu erwärmen.

Späterhin erzählte man sich, daß der Prinz aus Lublin erst herausgelassen worden war, nachdem er sein Wort gegeben, nicht gegen seine Leute zu kämpfen; trotzdem hielt er sich während des ganzen Feldzuges bei unsrer Armee auf, drang mit den Truppen nach Pulawi und verlangte von der Fürstin Czartoryska die Herausgabe irgend einer Erbschaft. Sie weigerte sich, den Prinzen zu empfangen, worauf er bei ihr eindrang und zwar nicht als Verwandter, sondern als russischer General.

Die Fürstin empfing ihn sehr kalt und erklärte ihm, daß ihr ganzes Vermögen auf dem Altare des Vaterlandes geopfert worden sei. Wie dem nun auch sein mag, nach dem Kriege ging der Prinz ins Ausland und meine Gönnerschaft zerplatzte wie eine Seifenblase.

Nach meiner Ankunft in Wladimir begab ich mich sofort zum General Reibnitz. Er speiste gerade mit seinem Adjutanten und seiner Familie zu Mittag, als ich ihm gemeldet wurde, aber sofort begab er sich ins Empfangszimmer. Als er erfahren, wer und woher ich sei, sagte er: „Sie haben lange nicht zu Mittag gegessen und werden sicher einen Teller Kohlsuppe nicht ausschlagen, später können Sie mir Ihre Abenteuer erzählen. Als ich mich nach dem Mittagsessen erholt, entfernte ich mich, um die Remontepferde zu empfangen. Kolysko diente in der polnischen reitenden Artillerie; er war alt und krank, aber Patriot bis zum Fanatismus. Auf seine Bitte erzählte ich ihm manches, aber Gleichgültiges, um ihn nicht zu erregen; er hörte schweigend und aufmerksam zu. Bei der Uebergabe erhielt ich von ihm einen Unteroffizier, zehn Gemeine und neunundfünfzig Pferde, aber sehr wenig Geld, so daß ich fürchtete, im Transporte bis zum Bestimmungsorte Ungelegenheiten zu haben.

Es hatte nicht gefroren und die Wege waren unbeschreiblich schlecht. Alle Straßen bildeten einen gemeinschaftlichen Behälter flüssigen, glänzenden Schmutzes von vier bis acht Werschok Tiefe, eingefaßt von hölzernen Bürgersteigen. Die Verbindung war längs diesen Fußwegen möglich, aber beim Ueberschreiten der Straße konnte ein unerfahrener Mensch leicht in Verlegenheit geraten. Die örtlichen Bewohner versehen sich während der schlechten Jahreszeit mit hohen Stiefeln, an denen kleine Schlingen zum Halten befestigt sind, damit sie nicht im Kote stecken bleiben. Unternimmt man einen derartigen Gang, so schürzt man zunächst seine Oberkleider. Wenn die Offiziere sich abends bei irgend jemand versammelten, um

gemeinsam die Zeit zu verbringen, so mietete man eine Art Bauernwagen, der von zwei Stieren gezogen wurde. Ein originelles Gefährt, aber dafür schlug man sich nicht den Schädel ein und wurde nicht sehr besudelt.

Ich fürchtete, daß meine Polen der Nähe der Grenze wegen fortlaufen könnten, und darum sorgte ich dafür, daß die Pferde in den Nachtquartieren in mehreren kleinen Ställen untergebracht wurden, ich selbst aber gab mit dem Feuerwerker acht, daß die Leute nicht zu viel untereinander zusammenkamen. So erreichte ich das Hauptquartier unsrer Abteilung in Wyssoko-Litowsk, wo ich die Pferde und Leute der 5. Batteriekompanie übergab. Die Polen wurden ins Reichsinnere befördert, die Pferde führte ich am andern Tage Seiner Hoheit zur Besichtigung vor. Der Großfürst fragte mich, ob ich den Transport geführt und, nachdem er die Pferde aufmerksam betrachtet, sagte er: „Danke! Die Pferde sind gut im Stande."

Hier erhielt ich die angenehme Nachricht, daß unser gefangener Divisionschef, Generallieutenant Richter, als ältester im Range Seiner Hoheit eine Liste der gefangenen Offiziere übersandt und unter anderm berichtet hatte, daß dem Sekondelieutenant Seeland die von ihm gekauften Pferde und das übrig gebliebene Geld abgenommen seien, und daß er selbst sich in der Gefangenschaft befinde. Diese Nachricht erfreute mich sehr; wenigstens wußte ich jetzt, daß mein Bruder lebe, und daß Chlopicki für die Sicherheit der Gefangenen sorge.

Während meiner Abwesenheit hatte man alle Artilleristen zu ihren resp. Brigaden zurückgesandt. Mich allein behielt Korff in der Eigenschaft als Brigadeadjutant oder meinetwegen als Verweser dieses Amtes bei sich, während er der Chef der Artillerie war. Uebrigens handelte es sich hier nicht um die Würde des Amtes — die Rangklassen waren alle recht unbedeutend —, sondern um folgendes: Seine Hoheit hatte aus Gutherzigkeit allen, die bei ihm in Warschau dienten, aus seiner Privatkasse tägliche Unterstützungen gegeben und zwar den Stabsoffizieren je fünf und den Oberoffizieren je drei Rubel Tafelgelder. Diese Summe hatte zu der Zeit eine große Bedeutung. Als wir aus Warschau ausrückten, besaß er kein Geld, und daher wurden die genannten Personen aus der Küche des Zesarewitsch beköstigt; die Hofdienerschaft servierte jedem in seiner Wohnung und brachte das Tafelzeug und Silber mit dem großfürstlichen Wappen mit. Korff, als Chef der Artillerie, wurde wahrscheinlich in Anlaß der Kriegszeit ebenfalls beköstigt und ich mit ihm — durch welchen glücklichen Zufall, ist mir unbekannt.

Aus Petersburg sandte man uns nach der Warschauer Anordnung das Gehalt ohne Abzug und die verdiente Tertialzulage, so daß ich mit einemmal etwa hundertfünfundsiebzig holländische Dukaten erhielt. Da ich jetzt solche Mittel besaß, mußte ich für meine Equipierung sorgen. Ich fuhr nach Grodno; unterwegs nahm ich in Sokolka von meinen dort verbliebenen Sachen die neue Uniformsstickerei und einige notwendige Wäsche. Meine Abkommandierung nach Warschau hätte möglicherweise nicht länger als bis zum Frühjahr währen können, und darum war ich aus Sokolka ohne alles Gepäck abgereist; alles war im Hause des Invalidenkommandeurs Kalinowski zurückgeblieben.

Acht Werst hinter Bjelostok fand ich meine Kompanie in engen Quartieren. Das Zusammentreffen mit den Kameraden war angenehm, aber die Zeit drängte. Ich nahm den bei der Kompanie zurückgebliebenen Burschen meines Bruders zu mir, besorgte meine Equipierung in Grodno, machte außerdem einige Einkäufe und eilte nach Brestowizu (sieben Meilen von Grodno) ins Hauptquartier des Großfürsten; dorthin waren die Truppen inzwischen schon gelangt und hatten in den Umgebungen enge Quartiere bezogen.

Das Hauptquartier der aktiven Armee war bereits nach Grodno verlegt. Nachdem der Oberkommandierende Graf Diebitsch daselbst eingetroffen war, säumte er nicht, dem Großfürsten in Brestowizi seine Aufwartung zu machen. Zu seiner Ankunft hatte das Wolhynische Regiment die Ehrenwache gestellt und der Zesarewitsch empfing Diebitsch mit dem Rapport auf der Treppe. Diebitsch küßte ihm den Stern, sprach seine Verwunderung aus über das gute Aussehen der Wache, welches niemand erwartet hatte, wie sie aus Warschau ausrückten, und darauf gingen beide in das Innere des Hauses. Das alles geschah in meiner Gegenwart, was sich aber später ereignet hat, weiß ich nicht. Man erzählte sich, daß Diebitsch den Großfürsten gefragt habe, welches Kommando er wünsche, worauf dieser erwidert haben soll, daß er außer seiner Abteilung nichts zu befehligen wünsche; alsdann hätten sie über die bevorstehenden kriegerischen Aktionen gesprochen, wobei Diebitsch bemerkt haben sollte, daß man die polnische Armee mit Mützen schlagen könne, und daß er die Dauer des Feldzuges nach der Zahl der Tagesmärsche bis Warschau berechne. War es wirklich so, so mußten solche Aeußerungen dem Großfürsten, der fünfzehn Jahre lang die polnische Armee kommandiert hatte, mißfallen. Wie dem auch sei, nach dieser Begegnung wurden die Beziehungen des Großfürsten zu Diebitsch andre; wir hatten Gelegenheit, uns hiervon zu überzeugen. Gerücht-

weise erfuhren wir, daß vier Offiziere des Ssamogitischen Regiments sich den Polen ergeben hatten; vorher hätten sie ihren Kompaniekommandeur Kapitän Tschelow erschossen, angeblich, weil er der Kompanie das für dieselbe empfangene Gehalt nicht auszahlte. Sie hatten alsdann die Kompanie Tschelows über die Grenze locken wollen, indes erriet ein Unteroffizier, um was es sich handelte, und entdeckte seinen Kameraden den Verrat der Offiziere. Diese Herren hießen: Poprotzki, Ssusin, Barski und Ssulski. Beim Stabe des Ssamogitischen Regiments in Belsk waren für den Winter die Junker von drei Regimentern versammelt worden. An dieser Schule war ich drei Winter nacheinander thätig gewesen, um die Junker in verschiedenen Wissenschaften zu unterrichten. Poprotzki kannte ich persönlich, er war von den Junkern des Wolhynischen Regiments hierher übergeführt worden; die andern drei waren meine Schüler. Drei von diesen Verrätern verschwanden und blieben verschollen, während Ssulski zu den Narren gehörte, die im Jahre 1832 in die Grenzen Polens eindrangen, um das Königreich zu erobern. Lange war er umhergestreift, man hatte ihn verfolgt und schließlich im Kaminschornsteine des Hauses seines Vaters, eines Gutsbesitzers in der Nähe von Knyschin, gefunden. Nach länger als einem Jahre wurde er zu Grodno verurteilt und im Jahre 1833 auch dort erschossen. Auf die Offiziere des Litauischen Corps konnte man sich nicht verlassen, deshalb wurden auch gleich zu Anfang alle zweifelhaften Elemente nach Moskau in das 4. Infanteriecorps übergeführt und an deren Stelle andre aus der Garde hingesandt, welche man zu Kompaniekommandeuren ernannte.

In der Mitte des Januar kam der Artilleriechef der aktiven Armee, Generaladjutant Ssuchosanet, zu uns, welcher uns zuvor von seinem Eintreffen benachrichtigt hatte, und das Zusammenziehen der Artillerie nicht wünschte. Iwan Onufrijewitsch genoß den Ruf eines unbequemen Vorgesetzten, und wir, die wir unter dem Oberbefehl des Zesarewitsch gedient hatten, kannten ihn nur vom Hörensagen. Wir versammelten uns im Dejourzimmer und standen nach dem Alter geordnet da. Der dejourierende General Gerstenzweig, der Artilleriechef Baron Korff, der Kommandeur der 5. Batteriekompanie Obrist Baron Korff, der Kommandeur der 3. reitenden Kompanie Oberst Herbel, der ältere Offizier der 5. Batteriekompanie Kapitän Baron Rosen, der Kommandeur der vier Uebungsgeschütze, und endlich auf der linken Flanke ihr ergebenster Diener. Ssuchosanet trat ein, Gerstenzweig ging ihm mit dem Rapport entgegen und stellte alle der Reihe nach vor. Er wandte sich an uns mit einer

kurzen, energischen Rede, in der er die bedingungslose, genaue Erfüllung aller seiner Befehle forderte, und bemerkte zum Schluß, daß er den eifrigen Dienst nicht unbeachtet ließe, aber die geringste Unachtsamkeit — „ich bitte um Entschuldigung, meine Herren, aber Sie haben von Ssuchosanet gehört“. Welche Empfehlung!

Da das 5. Bataillon aus Gury gegen das aufrührerische Warschau vorrückte, hatte Korff seine Frau mit seinen beiden Söhnen zu seinem Schwiegervater befördert, dem Pan Krassowsky, welcher auf seiner Besitzung in der Sandomirskischen Wojewodschaft lebte. Als unsre Abteilung in Brestowizi ankam, erwirkte Korff für seinen Leibeigenen einen Durchlaßschein und sandte ihn mit einem Briefe zu seiner Frau, in dem er sie zu einem Wiedersehen einlud. Maria Ossipowna war eine feingebildete Dame, gut, sympathisch, aber nur so lange, als man ihre empfindliche Seite nicht berührt hatte — den Patriotismus. Dieses Gebiet durfte man in ihrer Gegenwart nicht betreten; sie geriet in Aufregung und der Fanatismus der polnischen Patriotin legte ihr Worte in den Mund, welche der gesunden Vernunft zuwiderliefen. Aus diesem Grunde, glaube ich, wollte Korff sie aus dem Königreich Polen herauslocken. Sie liebte ihren Mann und zögerte deshalb nicht zu kommen; ihren älteren Sohn Iwan, der vielleicht vier Jahre zählen mochte, hatte sie mit sich genommen, den jüngeren aber, der noch zu klein war, bei ihrem Vater gelassen. Als nun die Zeit herankam, wieder ins Feld zu rücken, wollte sie zu ihrem Vater zurück, doch da erklärte ihr der Mann, daß ein strenger Befehl ergangen sei, niemanden über die Grenzen des Königreichs zu lassen, und daß er trotz aller Mühe nichts dawider habe thun können. Thränen wurden zwar viel vergossen, aber dem Schicksale mußte man sich unterwerfen. So fuhr sie aufs Gut ihrer Schwiegermutter, nach Ssala, in der Nähe Narwas. Ihre Lage war allerdings nicht beneidenswert; vier Söhne der alten Frau standen bei der aktiven Armee, die Zeitungen wurden mit Gier gelesen und unsre Siege bejubelt.

Vor dem Ausrücken der Abteilung teilte der Kammerdiener dem Großfürsten mit, daß ein Armeebefehl erschienen sei, welcher anordnete, daß die Generäle und Adjutanten Hüte ohne Federbusch im Ueberzuge, jedoch mit sichtbarer Krämpe tragen sollten. Der Zesarewitsch erklärte gleichwohl, daß die Hüte nicht mit dem Ueberzuge zusammenzunähen seien, nahm aber den Federbusch ab und trug im übrigen seinen Hut vorschriftsmäßig. Seinem Beispiele folgte der Chef des Stabes, General der Infanterie Graf Kuruta. Er war ihm aus voller Seele ergeben, er vergötterte ihn. Er über-

lebte den Großfürsten etwa um ein Jahr und wurde als sein treuer Freund und ergebener Diener in Streljna beerdigt.

Unterdessen hatten die Dinge in Polen eine Wendung genommen, welche zum Untergang der zweiundvierzigtägigen Diktatur führen mußte; letztere verzögerte wesentlich die Vorbereitungen zum Kriege. Man liebte und achtete Chlopicki, doch wurde die öffentliche Meinung wider ihn erregt, weil seine wahre Absicht nicht verborgen bleiben konnte — entgegen dem Drange der im Aufruhr begriffenen Nation vor dem endgültigen Bruch mit Rußland keine entscheidenden Maßregeln zuzulassen. Die Erregung hatte sich gesteigert, als im neuen Jahre Jezerski mit einem Briefe des Grafen Grabowsky an Chlopicki zurückgekehrt war, in welchem Seine Majestät für die Ergebenheit dankte, aber die bedingungslose Erfüllung der am 6. Dezember veröffentlichten Proklamation forderte.

Ich muß hier den Inhalt des bemerkenswerten Gesprächs des Kaisers mit dem Grafen Jezerski erwähnen, wie er es selbst dem Reichstage vorgelegt hat, worauf die Veröffentlichung im „Warschawski Kurjer" erfolgte.

Am 14. Dezember wurde Jezerski in Gegenwart des Grafen Benkendorff empfangen. Der Kaiser drückte sein Bedauern über die Warschauer Ereignisse aus und sagte: „Das hätte ich nicht erwartet; ich liebte die Polen und glaubte mich von ihnen wieder geliebt. Konnte ich es erwarten," fuhr der Herrscher fort, „daß die polnische Armee, welche ich so hoch schätzte, deren Ehre und Treue ihrer Tapferkeit gleichkamen, den Keim des Verrats in sich barg? Kann ich die Soldaten, welche ihre ergrauten Führer umbringen, welche sich lossagen von ihrer Fahne und ihrer Ehre, welche die Disciplin verunstalten und Furcht und Bestürzung in den friedlichen Straßen einer Stadt verbreiten, kann ich diese als die Soldaten wieder erkennen, die sich früher stets durch Treue auszeichneten? Auf sie rechnete ich im Augenblick der Gefahr; im Fall des Krieges mit jeder europäischen Macht hätten sie meine Vorhut gebildet. Das Gesetz der Ehre und die Sitten der Völker brandmarken den, welcher seine Fahne verrät und seinen Schwur bricht. So unbegrenzt mein Vertrauen war, so furchtbar bin ich enttäuscht worden; die Anstifter so vielen Elends muß ich bestrafen, doch ist es mein sehnlichster Wunsch, daß Polen selbst sich von den Uebertretungen einzelner seiner Söhne gegen mich und das Vaterland reinigt. Mögen sie die Ordnung wiederherstellen, sowie die Uebelthäter angeben, damit diese zur Rechenschaft gezogen werden können, und mögen sie dann zu mir kommen mit dem Vertrauen von Kindern zu ihrem Vater,

welcher Gnade üben kann. Die Erfüllung dieser Bedingung würde mich außerordentlich erfreuen. Auf die Volksvertreter ist die gesetzliche Verpflichtung gelegt, die Verletzung der Ordnung zu ahnden, dadurch würde ich dieser unangenehmen Verpflichtung entgehen. Mögen sie die Uebelthäter dem Gerichte übergeben, auch das mildeste Urteil wäre ein Beweis, daß sie die Verletzung der Heiligkeit der Gesetze zu büßen wünschen. Die Zahl der Schuldigen ist bisher nicht so groß, der größte Teil der Armee hat keinen Verrat bekundet und das 4. Regiment, die Junkerschule sowie das Sappeurbataillon können ihre Vergehen in Schlachten abwaschen. Blicken Sie doch auf meine Garden, welche sich bei meiner Thronbesteigung empörten — wetteifernd bemühen sie sich jetzt, mir ihre Ergebenheit zu beweisen, und ich vertraue ihnen vollkommen. Bin ich denn so furchtbar, so unversöhnlich? Sie haben gesehen, wie ich mit den vielen verfuhr, die an den Ereignissen des Jahres 1825 teilgenommen haben."

Hier bemerkte Jezerski, daß der größte Teil des Volkes und Heeres nicht Anteil hätte am frechen Unternehmen einer Handvoll Jünglinge, daß aber infolge verschiedener Umstände das Volk genötigt gewesen sei, seine gegenwärtige Haltung einzunehmen.

„Es ist ganz in der Ordnung," entgegnete der Kaiser, daß die Bürger sich anfangs bewaffneten und die Nationalgarde zum Schutze ihres Eigentums errichteten; aber ich kann mir die augenblickliche Lage nicht erklären, die Bewaffnung des ganzen Königreichs, die neue Aushebung und andre Kriegsvorbereitungen. Gegen wen bewaffnet man sich? Was bedeuten die Proklamationen, welche in meinen Provinzen heimlich verbreitet werden, um die Ordnung zu zerstören und meine Soldaten zu verführen? Wie kann das alles mit den Gefühlen der Ergebenheit zu mir in Einklang gebracht werden?"

Auf diese Fragen bemerkte Jezerski, daß alles der Furcht zugeschrieben werden müsse, welche infolge der Plötzlichkeit der Ereignisse die Bevölkerung ergriffen habe. „Diese Furcht," fuhr er fort, „hat bei der Empfindung einer allgemeinen Gefahr alle geeinigt und kann nur durch Gnadenworte des Monarchen beseitigt werden." Vorsichtig wies er alsdann auf den Wunsch der Nation hin: die Vereinigung der polnisch-russischen Provinzen mit dem Königreiche.

„Ich bin König von Polen und will es bleiben; niemals werde ich in einen Vorschlag einwilligen, der Nachgeben von mir fordert, besonders wenn es in einem Augenblicke geschieht, da ein bewaffneter Widerstand mir gegenübersteht. Thäte ich das, so würde ich die heilige Pflicht vergessen, welche von der Vorsehung mir auf-

erlegt ist. Möge man mir doch glauben — ich wünsche nicht, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Versetzen Sie sich in meine Lage. Kann ich, der gesetzliche König, mit meinen Unterthanen in erniedrigende Verhandlungen treten? Kann ich es zugeben, daß man mir entehrende Bedingungen stellt, denen ich mich unterwerfen sollte? Wäre ich nichts andres, als König von Polen, so befände ich mich jetzt in Ihrer Mitte, aber als Kaiser von Rußland bin ich gebunden und darf die Ehre und Würde des Reiches nicht aus den Augen lassen. Ich werde mich durchaus nicht beeilen. Sagen Sie mir, auf welche Art die Angelegenheit so geregelt werden kann, daß das, was geschehen soll, würdig ist eines Königs von Polen, der gleichzeitig Kaiser von Rußland ist, — weiter verlange ich nichts. Ich hege nur einen Wunsch — die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage mit den Polen selbst zu ordnen; deshalb hätte ich gerne hier einen Rat zur Stelle, der zusammengesetzt ist aus Senatoren, Deputierten und treuen, achtungswerten Unterthanen."

Alsdann bemerkte der Kaiser, daß alle Senatoren des Königreichs Polen, welche sich in Rußland aufhielten, nach Petersburg berufen seien, und daß er seinen Wunsch wiederhole, die Polen selbst möchten diejenigen zur Verantwortung ziehen, welche sie an den Rand des Verderbens gebracht hätten.

„Ich will nicht selbst bestrafen, aber die Polen sollten doch wissen, daß ich unbedingt Genugthuung verlange. Kann ich denn alles vergessen? Wie soll ich das nicht mehr sehen, was sich ereignet hat? Ist denn nicht Blut dabei geflossen? Hat man nicht meinen Bruder beleidigt? Nach Ihren Gesetzen sind diejenigen, welche am Aufstande teilgenommen haben, Staatsverbrecher geworden. Schließlich verlangt man von mir die Rückgabe der mit dem Reiche verbundenen polnischen Provinzen; das habe ich durchaus nicht erwartet, mit Drohungen erreicht man nichts Unmögliches. Kann ich einem Volke, das unter meinem Zepter steht, auf Kosten eines andern Wohlthaten erweisen?"

Jezerski, der die Abgeschmacktheit seiner Erklärung einsehen mochte, verlor die Fassung und wußte nicht, was er antworten sollte. Er entschuldigte sich mit seiner Unerfahrenheit in politischen Dingen, bat den Kaiser, das Vorhergegangene zu vergessen und seiner Großmut freien Spielraum zu lassen.

„Ich habe ein Manifest erlassen," sagte der Herrscher, „es setzt meine Absichten in betreff Polens fest und zeigt, unter welchen Bedingungen Sie mich unter sich sehen können. Wenn unvorher-

gesehene Umstände die Erfüllung einiger Bedingungen erschweren, so willige ich gerne in Zugeständnisse."

Schließlich sagte der Kaiser, daß er als König von Polen verpflichtet sei, den Aufstand niederzuwerfen und die Uebertreter des Gesetzes zu bestrafen; nicht die Nation, sondern nur einige Verräter hätten bisher seine Unzufriedenheit verdient; wenn aber das Volk sich gegen ihn bewaffne und mit seinen Heeren kämpfen wolle, so würden Kanonensalven Polen vernichten."

Als Jezerski hierauf einen Bericht übergab, in welchem die Ursachen der Unzufriedenheit und die Forderungen der Polen dargelegt waren, schrieb der Kaiser mit Bleistift darauf: „Ich habe meinen Eid nicht gebrochen; ich habe alle Verpflichtungen hinsichtlich des Königreichs, das ich von meinem Bruder geerbt, genau erfüllt, mit allen Bedingungen der Verfassung, welche er seinem freien Willen gemäß für gut fand. Das Volk ist es, das seinen Eid gebrochen hat, und ich könnte, falls ich es wollte, mich auch des Eides entledigt halten, den ich dem Volke geleistet. Gleichwohl thue ich das nicht. Das ist alles, was ich sagen kann; eine andre Handlungsweise wäre eine unverzeihliche und unheilvolle Schwäche, zu der niemand mich zu bewegen im stande ist. Vertrauen Sie mir und Sie werden glücklich sein; die Worte eines Monarchen, welcher den Wert der Ehre voll empfindet, verdienen Vertrauen."

So endete die Audienz, bei welcher der Kaiser offen seine Meinung aussprach; aber in der Folge, nachdem die Thronentsetzung ausgesprochen war und die kriegerischen Maßnahmen begonnen hatten, drückte er sich bei einer andern Gelegenheit folgendermaßen aus: „Ich hätte die polnische Verfassung gewahrt, weil ich mein Wort gegeben habe, obwohl meine Lage wesentlich erschwert worden wäre; jetzt aber haben sie mir die Hände gebunden und die Sache vereinfacht, indem sie mutwillig ihre Freiheitsurkunde selbst zerrissen."

Jezerski kehrte, wie ich schon Gelegenheit hatte zu erwähnen, im neuen Jahre nach Warschau zurück.

Am 7. Januar wurde der Reichstag eröffnet, und am Abende des folgenden Tages vor der Wahl Radziwills stellte Soltyk den Antrag, das Haus Romanow des polnischen Thrones für verlustig zu erklären. Man nahm den Antrag schweigend entgegen, und die Verhandlung hierüber wurde vertagt. Auf der Sitzung vom 13. Januar gelangten Nachrichten aus Petersburg zur Mitteilung, und hierbei berichtete Jezerski über den Erfolg seiner Mission. Darauf erhob sich ein entsetzlicher Lärm und Tumult; man beschuldigte ihn des Kleinmuts und nannte ihn einen Verräter. „Meine Herren,"

entgegnete Jezerski, „es ist nicht dasselbe, hier in Warschau seine Unzufriedenheit gegen den Kaiser zu äußern oder in Petersburg mit ihm zu reden.“ Schließlich erhob sich der Marschall des Reichstags, Graf Ostrowski, und sprach: „Nach den Mitteilungen, die an uns gelangt sind, und nach den Proklamationen des Grafen Diebitsch ist es sicher, daß wir ohne Krieg unser Ziel nicht erreichen werden. Wir können nicht mehr, sei es infolge von Gewohnheit oder durch Furcht, Nikolai als unsern König ansehen; wir sind nur durch den Eid gebunden, den wir seit undenklichen Zeiten unsern frei gewählten Königen geleistet haben. Ich schlage daher vor, die Diskussion über den Antrag Soltyks zu beginnen.“ Der Bruder des Marschalls, der Chef der Nationalgarde, unterstützte diesen Antrag durch eine Rede. Wolowski schlug vor, die Unabhängigkeit der Nation zu proklamieren. Da erhob sich Ledochowski und schrie mit lauter Stimme: „Das Königtum Nikolais hat ein Ende!“ Die Deputierten standen gleichfalls von ihren Sitzen auf und riefen laut: „Nikolai soll nicht unser König sein!“ Die im Saale und auf den Galerieen Befindlichen stimmten in denselben Ruf ein. Die Besonnenen waren durch die getroffene Entscheidung ganz außer Fassung gebracht. Czartoryski schlug die Augen nieder, er war völlig bestürzt; nur Jezerski hatte die Kühnheit, an das Gesetz zu erinnern, nach welchem jeder Antrag vorher in den Kommissionen geprüft und dann erst dem Reichstage vorgelegt werden könne.

Aber niemand hört auf ihn, man befiehlt dem Senatssekretär, das Dekret der Thronentsetzung niederzuschreiben. Hier ist sein Inhalt:

„Die polnische Nation erklärt sich auf dem Reichstage einstimmig für unabhängig und für berechtigt, die Krone Polens dem zu verleihen, welchen sie für würdig erachtet und von dem sie überzeugt ist, daß er treu dem Eide seine und ihre Rechte schützen wird.“

Die Revolutionsmänner verlangten, daß alle Senatoren und Deputierten sogleich das Dokument unterschrieben. Viele unterschrieben hierauf blindlings, der größte Teil aber aus Furcht. Und so vollführten alle zusammen einen politischen Akt, welcher vom größeren Teil der Nation nicht gutgeheißen wurde. An demselben Tage wurde eine Totenmesse für die Opfer des Aufstandes vom 14. Dezember 1825 gefeiert. Nach der Prozession, welche sich aus diesem Anlaß durch die Stadt bewegte, trug man in Warschau die dreifarbige französische Kokarde als Sinnbild der Revolution.

Noch beschäftigte sich der Reichstag mit unnützen Dingen, wobei viel leeres Stroh gedroschen wurde, als er wie vom Donner

durch folgende Nachricht gerührt wurde: „Die Russen haben die Landesgrenze überschritten."

Am 20. Januar verlegte Diebitsch sein Hauptquartier nach Bjelostok. Am 21. Januar rückten wir bei 25 ° Kälte aus. Schnee gab es so viel, daß die Artillerie am ersten Tage unter großen Anstrengungen sechs Werst im Walde zurücklegte, einen Tag zu spät in Bjelostok eintraf und dadurch einen Rasttag verlor. Das Haupthindernis bestand darin, daß nach der örtlichen Sitte die Eingänge und Ausgänge der Dörfer durch Pforten versperrt wurden; die Zäune und Pforten waren vollständig verschneit, man mußte die Schneemassen erst fortschaffen, um für die Artillerie einen Durchgang zu finden. Die zwei Tagesmärsche bis Bjelostok waren im allgemeinen sehr beschwerlich; bald stiegen die Reiter ab, um die Füße nicht zu erfrieren, bald umwickelte man die Steigbügel mit allem möglichem; trotzdem litten die Füße außerordentlich, ich selbst mußte es erfahren. In Bjelostok machte Seine Hoheit dem Grafen Diebitsch einen Besuch. Beim Heraustreten übergab der Kammerdiener Kochanowski dem Großfürsten seinen Hut in der Wachstuchumhüllung und auf die Frage: „Was ist das?" teilte er mit, daß es auf Grund des Armeebefehls geschehe. Der Großfürst und Kuruta ließen ihre Hüte wie sie waren, zogen aber im übrigen Galauniform an. Man erzählte sich, daß Kochanowski vorher dem Grafen gesagt habe, er werde beiden die Hüte vernähen, denn alle gingen vernünftig einher, sie beide aber trügen Narrenmützen.

Am 24. und 25. Januar überschritt die Armee in einer Stärke von 100 000 Mann an verschiedenen Punkten von Kowno bis Ustilug die Grenzen des Königreichs, ohne Widerstand zu finden. Unsre Abteilung folgte durch Wyssoko-Mjassoweck und Nur bis Ssokolowo. Dort übergab Gerstenzweig dem Großfürsten den fünfzehntägigen Bericht über den Zustand des Heeres zur Unterschrift. Der Großfürst sah auf den Bericht und fragte: „Was ist das?" Auf die Antwort, daß es der gewöhnliche Bericht sei, der vorschriftsmäßig, dem Armeebefehl entsprechend, angefertigt sei, bemerkte er: „Das ist Unsinn, der Bericht muß so geschrieben werden, wie es bei mir in Warschau üblich war."

Bis Sedletz, wo wir am 2. Februar einrückten, bekamen wir kaum einen Eingeborenen zu Gesicht. Dermaßen war man eingeschüchtert, daß außer Kranken und gebrechlichen Greisen alles sich verborgen hielt. Unsrer Vorhut wurden heimlich kleine Fähnchen zugeworfen mit russischen und polnischen Inschriften folgenden Inhalts: „Für unsre und eure Freiheit."

Die polnische Armee zog sich allmählich zurück, als wünsche sie, um Widerstand zu leisten, sich unter Warschau zu konzentrieren; an einigen Orten wurde sie gleichwohl ereilt, und so hatten wir am 5. Februar unter Kaluschin einen Kampf zu bestehen, an dem unsre vier Uebungsgeschütze teilnahmen. Korff und ich wir eilten deshalb dorthin. Hier machte ich zuerst Bekanntschaft mit dem Pfeifen der Flintenkugeln und der Artilleriegeschosse. Seine Hoheit ritt auf die Anhöhe und war Zuschauer des Kampfes, der erst mit Einbruch der Nacht sein Ende fand. Dem Feinde gelang es, sich nach Minsk zurückzuziehen. Etwa um Mitternacht kehrten Korff und ich auf unsern Platz in der Umgegend von Sedletz zurück. An diesem Tage war ich genötigt gewesen, siebzig Werst zu reiten. Am folgenden Tage kamen wir nach Minsk, während die Vorhut sich schon in Dembe-Welke befand. Am 7. hatte dieselbe ein großes Gefecht bei Wawr zu bestehen, an welchem hauptsächlich das 1. Infanteriecorps teilnahm. Auf feindlicher Seite befehligte Chlopicki, bei uns der Oberkommandierende selbst. Nachdem die unsrigen Wawr und Wygoda besetzt hatten, kehrte Diebitsch mit Toll nach Milosna — etwa zwölf Werst von Warschau entfernt — zurück. Im Gefechte bei Wawr wurde Iwan Onufrijewitsch Ssuchosanet durch eine Kartätsche an der Ferse verwundet. Das Bein mußte ihm abgenommen werden. Sei es nun, daß man hierbei ungeschickt verfuhr, oder beeilte er sich zu sehr mit seiner Abreise, genug — in Brest erfolgte eine neue Amputation. Als der Artilleriechef der 2. Armee, General der Artillerie Jaschwil, diese Nachricht erfuhr, soll er geäußert haben: „Man nennt die Polen stumpfsinnig, aber jedenfalls haben sie ein Pulver erfunden, welches sogar Suchosanet niedergeworfen hat." Ssuchosanet hatte nämlich als Adjutant Jaschwils seine Carriere gemacht.

An diesem Tage gelangten wir nach Dembe-Welke. Korff erfuhr hier, daß Suchosanet noch am Morgen der 5. Batteriekompanie einen gefangenen Raketierer übergeben hatte, welcher, wie es sich erwies, vom Kompaniekommandeur Baron Korff dem ersten ihm begegnenden Gefangenentransporte ausgeliefert worden war. Der General war mit dieser Verfügung seines Bruders nicht zufrieden, wies mir einen Reiter zu und befahl, dem Transporte nachzujagen, um den Gefangenen zurückzubringen. Ich holte den Zug in Katuschin ein, setzte den Raketierer aufs Pferd meines Begleiters und gelangte mit ihm weit nach Mitternacht wieder zu meiner Abteilung. An diesem Tage war ich mehr wie fünfundsiebzig Werst geritten. Korff schlief nicht; er lag mit der Zeitung

in der Hand da und erwartete meine Rückkehr. Den Polen übergab man aufs neue der Kompanie, aber als gefragt wurde, was mit ihm zu geschehen habe, erfolgte der Bescheid, ihn dem ersten Gefangenentransporte zu übergeben, da Ssuchosanet verwundet sei und niemand wisse, warum er ihn zurückgehalten habe. So war meine ganze Mühe umsonst gewesen.

Am 8. gelangten wir nach Milosna, wo Korff, in Ermangelung einer Wohnung, ein Biwak in der Nähe des Hauses bezog, in welchem sich die Verwaltung der Armeeartillerie befand. Der Chef der gesamten Artillerie war der Fürst Gortschakoff. Man erzählte mir hier, daß in einer Hütte der bei Wawr gefallene Adjutant Ssuchosanets liege — der Lieutenant Lukin, der Sohn des bekannten Seehelden aus den Zeiten der Kaiserin Katharina II. Ich fand ihn in der That auf einer Bank daliegend mit durchschossener Brust und im bloßen Hemde. Mit Muße besichtigte ich das Schlachtfeld von Wawr. Der Anblick eines ungeordneten Schlachtfeldes macht auf den, der daran nicht gewohnt ist, einen schrecklichen Eindruck. Die unsrigen waren allerdings fortgebracht, aber eine Menge feindlicher Leichen lag noch da. Der trübe Tag ließ sie bläulich blaß erscheinen; alle waren sie nur mit Hemden bekleidet, welche die blaue Farbe vom abfärbenden Tuche der polnischen Uniformen angenommen hatten. Nur während der Schlacht konnte man gefallene Polen bekleidet sehen; kurze Zeit nachher fanden sich stets Liebhaber ein, welche ihnen alles raubten, ausgenommen allein die Hemden. Ohne Hemd habe ich allerdings keine Leiche gesehen.

2.

Die Schlacht bei Grochow.

Diebitsch besuchte Seine Hoheit den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, lobte den guten Zustand des Gardecorps, welches aus Warschau sozusagen nur in Ueberziehern ausgerückt war, und bat, ihm die ganze Abteilung zu zeigen. Der Zesarewitsch wandte sich zu Gerstenzweig und sagte: „Daniel Alexandrowitsch, stellen Sie dem Grafen die ganze Abteilung vor.“ Am andern Tage hielt Diebitsch eine Musterung über uns ab, doch der Großfürst war nicht erschienen.

Der Fürst Gortschakoff übernahm sein neues Amt mit der ihm eigenen Energie; sich mit dem Wesen der Sache zu einer Zeit vertraut zu machen, da die Artillerie nicht für Paraden, sondern für einen ernsthaften Kampf nötig wurde, mit den Chefs aller Truppenteile bekannt zu werden — das ist keine Kleinigkeit. Tag und Nacht war der Fürst in Thätigkeit und sein Stab hatte ebenfalls keine Ruhe. Eines Morgens wurde ich um 4 Uhr geweckt und ins Stabslokal berufen. Beim Eintritt fand ich alle bei der Arbeit. Ich wandte mich an den älteren Adjutanten, Kapitän Besack (als Generalgouverneur von Kijew gestorben), und fragte ihn, weshalb ich hinbeordert sei. Er erwiderte mir, der Fürst habe nach mir verlangt, ich möge zu ihm hineingehen. Ich traf Gortschakoff am Schreibtische, der mit Papieren bedeckt war, teilte die nötigen dienstlichen Auskünfte mit und verließ das Zimmer. Dabei begegnete ich meinem Dienstkameraden, dem Sekondelieutenant Schischko, welcher als Hilfsarbeiter dem Stabe zukommandiert war. Dieser sagte mir: „Siehst du, wie hier der Dienst ist; du hast dich schon ausgeschlafen, aber wir haben uns noch gar nicht hingelegt."

Ich weiß nicht, wo das Wolhynische Regiment zu der Zeit stand, aber einen Tag vor der Schlacht bei Grochow kam der Stabskapitän v. Güldenstubbe des genannten Regiments zu mir, der in der Folge Kommandierender des Moskauer Militärbezirks war, und fragte mich, ob ich mit ihm nicht zur Avantgarde reiten wolle, um den Major Aghté zu sehen, meinen Vetter mütterlicherseits, welcher im Jekaterinoslawschen Regimente diente. Es sei hier bemerkt, daß Aghté und ich uns von Kindheit an kannten, aber seit dieser Zeit nicht zusammengetroffen waren, und daß ich nicht gewußt hatte, wo er sich aufhielt. So ritten wir denn zur Vorhut, und ich hatte die Freude, den mir teuren Verwandten wiederzusehen. Güldenstubbe war ein Altersgenosse Aghtés; vor ihrem Eintritt in den Dienst hatten sie sich in Arensburg gekannt, wo wir alle drei geboren waren. Im Verlaufe des Feldzuges traf ich Aghté einigemal und zuletzt vor Warschau, wo er das Unglück hatte, einen Arm zu verlieren. Zur Heilung seiner Wunde wurde er nach Reval beurlaubt, doch nützte ihm das nichts, nach Verlauf eines Jahres starb er.

Zum 14. Februar erwarteten wir den Fürsten Schachowskoi mit zwei Infanteriedivisionen. Man erzählte sich, daß der Feind an diesem Tage zu einer Schlacht veranlaßt werden sollte, wobei Schachowskoi, der von rechts heranrückte, die Polen von Warschau abschneiden und sie entweder in die im Auftauen begriffenen Sümpfe werfen, oder aber zwingen sollte, die Waffen zu strecken. Leider

marschierte Schachowskoi zu rasch, er hatte ein Gefecht bei Bjalolenko zu bestehen, und infolgedessen wurde der Plan Diebitschs verraten. Am 13. Februar begab sich der Feldmarschall früh morgens zur Armee, und nachdem er durch die Truppen geritten war, befahl er, das Gebet abzuhalten. Auf einmal verkündete Kanonendonner, daß die Grenadiere von Krukowecki bei Bjalolenko angegriffen seien. Sofort wurden die Corpskommandeure zusammenberufen und der Befehl erteilt, zur Rettung Schachowskois in den Kampf einzugreifen. Die Truppen traten unters Gewehr, nahmen die ihnen zugewiesenen Stellungen ein und die Artillerie ließ ihren Donner erschallen.

Der Feldmarschall hielt auf einer Anhöhe, gegenüber dem berühmten Erlenhaine, auf der rechten Seite der Chaussee. Das 1. Corps war auf der Chaussee postiert. Mit seiner linken Flanke vereinigte sich das 6. Corps (das Litauische), von welchem einige Bataillone zuerst den Hain angriffen, der von Shemirski verteidigt wurde. Alle Vorteile des Ortes kamen dem Feinde zu statten. Der Hain war von zwei parallel laufenden Gräben durchschnitten. Tapfer rückten unsre Kolonnen vor, ohne auf das Kreuzfeuer der Artillerie zu achten, und erlitten schweren Schaden durch die feindlichen, hinter den Bäumen versteckten Scharfschützen. Schon hatten sie den ersten Graben überschritten und begannen den Feind vor sich herzutreiben, da hemmte der zweite Graben ihren Vormarsch. Aber eine hinzukommende Verstärkung gewährte die Möglichkeit, auch dieses Hindernis zu überschreiten, und aufs neue wurde der Feind zurückgedrängt. Die Polen, als sie den Rückzug der ihrigen sahen, schickten ihnen ebenfalls Soldaten, und nun trieb Prondsinski, welcher mit Shemirski die Operationen leitete, die unsrigen aus dem Walde. Da erhielten wir Verstärkungen und die Schlacht erneuerte sich mit großer Erbitterung.

Der Feldmarschall ließ jetzt um die Erlaubnis nachsuchen, das Ulanenregiment Seiner Hoheit und die 3. Gardereiterkompanie ins Feuer zu führen, worauf der Zesarewitsch erwiderte, daß die ganze Abteilung zur vollen Verfügung des Grafen stehe.

Seine Hoheit hielt auf einer Anhöhe, die sehr günstig gelegen war, um den Gang der Schlacht zu beobachten. Bei ihm befanden sich der Graf Kuruta, General Gerstenzweig (als die Ulanen und die Reiterkompanie eingriffen, ritt er fort), Fensch, Dannenberg und Korff, welche zur Dejour gehörten und bei verschiedenen Personen Adjutantenobliegenheiten erfüllt hatten; ich hatte mich zwei Schritte hinter dem Zesarewitsch aufgestellt. Mit Hilfe von Fernröhren folgten

alle aufmerksam dem Gange der Schlacht. Besonders war es der Zesarewitsch, welcher einen Erfolg herbeiwünschte.

Etwa um elf Uhr hatten die unsrigen aufs neue fast den ganzen Hain besetzt. Chlopicki hatte befohlen, ihn unter allen Umständen zu halten und sandte jetzt frische Truppen ins Feuer. Shenierski wollte sich mit seiner ermüdeten Division entfernen, als ihm der Arm abgeschossen wurde; man brachte ihn nach Warschau, wo er kurze Zeit darauf starb.

Um die Mittagszeit ungefähr war beinahe der ganze Hain von uns besetzt worden, aber aufs neue erhielt der Feind Verstärkungen und wir mußten weichen. Dem 6. Corps kamen hierauf eine Division Infanterie und eine Scharfschützenbrigade zu Hilfe.

Toll kommandierte auf dem rechten, Neidhardt auf dem linken Flügel. Achtzehn Geschütze der reitenden Artillerie wurden unter Bedeckung der Ukrainschen Ulanen zur Südseite vorgeschoben und die Batteriekompanie des Obersten Rönne, bei welcher ich in den Listen geführt wurde, rückte zur linken Seite des Waldes vor. Der Feind erhielt hierauf gleichfalls eine Verstärkung, welche laut das Revolutionslied sang: „Jeszcze Polska nie zginela pùka my žiemy“ (Noch ist Polen nicht verloren u. s. w.).

Chlopicki selbst übernahm jetzt die Verteidigung des Haines. Unsre Scharfschützen rückten zum zweiten Graben vor, wurden aber vom heftigen Feuer der polnischen Artillerie zurückgedrängt. Die Polen besetzten nunmehr den Wald, drangen vorwärts und begannen Kolonnen zu bilden; sie eroberten zwei unsrer Geschütze, welche im Sumpfe stecken geblieben waren. Diebitsch sandte eine Brigade Grenadiere zur Verstärkung und sprengte selbst ins Feuer. Unterdessen übernahmen die ihn umgebenden Generäle und Adjutanten den Oberbefehl über die verwaisten Truppen und führten sie gegen den Feind. Chlopicki, im grauen Rocke, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, hatte zwei Pferde unter sich verloren und eine leichte Wunde am Fuße davongetragen; trotzdem fuhr er fort, den streitigen Hain zu halten, der mit Leichen bereits angefüllt war. Die unsrigen eroberten jetzt die zwei Geschütze wieder, welche ihnen der Feind abgenommen hatte. Bereits waren die Grenadiere und Scharfschützen am zweiten Graben angelangt. Dort entbrannte nun die Schlacht aufs neue, aber gegen die verzweifelte Tapferkeit der unsrigen konnten die Polen jetzt nicht mehr standhalten; um drei Uhr überschritten unsre Truppen den zweiten Graben und besetzten den ganzen Hain, der dieses Mal in unsern Händen verblieb. Nach der allgemeinen Schätzung lagen daselbst an Toten und Verwundeten

auf beiden Seiten gegen achttausend Mann. Die polnischen Versemacher beeilten sich, die beispiellose Tapferkeit der ihrigen bei der Verteidigung des Haines zu besingen, während die Warschauer Patrioten es für ihre Pflicht hielten, unter allen Umständen ein Kreuzchen oder eine andre Kleinigkeit vom Holze aus dem berühmten Haine zu besitzen.

Nun war das Uebergewicht auf unsrer Seite. Chlopicki war zu Radziwill geritten, um mit ihm zu konferieren; bei der Rückkehr wurde sein Pferd durch eine Granate verwundet, er selbst erlitt am Fuße eine Kontusion; besinnungslos war er zu Boden gestürzt, worauf die Sensenmänner ihn aufhoben und nach Warschau brachten. Von dort begab er sich bald nach Krakau. Unterdessen zog sich unsre Armeelinie vorwärts und bedrängte, verstärkt durch die Artillerie, mehr und mehr den Feind. Die feindlichen Gewehrsalven verstummten allmählich und die offenkundige Verwirrung bestimmte Toll zu einem allgemeinen Angriff. Der Vorstoß der Kavallerie wurde indes durch die Menge der Gräben behindert; das hielt Toll aber nicht zurück. Er ließ Gerstenzweig mit vierundzwanzig Geschützen der reitenden Artillerie vorrücken, hinter ihnen stellten sich das Ulanenregiment Seiner Hoheit und das Kürassierregiment des Prinzen Albert auf. In zweiter Linie hinter den Ulanen das Starodubsche Regiment und hinter dem Regimente des Prinzen Albert die Nowgorodschen Kürassierregimenter. Hinter diesen wiederum in dritter Linie das Kürassierregiment des Militärordens. Toll versammelte die Brigade- und Regimentskommandeure und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln; er selbst wollte mit den Ulanen den Angriff beginnen. Nach der Rückkehr zu seinem Standorte eröffnete der Kommandeur des Prinz Albert-Regiments Baron Meyendorff seinem Regimente, daß den Polen der Rückzug nach Praga abgeschnitten werden müsse, und als er hierauf bemerkte, daß eine polnische Batterie ein heftiges Feuer gegen die Russen eröffnete, erbat er vom Brigadekommandeur Kablukoff die Erlaubnis, sie zum Schweigen zu bringen. Die Genehmigung wurde erteilt, Meyendorff erhob den Pallasch und kommandierte: „Vorwärts“. Toll, unzufrieden mit dieser raschen Bewegung, befahl den vierundzwanzig Geschützen Gerstenzweigs, sich in Trab zu setzen, und rückte selbst mit den Ulanen vor, um mit dem Prinz Albert-Regiment in einer Linie zu bleiben. Die Batterie, gegen welche Meyendorff vordrang, läßt ihn vorbei; er wirft sich auf die Truppen, welche die Batterie deckten, das 8. Regiment gibt auf fünfzig Schritt Feuer, aber schon dringen die Kürassiere in die Kolonne ein — sie ergibt sich.

Meyendorff, in der Meinung, daß er weiter müsse, marschiert mit zwei Divisionen vorwärts, während die dritte vom zurückweichenden Kablukoff aufgehalten wird. Hinter ihm blieben die übrigen Regimenter, welche bereits vorgerückt waren, ebenfalls stehen. Einige versicherten allerdings, daß diese Regimenter überhaupt nicht vorgerückt seien. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, mir schien es auch, als hätten sie sich nicht gerührt. Wie dem auch sei, Meyendorff ging allein vorwärts; alle folgten ihm beklommenen Herzens; schon sieht man ihn nicht mehr, aber man hört laute Hurrarufe. Unterdessen griffen die Olwiopolschen und Sumschen Husaren die polnische Infanterie am linken Flügel an, welche, erschreckt durch das Ungestüm der Kürassiere, sofort zurückwich und das 3. Jägerregiment sowie die Sensenmänner mit sich fortriß. Dabei gerieten sie zum Teil in die fast aufgetauten Sümpfe und kamen dort um. Nachdem Grochow genommen war, wich der rechte Flügel des Feindes schnell zurück und alles eilte in voller Auflösung nach Praga. Im Entsetzen überschritt man selbst das unzuverlässige Eis der Weichsel.

Der Angriff der Ulanen war nicht gelungen.

Die Ukrainer fielen in den Sumpf; das Regiment Seiner Hoheit stieß bei Grochow auf einen Wassergraben von drei Faden Breite, welcher unmöglich überschritten werden konnte und welchen es, da bereits zahlreiche Mannschaften durch das Gewehrfeuer gefallen waren, von rechts zu umgehen begann. Als Toll den Mißerfolg sah, wollte er den Angriff Meyendorffs mit den übrigen Kürassieren unterstützen, aber schon war es zu spät. Meyendorff kam zurück, er hatte sich durch die polnische Armee durchgeschlagen und mit ihm erschien auch Kablukoff, dessen Pferd von mehreren Kugeln durchbohrt gefallen war und den Reiter dadurch gerettet hatte. Meyendorff selbst hatte zwei Pferde unter sich verloren und benutzte das Pferd eines polnischen Ulanen zur Rückkehr. Hinter ihm kamen die Kürassiere in kleinen Trupps, aber kaum die Hälfte von diesen Tapferen war übrig. Sie waren schnell bis zu den Befestigungen von Praga vorgedrungen, einige selbst nach Praga hineingeritten, und von diesen letzteren hatten sieben die Warschauer Brücke erreicht; von dort mußten sie indes zurückkehren, so gut es eben ging.

Auf beiden Seiten war man auf diese Handvoll Tapferer aufmerksam geworden. Toll umarmte Meyendorff und beglückwünschte ihn zu seiner Waffenthat. In der Folge erkannte ihm auch das Ordenskapitel des Georgsordens das Georgskreuz 4. Klasse zu.

welcher Gnade üben kann. Die Erfüllung dieser Bedingung würde mich außerordentlich erfreuen. Auf die Volksvertreter ist die gesetzliche Verpflichtung gelegt, die Verletzung der Ordnung zu ahnden, dadurch würde ich dieser unangenehmen Verpflichtung entgehen. Mögen sie die Uebelthäter dem Gerichte übergeben, auch das mildeste Urteil wäre ein Beweis, daß sie die Verletzung der Heiligkeit der Gesetze zu büßen wünschen. Die Zahl der Schuldigen ist bisher nicht so groß, der größte Teil der Armee hat keinen Verrat bekundet und das 4. Regiment, die Junkerschule sowie das Sappeurbataillon können ihre Vergehen in Schlachten abwaschen. Blicken Sie doch auf meine Garden, welche sich bei meiner Thronbesteigung empörten — wetteifernd bemühen sie sich jetzt, mir ihre Ergebenheit zu beweisen, und ich vertraue ihnen vollkommen. Bin ich denn so furchtbar, so unversöhnlich? Sie haben gesehen, wie ich mit den vielen verfuhr, die an den Ereignissen des Jahres 1825 teilgenommen haben."

Hier bemerkte Jezerski, daß der größte Teil des Volkes und Heeres nicht Anteil hätte am frechen Unternehmen einer Handvoll Jünglinge, daß aber infolge verschiedener Umstände das Volk genötigt gewesen sei, seine gegenwärtige Haltung einzunehmen.

„Es ist ganz in der Ordnung," entgegnete der Kaiser, daß die Bürger sich anfangs bewaffneten und die Nationalgarde zum Schutze ihres Eigentums errichteten; aber ich kann mir die augenblickliche Lage nicht erklären, die Bewaffnung des ganzen Königreichs, die neue Aushebung und andre Kriegsvorbereitungen. Gegen wen bewaffnet man sich? Was bedeuten die Proklamationen, welche in meinen Provinzen heimlich verbreitet werden, um die Ordnung zu zerstören und meine Soldaten zu verführen? Wie kann das alles mit den Gefühlen der Ergebenheit zu mir in Einklang gebracht werden?"

Auf diese Fragen bemerkte Jezerski, daß alles der Furcht zugeschrieben werden müsse, welche infolge der Plötzlichkeit der Ereignisse die Bevölkerung ergriffen habe. „Diese Furcht," fuhr er fort, „hat bei der Empfindung einer allgemeinen Gefahr alle geeinigt und kann nur durch Gnadenworte des Monarchen beseitigt werden." Vorsichtig wies er alsdann auf den Wunsch der Nation hin: die Vereinigung der polnisch-russischen Provinzen mit dem Königreiche.

„Ich bin König von Polen und will es bleiben; niemals werde ich in einen Vorschlag einwilligen, der Nachgeben von mir fordert, besonders wenn es in einem Augenblicke geschieht, da ein bewaffneter Widerstand mir gegenübersteht. Thäte ich das, so würde ich die heilige Pflicht vergessen, welche von der Vorsehung mir auf-

erlegt ist. Möge man mir doch glauben — ich wünsche nicht, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Versetzen Sie sich in meine Lage. Kann ich, der gesetzliche König, mit meinen Unterthanen in erniedrigende Verhandlungen treten? Kann ich es zugeben, daß man mir entehrende Bedingungen stellt, denen ich mich unterwerfen sollte? Wäre ich nichts andres, als König von Polen, so befände ich mich jetzt in Ihrer Mitte, aber als Kaiser von Rußland bin ich gebunden und darf die Ehre und Würde des Reiches nicht aus den Augen lassen. Ich werde mich durchaus nicht beeilen. Sagen Sie mir, auf welche Art die Angelegenheit so geregelt werden kann, daß das, was geschehen soll, würdig ist eines Königs von Polen, der gleichzeitig Kaiser von Rußland ist, — weiter verlange ich nichts. Ich hege nur einen Wunsch — die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage mit den Polen selbst zu ordnen; deshalb hätte ich gerne hier einen Rat zur Stelle, der zusammengesetzt ist aus Senatoren, Deputierten und treuen, achtungswerten Unterthanen."

Alsdann bemerkte der Kaiser, daß alle Senatoren des Königreichs Polen, welche sich in Rußland aufhielten, nach Petersburg berufen seien, und daß er seinen Wunsch wiederhole, die Polen selbst möchten diejenigen zur Verantwortung ziehen, welche sie an den Rand des Verderbens gebracht hätten.

„Ich will nicht selbst bestrafen, aber die Polen sollten doch wissen, daß ich unbedingt Genugthuung verlange. Kann ich denn alles vergessen? Wie soll ich das nicht mehr sehen, was sich ereignet hat? Ist denn nicht Blut dabei geflossen? Hat man nicht meinen Bruder beleidigt? Nach Ihren Gesetzen sind diejenigen, welche am Aufstande teilgenommen haben, Staatsverbrecher geworden. Schließlich verlangt man von mir die Rückgabe der mit dem Reiche verbundenen polnischen Provinzen; das habe ich durchaus nicht erwartet, mit Drohungen erreicht man nichts Unmögliches. Kann ich einem Volke, das unter meinem Zepter steht, auf Kosten eines andern Wohlthaten erweisen?"

Jezerski, der die Abgeschmacktheit seiner Erklärung einsehen mochte, verlor die Fassung und wußte nicht, was er antworten sollte. Er entschuldigte sich mit seiner Unerfahrenheit in politischen Dingen, bat den Kaiser, das Vorhergegangene zu vergessen und seiner Großmut freien Spielraum zu lassen.

„Ich habe ein Manifest erlassen," sagte der Herrscher, „es setzt meine Absichten in betreff Polens fest und zeigt, unter welchen Bedingungen Sie mich unter sich sehen können. Wenn unvorher-

gesehene Umstände die Erfüllung einiger Bedingungen erschweren, so willige ich gerne in Zugeständnisse."

Schließlich sagte der Kaiser, daß er als König von Polen verpflichtet sei, den Aufstand niederzuwerfen und die Uebertreter des Gesetzes zu bestrafen; nicht die Nation, sondern nur einige Verräter hätten bisher seine Unzufriedenheit verdient; wenn aber das Volk sich gegen ihn bewaffne und mit seinen Heeren kämpfen wolle, so würden Kanonensalven Polen vernichten."

Als Jezerski hierauf einen Bericht übergab, in welchem die Ursachen der Unzufriedenheit und die Forderungen der Polen dargelegt waren, schrieb der Kaiser mit Bleistift darauf: „Ich habe meinen Eid nicht gebrochen; ich habe alle Verpflichtungen hinsichtlich des Königreichs, das ich von meinem Bruder geerbt, genau erfüllt, mit allen Bedingungen der Verfassung, welche er seinem freien Willen gemäß für gut fand. Das Volk ist es, das seinen Eid gebrochen hat, und ich könnte, falls ich es wollte, mich auch des Eides entledigt halten, den ich dem Volke geleistet. Gleichwohl thue ich das nicht. Das ist alles, was ich sagen kann; eine andre Handlungsweise wäre eine unverzeihliche und unheilvolle Schwäche, zu der niemand mich zu bewegen im stande ist. Vertrauen Sie mir und Sie werden glücklich sein; die Worte eines Monarchen, welcher den Wert der Ehre voll empfindet, verdienen Vertrauen."

So endete die Audienz, bei welcher der Kaiser offen seine Meinung aussprach; aber in der Folge, nachdem die Thronentsetzung ausgesprochen war und die kriegerischen Maßnahmen begonnen hatten, drückte er sich bei einer andern Gelegenheit folgendermaßen aus: „Ich hätte die polnische Verfassung gewahrt, weil ich mein Wort gegeben habe, obwohl meine Lage wesentlich erschwert worden wäre; jetzt aber haben sie mir die Hände gebunden und die Sache vereinfacht, indem sie mutwillig ihre Freiheitsurkunde selbst zerrissen."

Jezerski kehrte, wie ich schon Gelegenheit hatte zu erwähnen, im neuen Jahre nach Warschau zurück.

Am 7. Januar wurde der Reichstag eröffnet, und am Abende des folgenden Tages vor der Wahl Radziwills stellte Soltyk den Antrag, das Haus Romanow des polnischen Thrones für verlustig zu erklären. Man nahm den Antrag schweigend entgegen, und die Verhandlung hierüber wurde vertagt. Auf der Sitzung vom 13. Januar gelangten Nachrichten aus Petersburg zur Mitteilung, und hierbei berichtete Jezerski über den Erfolg seiner Mission. Darauf erhob sich ein entsetzlicher Lärm und Tumult; man beschuldigte ihn des Kleinmuts und nannte ihn einen Verräter. „Meine Herren,"

entgegnete Jezerski, „es ist nicht dasselbe, hier in Warschau seine Unzufriedenheit gegen den Kaiser zu äußern oder in Petersburg mit ihm zu reden.“ Schließlich erhob sich der Marschall des Reichstags, Graf Ostrowski, und sprach: „Nach den Mitteilungen, die an uns gelangt sind, und nach den Proklamationen des Grafen Diebitsch ist es sicher, daß wir ohne Krieg unser Ziel nicht erreichen werden. Wir können nicht mehr, sei es infolge von Gewohnheit oder durch Furcht, Nikolai als unsern König ansehen; wir sind nur durch den Eid gebunden, den wir seit undenklichen Zeiten unsern frei gewählten Königen geleistet haben. Ich schlage daher vor, die Diskussion über den Antrag Soltyks zu beginnen.“ Der Bruder des Marschalls, der Chef der Nationalgarde, unterstützte diesen Antrag durch eine Rede. Wolowski schlug vor, die Unabhängigkeit der Nation zu proklamieren. Da erhob sich Ledochowski und schrie mit lauter Stimme: „Das Königtum Nikolais hat ein Ende!“ Die Deputierten standen gleichfalls von ihren Sitzen auf und riefen laut: „Nikolai soll nicht unser König sein!“ Die im Saale und auf den Galerieen Befindlichen stimmten in denselben Ruf ein. Die Besonnenen waren durch die getroffene Entscheidung ganz außer Fassung gebracht. Czartoryski schlug die Augen nieder, er war völlig bestürzt; nur Jezerski hatte die Kühnheit, an das Gesetz zu erinnern, nach welchem jeder Antrag vorher in den Kommissionen geprüft und dann erst dem Reichstage vorgelegt werden könne.

Aber niemand hört auf ihn, man befiehlt dem Senatssekretär, das Dekret der Thronentsetzung niederzuschreiben. Hier ist sein Inhalt:

„Die polnische Nation erklärt sich auf dem Reichstage einstimmig für unabhängig und für berechtigt, die Krone Polens dem zu verleihen, welchen sie für würdig erachtet und von dem sie überzeugt ist, daß er treu dem Eide seine und ihre Rechte schützen wird.“

Die Revolutionsmänner verlangten, daß alle Senatoren und Deputierten sogleich das Dokument unterschrieben. Viele unterschrieben hierauf blindlings, der größte Teil aber aus Furcht. Und so vollführten alle zusammen einen politischen Akt, welcher vom größeren Teil der Nation nicht gutgeheißen wurde. An demselben Tage wurde eine Totenmesse für die Opfer des Aufstandes vom 14. Dezember 1825 gefeiert. Nach der Prozession, welche sich aus diesem Anlaß durch die Stadt bewegte, trug man in Warschau die dreifarbige französische Kokarde als Sinnbild der Revolution.

Noch beschäftigte sich der Reichstag mit unnützen Dingen, wobei viel leeres Stroh gedroschen wurde, als er wie vom Donner

durch folgende Nachricht gerührt wurde: „Die Russen haben die Landesgrenze überschritten.“

Am 20. Januar verlegte Diebitsch sein Hauptquartier nach Bjelostok. Am 21. Januar rückten wir bei 25° Kälte aus. Schnee gab es so viel, daß die Artillerie am ersten Tage unter großen Anstrengungen sechs Werst im Walde zurücklegte, einen Tag zu spät in Bjelostok eintraf und dadurch einen Rasttag verlor. Das Haupthindernis bestand darin, daß nach der örtlichen Sitte die Eingänge und Ausgänge der Dörfer durch Pforten versperrt wurden; die Zäune und Pforten waren vollständig verschneit, man mußte die Schneemassen erst fortschaffen, um für die Artillerie einen Durchgang zu finden. Die zwei Tagesmärsche bis Bjelostok waren im allgemeinen sehr beschwerlich; bald stiegen die Reiter ab, um die Füße nicht zu erfrieren, bald umwickelte man die Steigbügel mit allem möglichem; trotzdem litten die Füße außerordentlich, ich selbst mußte es erfahren. In Bjelostok machte Seine Hoheit dem Grafen Diebitsch einen Besuch. Beim Heraustreten übergab der Kammerdiener Kochanowski dem Großfürsten seinen Hut in der Wachstuchumhüllung und auf die Frage: „Was ist das?“ teilte er mit, daß es auf Grund des Armeebefehls geschehe. Der Großfürst und Kuruta ließen ihre Hüte wie sie waren, zogen aber im übrigen Galauniform an. Man erzählte sich, daß Kochanowski vorher dem Grafen gesagt habe, er werde beiden die Hüte vernähen, denn alle gingen vernünftig einher, sie beide aber trügen Narrenmützen.

Am 24. und 25. Januar überschritt die Armee in einer Stärke von 100000 Mann an verschiedenen Punkten von Kowno bis Ustilug die Grenzen des Königreichs, ohne Widerstand zu finden. Unsre Abteilung folgte durch Wyssoko-Mjassoweck und Nur bis Ssokolowo. Dort übergab Gerstenzweig dem Großfürsten den fünfzehntägigen Bericht über den Zustand des Heeres zur Unterschrift. Der Großfürst sah auf den Bericht und fragte: „Was ist das?“ Auf die Antwort, daß es der gewöhnliche Bericht sei, der vorschriftsmäßig, dem Armeebefehl entsprechend, angefertigt sei, bemerkte er: „Das ist Unsinn, der Bericht muß so geschrieben werden, wie es bei mir in Warschau üblich war.“

Bis Sedletz, wo wir am 2. Februar einrückten, bekamen wir kaum einen Eingeborenen zu Gesicht. Dermaßen war man eingeschüchtert, daß außer Kranken und gebrechlichen Greisen alles sich verborgen hielt. Unsrer Vorhut wurden heimlich kleine Fähnchen zugeworfen mit russischen und polnischen Inschriften folgenden Inhalts: „Für unsre und eure Freiheit.“

Die polnische Armee zog sich allmählich zurück, als wünsche sie, um Widerstand zu leisten, sich unter Warschau zu konzentrieren; an einigen Orten wurde sie gleichwohl ereilt, und so hatten wir am 5. Februar unter Kaluschin einen Kampf zu bestehen, an dem unsre vier Uebungsgeschütze teilnahmen. Korff und ich wir eilten deshalb dorthin. Hier machte ich zuerst Bekanntschaft mit dem Pfeifen der Flintenkugeln und der Artilleriegeschosse. Seine Hoheit ritt auf die Anhöhe und war Zuschauer des Kampfes, der erst mit Einbruch der Nacht sein Ende fand. Dem Feinde gelang es, sich nach Minsk zurückzuziehen. Etwa um Mitternacht kehrten Korff und ich auf unsern Platz in der Umgegend von Sedletz zurück. An diesem Tage war ich genötigt gewesen, siebzig Werst zu reiten. Am folgenden Tage kamen wir nach Minsk, während die Vorhut sich schon in Dembe-Welke befand. Am 7. hatte dieselbe ein großes Gefecht bei Wawr zu bestehen, an welchem hauptsächlich das 1. Infanteriecorps teilnahm. Auf feindlicher Seite befehligte Chlopicki, bei uns der Oberkommandierende selbst. Nachdem die unsrigen Wawr und Wygoda besetzt hatten, kehrte Diebitsch mit Toll nach Milosna — etwa zwölf Werst von Warschau entfernt — zurück. Im Gefechte bei Wawr wurde Iwan Onufrijewitsch Ssuchosanet durch eine Kartätsche an der Ferse verwundet. Das Bein mußte ihm abgenommen werden. Sei es nun, daß man hierbei ungeschickt verfuhr, oder beeilte er sich zu sehr mit seiner Abreise, genug — in Brest erfolgte eine neue Amputation. Als der Artilleriechef der 2. Armee, General der Artillerie Jaschwil, diese Nachricht erfuhr, soll er geäußert haben: „Man nennt die Polen stumpfsinnig, aber jedenfalls haben sie ein Pulver erfunden, welches sogar Suchosanet niedergeworfen hat.“ Ssuchosanet hatte nämlich als Adjutant Jaschwils seine Carriere gemacht.

An diesem Tage gelangten wir nach Dembe-Welke. Korff erfuhr hier, daß Suchosanet noch am Morgen der 5. Batteriekompanie einen gefangenen Raketierer übergeben hatte, welcher, wie es sich erwies, vom Kompaniekommandeur Baron Korff dem ersten ihm begegnenden Gefangenentransporte ausgeliefert worden war. Der General war mit dieser Verfügung seines Bruders nicht zufrieden, wies mir einen Reiter zu und befahl, dem Transporte nachzujagen, um den Gefangenen zurückzubringen. Ich holte den Zug in Katuschin ein, setzte den Raketierer aufs Pferd meines Begleiters und gelangte mit ihm weit nach Mitternacht wieder zu meiner Abteilung. An diesem Tage war ich mehr wie fünfundsiebzig Werst geritten. Korff schlief nicht; er lag mit der Zeitung

in der Hand da und erwartete meine Rückkehr. Den Polen übergab man aufs neue der Kompanie, aber als gefragt wurde, was mit ihm zu geschehen habe, erfolgte der Bescheid, ihn dem ersten Gefangenentransporte zu übergeben, da Ssuchosanet verwundet sei und niemand wisse, warum er ihn zurückgehalten habe. So war meine ganze Mühe umsonst gewesen.

Am 8. gelangten wir nach Milosna, wo Korff, in Ermangelung einer Wohnung, ein Biwak in der Nähe des Hauses bezog, in welchem sich die Verwaltung der Armeeartillerie befand. Der Chef der gesamten Artillerie war der Fürst Gortschakoff. Man erzählte mir hier, daß in einer Hütte der bei Wawr gefallene Adjutant Ssuchosanets liege — der Lieutenant Lukin, der Sohn des bekannten Seehelden aus den Zeiten der Kaiserin Katharina II. Ich fand ihn in der That auf einer Bank daliegend mit durchschossener Brust und im bloßen Hemde. Mit Muße besichtigte ich das Schlachtfeld von Wawr. Der Anblick eines ungeordneten Schlachtfeldes macht auf den, der daran nicht gewohnt ist, einen schrecklichen Eindruck. Die unsrigen waren allerdings fortgebracht, aber eine Menge feindlicher Leichen lag noch da. Der trübe Tag ließ sie bläulich blaß erscheinen; alle waren sie nur mit Hemden bekleidet, welche die blaue Farbe vom abfärbenden Tuche der polnischen Uniformen angenommen hatten. Nur während der Schlacht konnte man gefallene Polen bekleidet sehen; kurze Zeit nachher fanden sich stets Liebhaber ein, welche ihnen alles raubten, ausgenommen allein die Hemden. Ohne Hemd habe ich allerdings keine Leiche gesehen.

2.

Die Schlacht bei Grochow.

Diebitsch besuchte Seine Hoheit den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, lobte den guten Zustand des Gardecorps, welches aus Warschau sozusagen nur in Ueberziehern ausgerückt war, und bat, ihm die ganze Abteilung zu zeigen. Der Zesarewitsch wandte sich zu Gerstenzweig und sagte: „Daniel Alexandrowitsch, stellen Sie dem Grafen die ganze Abteilung vor.“ Am andern Tage hielt Diebitsch eine Musterung über uns ab, doch der Großfürst war nicht erschienen.

Der Fürst Gortschakoff übernahm sein neues Amt mit der ihm eigenen Energie; sich mit dem Wesen der Sache zu einer Zeit vertraut zu machen, da die Artillerie nicht für Paraden, sondern für einen ernsthaften Kampf nötig wurde, mit den Chefs aller Truppenteile bekannt zu werden — das ist keine Kleinigkeit. Tag und Nacht war der Fürst in Thätigkeit und sein Stab hatte ebenfalls keine Ruhe. Eines Morgens wurde ich um 4 Uhr geweckt und ins Stabslokal berufen. Beim Eintritt fand ich alle bei der Arbeit. Ich wandte mich an den älteren Adjutanten, Kapitän Besack (als Generalgouverneur von Kijew gestorben), und fragte ihn, weshalb ich hinbeordert sei. Er erwiderte mir, der Fürst habe nach mir verlangt, ich möge zu ihm hineingehen. Ich traf Gortschakoff am Schreibtische, der mit Papieren bedeckt war, teilte die nötigen dienstlichen Auskünfte mit und verließ das Zimmer. Dabei begegnete ich meinem Dienstkameraden, dem Sekondelieutenant Schischko, welcher als Hilfsarbeiter dem Stabe zukommandiert war. Dieser sagte mir: „Siehst du, wie hier der Dienst ist; du hast dich schon ausgeschlafen, aber wir haben uns noch gar nicht hingelegt."

Ich weiß nicht, wo das Wolhynische Regiment zu der Zeit stand, aber einen Tag vor der Schlacht bei Grochow kam der Stabskapitän v. Güldenstubbe des genannten Regiments zu mir, der in der Folge Kommandierender des Moskauer Militärbezirks war, und fragte mich, ob ich mit ihm nicht zur Avantgarde reiten wolle, um den Major Aghté zu sehen, meinen Vetter mütterlicherseits, welcher im Jekaterinoslawschen Regimente diente. Es sei hier bemerkt, daß Aghté und ich uns von Kindheit an kannten, aber seit dieser Zeit nicht zusammengetroffen waren, und daß ich nicht gewußt hatte, wo er sich aufhielt. So ritten wir denn zur Vorhut, und ich hatte die Freude, den mir teuren Verwandten wiederzusehen. Güldenstubbe war ein Altersgenosse Aghtés; vor ihrem Eintritt in den Dienst hatten sie sich in Arensburg gekannt, wo wir alle drei geboren waren. Im Verlaufe des Feldzuges traf ich Aghté einigemal und zuletzt vor Warschau, wo er das Unglück hatte, einen Arm zu verlieren. Zur Heilung seiner Wunde wurde er nach Reval beurlaubt, doch nützte ihm das nichts, nach Verlauf eines Jahres starb er.

Zum 14. Februar erwarteten wir den Fürsten Schachowskoi mit zwei Infanteriedivisionen. Man erzählte sich, daß der Feind an diesem Tage zu einer Schlacht veranlaßt werden sollte, wobei Schachowskoi, der von rechts heranrückte, die Polen von Warschau abschneiden und sie entweder in die im Auftauen begriffenen Sümpfe werfen, oder aber zwingen sollte, die Waffen zu strecken. Leider

marschierte Schachowskoi zu rasch, er hatte ein Gefecht bei Bjalolenko zu bestehen, und infolgedessen wurde der Plan Diebitschs verraten. Am 13. Februar begab sich der Feldmarschall früh morgens zur Armee, und nachdem er durch die Truppen geritten war, befahl er, das Gebet abzuhalten. Auf einmal verkündete Kanonendonner, daß die Grenadiere von Krukowecki bei Bjalolenko angegriffen seien. Sofort wurden die Corpskommandeure zusammenberufen und der Befehl erteilt, zur Rettung Schachowskois in den Kampf einzugreifen. Die Truppen traten unters Gewehr, nahmen die ihnen zugewiesenen Stellungen ein und die Artillerie ließ ihren Donner erschallen.

Der Feldmarschall hielt auf einer Anhöhe, gegenüber dem berühmten Erlenhaine, auf der rechten Seite der Chaussee. Das 1. Corps war auf der Chaussee postiert. Mit seiner linken Flanke vereinigte sich das 6. Corps (das Litauische), von welchem einige Bataillone zuerst den Hain angriffen, der von Shemirski verteidigt wurde. Alle Vorteile des Ortes kamen dem Feinde zu statten. Der Hain war von zwei parallel laufenden Gräben durchschnitten. Tapfer rückten unsre Kolonnen vor, ohne auf das Kreuzfeuer der Artillerie zu achten, und erlitten schweren Schaden durch die feindlichen, hinter den Bäumen versteckten Scharfschützen. Schon hatten sie den ersten Graben überschritten und begannen den Feind vor sich herzutreiben, da hemmte der zweite Graben ihren Vormarsch. Aber eine hinzukommende Verstärkung gewährte die Möglichkeit, auch dieses Hindernis zu überschreiten, und aufs neue wurde der Feind zurückgedrängt. Die Polen, als sie den Rückzug der ihrigen sahen, schickten ihnen ebenfalls Soldaten, und nun trieb Prondsinski, welcher mit Shemirski die Operationen leitete, die unsrigen aus dem Walde. Da erhielten wir Verstärkungen und die Schlacht erneuerte sich mit großer Erbitterung.

Der Feldmarschall ließ jetzt um die Erlaubnis nachsuchen, das Ulanenregiment Seiner Hoheit und die 3. Gardereiterkompanie ins Feuer zu führen, worauf der Zesarewitsch erwiderte, daß die ganze Abteilung zur vollen Verfügung des Grafen stehe.

Seine Hoheit hielt auf einer Anhöhe, die sehr günstig gelegen war, um den Gang der Schlacht zu beobachten. Bei ihm befanden sich der Graf Kuruta, General Gerstenzweig (als die Ulanen und die Reiterkompanie eingriffen, ritt er fort), Fensch, Dannenberg und Korff, welche zur Dejour gehörten und bei verschiedenen Personen Adjutantenobliegenheiten erfüllt hatten; ich hatte mich zwei Schritte hinter dem Zesarewitsch aufgestellt. Mit Hilfe von Fernröhren folgten

alle aufmerksam dem Gange der Schlacht. Besonders war es der Zesarewitsch, welcher einen Erfolg herbeiwünschte.

Etwa um elf Uhr hatten die unsrigen aufs neue fast den ganzen Hain besetzt. Chlopicki hatte befohlen, ihn unter allen Umständen zu halten und sandte jetzt frische Truppen ins Feuer. Shenierski wollte sich mit seiner ermüdeten Division entfernen, als ihm der Arm abgeschossen wurde; man brachte ihn nach Warschau, wo er kurze Zeit darauf starb.

Um die Mittagszeit ungefähr war beinahe der ganze Hain von uns besetzt worden, aber aufs neue erhielt der Feind Verstärkungen und wir mußten weichen. Dem 6. Corps kamen hierauf eine Division Infanterie und eine Scharfschützenbrigade zu Hilfe.

Toll kommandierte auf dem rechten, Neidhardt auf dem linken Flügel. Achtzehn Geschütze der reitenden Artillerie wurden unter Bedeckung der Ukrainschen Ulanen zur Südseite vorgeschoben und die Batteriekompanie des Obersten Rönne, bei welcher ich in den Listen geführt wurde, rückte zur linken Seite des Waldes vor. Der Feind erhielt hierauf gleichfalls eine Verstärkung, welche laut das Revolutionslied sang: „Jeszcze Polska nie zginela pùka my žiemy“ (Noch ist Polen nicht verloren u. s. w.).

Chlopicki selbst übernahm jetzt die Verteidigung des Haines. Unsre Scharfschützen rückten zum zweiten Graben vor, wurden aber vom heftigen Feuer der polnischen Artillerie zurückgedrängt. Die Polen besetzten nunmehr den Wald, drangen vorwärts und begannen Kolonnen zu bilden; sie eroberten zwei unsrer Geschütze, welche im Sumpfe stecken geblieben waren. Diebitsch sandte eine Brigade Grenadiere zur Verstärkung und sprengte selbst ins Feuer. Unterdessen übernahmen die ihn umgebenden Generäle und Adjutanten den Oberbefehl über die verwaisten Truppen und führten sie gegen den Feind. Chlopicki, im grauen Rocke, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, hatte zwei Pferde unter sich verloren und eine leichte Wunde am Fuße davongetragen; trotzdem fuhr er fort, den streitigen Hain zu halten, der mit Leichen bereits angefüllt war. Die unsrigen eroberten jetzt die zwei Geschütze wieder, welche ihnen der Feind abgenommen hatte. Bereits waren die Grenadiere und Scharfschützen am zweiten Graben angelangt. Dort entbrannte nun die Schlacht aufs neue, aber gegen die verzweifelte Tapferkeit der unsrigen konnten die Polen jetzt nicht mehr standhalten; um drei Uhr überschritten unsre Truppen den zweiten Graben und besetzten den ganzen Hain, der dieses Mal in unsern Händen verblieb. Nach der allgemeinen Schätzung lagen daselbst an Toten und Verwundeten

auf beiden Seiten gegen achttausend Mann. Die polnischen Versemacher beeilten sich, die beispiellose Tapferkeit der ihrigen bei der Verteidigung des Haines zu besingen, während die Warschauer Patrioten es für ihre Pflicht hielten, unter allen Umständen ein Kreuzchen oder eine andre Kleinigkeit vom Holze aus dem berühmten Haine zu besitzen.

Nun war das Uebergewicht auf unsrer Seite. Chlopicki war zu Radziwill geritten, um mit ihm zu konferieren; bei der Rückkehr wurde sein Pferd durch eine Granate verwundet, er selbst erlitt am Fuße eine Kontusion; besinnungslos war er zu Boden gestürzt, worauf die Sensenmänner ihn aufhoben und nach Warschau brachten. Von dort begab er sich bald nach Krakau. Unterdessen zog sich unsre Armeelinie vorwärts und bedrängte, verstärkt durch die Artillerie, mehr und mehr den Feind. Die feindlichen Gewehrsalven verstummten allmählich und die offenkundige Verwirrung bestimmte Toll zu einem allgemeinen Angriff. Der Vorstoß der Kavallerie wurde indes durch die Menge der Gräben behindert; das hielt Toll aber nicht zurück. Er ließ Gerstenzweig mit vierundzwanzig Geschützen der reitenden Artillerie vorrücken, hinter ihnen stellten sich das Ulanenregiment Seiner Hoheit und das Kürassierregiment des Prinzen Albert auf. In zweiter Linie hinter den Ulanen das Starodubsche Regiment und hinter dem Regimente des Prinzen Albert die Nowgorodschen Kürassierregimenter. Hinter diesen wiederum in dritter Linie das Kürassierregiment des Militärordens. Toll versammelte die Brigade- und Regimentskommandeure und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln; er selbst wollte mit den Ulanen den Angriff beginnen. Nach der Rückkehr zu seinem Standorte eröffnete der Kommandeur des Prinz Albert-Regiments Baron Meyendorff seinem Regimente, daß den Polen der Rückzug nach Praga abgeschnitten werden müsse, und als er hierauf bemerkte, daß eine polnische Batterie ein heftiges Feuer gegen die Russen eröffnete, erbat er vom Brigadekommandeur Kablukoff die Erlaubnis, sie zum Schweigen zu bringen. Die Genehmigung wurde erteilt, Meyendorff erhob den Pallasch und kommandierte: „Vorwärts". Toll, unzufrieden mit dieser raschen Bewegung, befahl den vierundzwanzig Geschützen Gerstenzweigs, sich in Trab zu setzen, und rückte selbst mit den Ulanen vor, um mit dem Prinz Albert-Regiment in einer Linie zu bleiben. Die Batterie, gegen welche Meyendorff vordrang, läßt ihn vorbei; er wirft sich auf die Truppen, welche die Batterie deckten, das 8. Regiment gibt auf fünfzig Schritt Feuer, aber schon dringen die Kürassiere in die Kolonne ein — sie ergibt sich.

Meyendorff, in der Meinung, daß er weiter müsse, marschiert mit zwei Divisionen vorwärts, während die dritte vom zurückweichenden Kablukoff aufgehalten wird. Hinter ihm blieben die übrigen Regimenter, welche bereits vorgerückt waren, ebenfalls stehen. Einige versicherten allerdings, daß diese Regimenter überhaupt nicht vorgerückt seien. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, mir schien es auch, als hätten sie sich nicht gerührt. Wie dem auch sei, Meyendorff ging allein vorwärts; alle folgten ihm beklommenen Herzens; schon sieht man ihn nicht mehr, aber man hört laute Hurrarufe. Unterdessen griffen die Olwiopolschen und Sumschen Husaren die polnische Infanterie am linken Flügel an, welche, erschreckt durch das Ungestüm der Kürassiere, sofort zurückwich und das 3. Jägerregiment sowie die Sensenmänner mit sich fortriß. Dabei gerieten sie zum Teil in die fast aufgetauten Sümpfe und kamen dort um. Nachdem Grochow genommen war, wich der rechte Flügel des Feindes schnell zurück und alles eilte in voller Auflösung nach Praga. Im Entsetzen überschritt man selbst das unzuverlässige Eis der Weichsel.

Der Angriff der Ulanen war nicht gelungen.

Die Ukrainer fielen in den Sumpf; das Regiment Seiner Hoheit stieß bei Grochow auf einen Wassergraben von drei Faden Breite, welcher unmöglich überschritten werden konnte und welchen es, da bereits zahlreiche Mannschaften durch das Gewehrfeuer gefallen waren, von rechts zu umgehen begann. Als Toll den Mißerfolg sah, wollte er den Angriff Meyendorffs mit den übrigen Kürassieren unterstützen, aber schon war es zu spät. Meyendorff kam zurück, er hatte sich durch die polnische Armee durchgeschlagen und mit ihm erschien auch Kablukoff, dessen Pferd von mehreren Kugeln durchbohrt gefallen war und den Reiter dadurch gerettet hatte. Meyendorff selbst hatte zwei Pferde unter sich verloren und benutzte das Pferd eines polnischen Ulanen zur Rückkehr. Hinter ihm kamen die Kürassiere in kleinen Trupps, aber kaum die Hälfte von diesen Tapferen war übrig. Sie waren schnell bis zu den Befestigungen von Praga vorgedrungen, einige selbst nach Praga hineingeritten, und von diesen letzteren hatten sieben die Warschauer Brücke erreicht; von dort mußten sie indes zurückkehren, so gut es eben ging.

Auf beiden Seiten war man auf diese Handvoll Tapferer aufmerksam geworden. Toll umarmte Meyendorff und beglückwünschte ihn zu seiner Waffenthat. In der Folge erkannte ihm auch das Ordenskapitel des Georgsordens das Georgskreuz 4. Klasse zu.

Wenn zwei Divisionen Kürassiere solche Wunder zu vollbringen im stande waren, was hätte nicht bei einem gemeinsamen Angriff geschehen können? Die Hauptschuld fiel der 3. Division des Meyendorffschen Regiments zu, aber auch die andern Kürassiere hinter ihm hatten Halt gemacht.

So sprach man und beschuldigte namentlich den General Kablukoff, andre wiederum den Corpskommandeur Grafen Witte, welcher indes weit entfernt war und nicht wußte, was vorging. Baron Rönne, der Kommandeur der Kompanie, bei welcher ich in den Listen geführt wurde, zeichnete sich nicht durch militärische Bildung, aber wohl durch persönliche Tapferkeit aus und kommandierte zu der Zeit die Reserveartillerie. Er war Zeuge des eben geschilderten Angriffs, und als er sah, daß derselbe nicht unterstützt wurde, ritt er vor das Nowgorodsche Kürassierregiment, zog den Halbsäbel und befahl dem Regimente den Vormarsch. Dabei blieb es indessen; irgend jemand hielt ihn zurück und forderte ihn auf, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen. So erzählte man, und in der Folge bestätigte mir Baron Rönne selbst diese Thatsache; er nannte auch den General, welcher ihn aufgehalten hatte.

Etwa um vier Uhr bemerkte der Zesarewitsch, daß das Feuer an der rechten Seite unsrer rechten Flanke sichtbar wurde und sagte: „Es scheint, daß der rechte Flügel zurückweicht.“ Ich stand hinter dem Großfürsten, und da ich wußte, daß der Fürst Schachowskoi mit der 1. und 3. Grenadierdivision erwartet wurde, bemerkte ich zum Obersten Ruduchin: „Da! die Grenadiere sind auch angelangt.“ Der Zesarewitsch hörte meine Worte, wandte sich um und fragte mich: „Was? was siehst du?“ Ich erwiderte, daß ich die Grenadiere sähe, aber Seine Hoheit wünschte sich darüber zu vergewissern oder doch schneller das Resultat einer so wichtigen Aktion, welche sich ihrem Abschlusse näherte, zu erfahren, und befahl Korff, sich an Ort und Stelle zu begeben, um alles zu erforschen. „Kehren Sie längs der Chaussee zurück, wir werden Sie dort erwarten.“ Korff und ich, wir bestiegen unsre Pferde und sprengten fort. Zuerst ritten wir zum Ulanenregimente Seiner Hoheit, und nachdem wir sie nach ihren Erfolgen und Verlusten befragt, suchten wir die 3. berittene Kompanie auf, wobei wir uns von der vollen Auflösung der feindlichen Armee überzeugten, die im wahren Sinne des Wortes durch die Flucht sich rettete.

Ungefähr um fünf Uhr begann der Kampf nachzulassen. Alle sahen sich fragend an: der Befehl, mit den Feindseligkeiten aufzuhören, war erteilt, aber niemand verstand, warum die Verfolgung

des Feindes eingestellt wurde, da er mit dem Erscheinen Schachowskois auf dem Schlachtfelde sehr wohl von Praga abgeschnitten werden konnte. Smidt erzählt in seinem Aufsatze, daß der Befehl, den Kampf einzustellen, erst beim Eintritt der Dunkelheit erteilt wurde. So verhielt es sich indes nicht. Ich erinnere mich genau, daß der Donner der Schlacht noch im Hellen verstummte, und selbst, als das Feuer vollständig eingestellt war, konnte man noch die Umgebung deutlich unterscheiden. Wir erreichten sogar den Ort, wo der Zesarewitsch uns erwartete, noch vor Eintritt der Dämmerung.

Graf Toll befand sich bereits unter Praga, und um es zu erobern, ließ er Diebitsch um eine Infanteriedivision bitten. Anstatt dessen befahl Diebitsch ihm zurückzukehren, und als Toll herangeritten kam, beglückwünschte er ihn für seinen Sieg. Toll war nicht wohl zu Mute — er hatte noch an diesem Abende Praga besetzen wollen; wie groß war aber sein Befremden, als Diebitsch ihm mitteilte, er wünsche nicht den Ssuworowschen Sturm auf Praga zu wiederholen. Weshalb hatte man denn den ganzen Tag gefochten? Wie war es möglich, die endgültige Niederwerfung einer feindlichen Armee zu vertagen? Dieser Fehler ist uns teuer zu stehen gekommen.

Korff wünschte zu Seiner Hoheit mit möglichst bestimmten Nachrichten zurückzukehren, suchte den Fürsten Gortschakoff auf und befragte ihn nach dem Grunde, warum der Kampf eingestellt worden und welche Verfügungen weiter erlassen seien. Der Fürst zuckte die Achseln, erwiderte, daß er nichts wisse, und befahl, mich ins Hauptquartier zu entsenden, um weitere Befehle einzuholen. Korff gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden, suchte den Generaladjutanten Neidhardt auf, mit dem er bekannt war, und stellte ihm dieselbe Frage. Die Antwort war die gleiche. Wir machten uns daher längs der Chaussee auf den Rückweg. Zwei Werst vor Grochow erblickten wir in Milosna rechts vom Wege den Großfürsten mit dem ganzen Gefolge. Alle waren von den Pferden gestiegen und erwarteten uns dem Anscheine nach. Als wir uns näherten, fragte Seine Hoheit ungeduldig: „Nun, Nikolai Iwanowitsch, was gedenkt man zu thun?“ Und als er die gleiche lakonische Antwort erhielt, bemerkte er: „Aehnliches habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“ Auf seinem Gesichte drückte sich die größte Unzufriedenheit aus. Alle bestiegen hierauf die Pferde und ritten nach Milosna. Am folgenden Tage fuhr der Großfürst nach Milosna; wir haben ihn nicht wiedergesehen.

In der Armee verbreitete sich das Gerücht, daß der Großfürst angeblich aus Unwillen darüber, daß man seine geliebten Polen geschlagen, das Heer verlassen habe. Es war schmerzlich, solchen Unsinn anzuhören, begann man aber irgend einen beliebigen vom Gegenteil zu überzeugen, so erhielt man nur Kopfschütteln und Ausdrücke des Zweifels zur Antwort. Fast den ganzen Tag war ich in der Nähe des Großfürsten gewesen und kein Wort war mir entgangen. Er ersehnte gerade einen entscheidenden Sieg, damit dieser unglückliche Feldzug so rasch als möglich sein Ende erreichte. Jetzt, da sich die Sache in die Länge zu ziehen begann, entfernte er sich vom Kriegsschauplatze. Es ist kein Zweifel, der Großfürst liebte thatsächlich die Polen, aber ihr frecher Verrat und der Anschlag auf sein Leben hatten seine wohlwollende Gesinnung verändert. Möglich, daß der Zesarewitsch eine rasche Lösung erwartete; sein allzu großes Vertrauen zu den Polen hatte ihn abgehalten, zeitig Maßregeln zu ergreifen, die, wenn sie auch nicht im stande gewesen wären, die Verschwörung zu paralysieren, doch den Ausbruch des von der thörichten Jugend angestifteten Aufruhrs erschwert hätten. Und so brachten unbegründete Gerüchte zuerst eine falsche Anschauung über den Zesarewitsch in Umlauf, welche sich bald verbreitete und schließlich zur allgemeinen Meinung wurde. Wäre der Großfürst nicht fortgefahren, so hätte das Gerede noch weit mehr um sich gegriffen und zu einer vollkommenen Entstellung der Thatsachen geführt. Wir alle aber, die wir unter dem Befehl des Prinzen standen, wir haben seinen Seelenkampf gesehen.

Um zu beweisen, wie die Polen die Haltung des Großfürsten ihnen gegenüber würdigten, will ich die nachfolgende Thatsache erzählen. Das 4. Linienregiment, welches er ganz besonders liebte, erhielt für jeden Marsch nicht weniger als einen Slot*) pro Kopf; es erfreute sich auch seines besonderen Vertrauens.

Als die Revolution ausbrach, erklärte das 4. Regiment, daß es im Kriege gegen die Moskowiter nicht die Zündpfannen seiner Gewehre (es waren Feuerschloßgewehre) mit Pulver besudeln wolle, sondern nur mit dem Bajonett thätig sein werde. In der Schlacht bei Grochow indes verschoß dieses Regiment seine sämtlichen Patronen und gelangte gar nicht zum Bajonettkampfe. Viele vom 4. Regimente gerieten in Gefangenschaft, und als wir ihnen vor ihrer Abfertigung Undankbarkeit vorwarfen, erwiderten sie frech, daß sie Polen, aber nicht Hunde seien, welche man locken könne.

*) Polnischer Gulden im Werte von 15 Kopeken. Anmerk. d. Uebers.

Nachdem ich den Thee getrunken, begab ich mich ins Hauptquartier, um den Tagesbefehl einzuholen. In Grochow ermittelte ich bald die Wohnung des Fürsten Gortschakoff und betrat sein Zimmer. Möbel gab es dort nicht, nur in einer Ecke stand ein schlechtes, mit Schnüren überspanntes Bett, auf welchem der Fürst in seinen Mantel gehüllt saß; die Adjutanten und Artillerieoffiziere, welche nach dem Tagesbefehle gekommen waren, saßen auf dem Fußboden und lehnten sich dabei an die Wand. Auf die Einladung des Fürsten setzte auch ich mich nieder, um mich zu erholen. Nach einer Stunde ging ich hinaus, um nach meinem Pferde zu sehen, welches ich mit dem Zügel an den Zaun angebunden hatte.

Da erblickte ich ein hübsches Bild: die brennenden Biwakfeuer, von welchen sich die verräucherten Gesichter unsrer tapferen Soldaten abzeichneten. In einem Soldatenkreise höre ich, wie einstimmig Rufe ausgestoßen wurden, welche etwa klangen wie: „Guten Tag“ oder „wir haben's gern gethan“. Ich folgte der Richtung und sah, daß der Oberkommandierende im Rock ohne Epauletts, um den Hals über das Ordenskreuz eine rote Schärpe gebunden, die Mütze seiner Gewohnheit nach im schwarzen Wachstuchüberzug, von einer Gruppe zur andern schreitet und zu den Soldaten spricht: „Nun, Kinder, heute haben wir sie tüchtig gezaust,“ und auf ihre zutrauliche Antwort: „Wir haben's gern gethan, Eure Exzellenz,“ fortfuhr: „Wartet, Kinder, es kommt noch ganz anders.“ Der Rundgang Diebitschs hatte seinen bestimmten Zweck. Entweder sondierte er die Stimmung der Truppen, oder er war hinausgegangen, um nach einem Glase Punsch frische Luft zu schöpfen.

Nach meiner Rückkehr ins Zimmer kam der Generalstabsarzt Cholodowski zu uns und bat um die Erlaubnis, einen verwundeten Offizier des Prinz Albert-Regiments zum Verbinden hereinzubringen. Der Unglückliche wurde auf seinem Mantel liegend hereingetragen. Allmählich kehrte sein Bewußtsein zurück. Auf die Frage des Arztes, ob er etwas wünsche, bat er um Branntwein. Man gab ihm indes Wasser. Zehn Wunden hatte er davongetragen, darunter zwei Säbelwunden am Kopfe. Das Anlegen des Verbandes zog sich lange hin.

Ich entsinne mich nicht mehr, worin der Befehl bestand, den ich erhielt, aber bis sieben Uhr morgens hielt man uns auf und so lange konnte der Feind seinen Rückzug fortsetzen, den er größtenteils über die Brücke bewerkstelligte; nur ein Teil der Infanterie marschierte vorsichtig über das Eis.

Warum Praga nicht genommen, warum die polnische Armee nicht in die Weichsel geworfen wurde — darüber konnte sich niemand Rechenschaft ablegen. Der Sieg freilich war auf unsrer Seite und die aufrührerische Armee moralisch und physisch stark mitgenommen. Aber was hatten wir sonst dabei gewonnen? Diebitsch fürchtete die Schrecken des Ssuworowschen Sturmes. Ssuworow wußte, was er damals that, er erreichte seinen Zweck — die Erstürmung Pragas brach den Aufstand. Als man Ssuworow später auf die Greuel bei der Erstürmung Pragas aufmerksam machte, sagte er: „Ein derartiger Sturm schützt vor dreijährigem Blutvergießen." Hatte er nicht recht? Wie viel Blut ist nach der Schlacht bei Grochow noch vergossen worden, und das alles wäre vermieden worden, wenn man den Plan Tolls zur Ausführung gebracht hätte. Dann hätte man auch in Erwägung ziehen müssen, daß im Jahre 1831 die Schrecken des Sturmes aus dem Jahre 1794 unmöglich sich wiederholen konnten. Allerdings hätten wir sämtliche vorstädtische Befestigungen des aufrührerischen Warschau mit stürmender Hand genommen, aber alles wäre geregelt vor sich gegangen und wir hätten die Stadt in musterhafter Ordnung empfangen. Verschiedenes wurde zu der Zeit kombiniert, doch niemand erriet die Wahrheit; der Zeit bleibt es überlassen, sie aufzudecken. Im übrigen geriet das Vertrauen zu Diebitsch stark ins Wanken; alles murrte und viele schrieben den Mißerfolg der Neigung des Feldherrn zu — abends dem Bacchus zu frönen.

In der Schlacht bei Grochow verloren wir an Toten, Verwundeten und Verschollenen mehr als zweitausend Mann. Zu den Verwundeten gehörte der General Danilewsky, der erste, der über den Krieg von 1812 geschrieben hat. Er wurde im berühmten Olchowschen Haine verwundet, wohin ihn Diebitsch mit einem Auftrage gesandt hatte.

Als am 13. die polnische Armee den Rückzug antrat, rief die allgemeine Unordnung Entsetzen in Warschau hervor; alles bereitete sich zur Flucht vor. Die Regierungsgelder befanden sich schon unterwegs nach Kelzy, in den Kanzleien der Ständeversammlung und Ministerien packte man die Akten, und der Senatssekretär Nemzewicz reiste mit dem Senatsarchiv nach Krakau. Zu der Zeit bot Warschau nachts ein größeres Bild der Unordnung dar, als während der ersten Nacht beim Ausbruch der Revolution. Damals war alles durch trügerische Hoffnungen begeistert, jetzt ließ man den Kopf hängen. Die Kranken- und Privathäuser waren mit Verwundeten angefüllt; jeder beweinte einen Freund oder Verwandten.

Die Soldaten trieben sich nach Belieben in Unordnung in der Stadt umher, biwakierten auf den Straßen und verschafften sich Lebensmittel auf jede nur mögliche Weise.

Die Mitglieder der Regierung erkannten bald die Unfähigkeit Radziwills und wählten an seine Stelle den Obersten Skrzynecki. Sofort befahl dieser, Praga niederzubrennen, die Brückenbefestigungen in stand zu setzen und am Ufer der Weichsel Batterien aufzustellen, um die Gegend vor dem Brückenkopf beschießen zu können; auch beschäftigte er sich mit der Ausrüstung der Armee. Skrzynecki war nach seiner durch die Ständeversammlung erfolgten Bestätigung als Oberkommandierender mit allen Kräften bemüht, den Geist der Armee zu heben; die niederen Chargen ermutigte er durch Worte und Geschenke, die Offiziere aber wurden in Menge befördert und bei sich darbietender Gelegenheit durch Orden ausgezeichnet. Nachdem wir Warschau im August genommen hatten, entdeckten wir in den Läden eine Zeichnung, auf welcher ein mit Früchten behangener Baum prangte. Skrzynecki steht und schüttelt den Ast dieses Baumes, seine Adjutanten aber und die jungen Offiziere lesen Kreuzchen von der Erde auf.

Die Verteilung derselben war offenbar gar zu reichlich vor sich gegangen, wenn die eigenen Leute ein Pasquill darauf verfaßt hatten.

Die Polen lassen sich leicht fortreißen; mit der Ernennung Skrzyneckis lebten sie auf; aber worauf gründeten sie ihre Hoffnungen? Bisher hatte er keine Gelegenheit gehabt, seine militärischen Fähigkeiten zu beweisen. Im Jahre 1812 während des Kriegs mit Napoleon hatte er einen unbedeutenden Rang in der Infanterie bekleidet, und der Aufstand fand ihn als Kommandeur des 8. Linienregiments. Die Großsprecherei ist eine angeborene Schwäche der Polen, und Skrzynecki wurde dermaßen von ihr beherrscht, daß Volk und Heer ihm vollkommen vertrauten. Alles lebte in der festen Ueberzeugung auf, daß kein andrer als Skrzynecki Rettung bringen könne. Wiederum eine Täuschung. Im Falle der Not nimmt man übrigens mit allem vorlieb.

Am 15. wurde bei unsern Truppen ein Dankgebet abgehalten und das Hauptquartier nach Milosna übergeführt. Nach einer Woche wurde Graf Witte mit seinen Kürassieren und General Murawiew mit dem Ssamogitischen, Lutzkischen und Neswishskischen Regimente, sowie mit noch einigen Regimentern der 3. Grenadierdivision nach Ryki in der Richtung nach Lublin zu beordert, um Dwernicki zu verfolgen, welcher die Weichsel bei Pulawi mit zahlreichen Streit-

kräften überschritten hatte. Alsdann wurde Graf Toll ebenfalls abgesandt, um die Leitung dieser Truppenbewegung zu übernehmen.

Der Oberkommandierende hatte die Absicht, der Armee Erholung zu gewähren, bis die Flüsse eisfrei und die Wege besser geworden wären. Er ließ das Hauptquartier nach Sienica überführen; alle Truppenteile erhielten geräumige Quartiere, wo sie sich durch Requisitionen bequem verpflegen konnten. Unsrer Abteilung wurde anbefohlen, nach Shelechow zu marschieren, wohin wir uns am 23. Februar begaben. Zwei Tage darauf zog sich die Vorhut unter dem Oberbefehl Geismars aus Praga nach Warschau zurück. Hinter ihr stand auf der Warschauer Chaussee das Infanteriecorps.

Eine Woche nach der Schlacht bei Grochow meldete sich bei unsern Vorposten der Oberst Graf Micelski, unter dem Vorgeben, die Gefangenen auszutauschen, sein wirklicher Zweck aber war, die Bedingungen eines etwaigen Friedensschlusses auszukundschaften. Diebitsch ließ ihm mitteilen, daß sie allem zuvor die Urkunde der Thronentsetzung zu vernichten hätten und alsdann die Bedingungen erfüllen sollten, welche der Kaiser im Manifest dargelegt hatte. Nach zwei Tagen erschien er aufs neue mit der Mitteilung, daß über die Vernichtung der Thronentsetzungsurkunde dem Reichstage, welcher sich zu diesem Zweck versammeln müsse, Vorstellung zu machen sei. Er erhielt dieselbe Antwort und kehrte nach Warschau zurück. Darauf schrieb Skrzynecki zweimal durch ihn an Diebitsch und forderte die Bestätigung der früheren Verfassung mit der Zusicherung, daß sie heilig gehalten und die polnisch-russischen Provinzen mit dem Königreich vereinigt würden. Auf diesen Brief erteilte Neidhardt mündlich die Antwort an Micelski, daß der Feldmarschall mit Rebellen nicht unterhandeln würde, und daß dem Blutvergießen nur in dem Falle Einhalt gethan werden könne, wenn sie bedingungslos die Waffen streckten.

Am 4. März besetzte das 6. Corps anstatt des 1. Milosna, Dembe-Welke und Minsk. Am 11. März kehrte Graf Toll ins Hauptquartier zurück und ließ zur Beobachtung Dwernickis die Grafen Kreutz und Witte auf dem linken Ufer der Wepscha bis Lublin. Etwa um die Mitte desselben Monats rückte das Gardecorps in Polen ein und besetzte das Gebiet zwischen Tikotschin und Ostrolenka.

Diebitsch beabsichtigte, die Weichsel bei der Mündung der Wepscha und dem Dorfe Modrzic zu überschreiten (in der Folge wurde dort die Festung Iwangorod erbaut). General Gerstenzweig wurde der Brückenbau übertragen, den das Wolhynische Regiment und acht Batteriegeschütze deckten. Zum 22. März sollte die Brücke

vollendet sein, damit man am 23. auf das linke Ufer der Weichsel übersetzen könne. Am 17. brachen wir auf, um den Uebergang zu bewerkstelligen.

Nachdem wir aus Shelochow ausgerückt waren, holte uns bei der ersten Rast unser berühmter Freiwilliger, Generalmajor Dionys Wassiljewitsch Dawydow ein.

Wie man sich erzählte, hatte er den Kaiser um Erlaubnis gebeten, an diesem Feldzuge teilzunehmen. Der Kaiser hatte Diebitsch gefragt, ob er ihn wünsche, und zur Antwort erhalten, daß er sich freuen würde, einen solchen General in seiner Armee zu haben.

Dawydow verabschiedete sich hierauf von seiner Familie, verließ eilig Moskau und stürmte ins Hauptquartier; dort erhielt er seine Bestallung als Chef einer Abteilung in der Gegend von Lublin, und als er sich an seinen Bestimmungsort begab, vereinigte er sich, ich weiß nicht warum, mit uns. Anstatt des gewöhnlichen Säbels hing ihm ein kaukasischer Säbel über der Schulter und auf der rechten Seite eine Kosakenplette, wie bei allen Offizieren der Armee des Grafen Toll bis zum jüngsten Fähnrich herab. Welche Bedeutung diese Peitsche hatte, besonders bei einem Infanteristen, will ich nicht näher ausführen; aber jeder neu zur Armee hinzukommende versorgte sich mit der Peitsche, welche die Kosaken für einen Silberrubel anfertigten. Dawydow war stämmig gebaut, sein Gesicht war braun, seine Augen klein und funkelnd und sein Schnurrbart hing thatsächlich bis auf die Brust herab. Später habe ich sein Bild gesehen in einer Ausgabe des Werkes: „Hundert russische Schriftsteller", es ist nicht sehr ähnlich; dort ist er allerdings ohne seinen Schnurrbart dargestellt. Dawydow machte zwei Tagemärsche mit uns und fesselte seine Umgebung durch seine interessanten Erzählungen. Die ganze Zeit über war er in bester Stimmung, und seine Spitzbubenaugen mußten jeden überzeugen, daß er die Erinnerung an ausgelassene Jugendstreiche noch wohl bewahrt habe. Unter anderm erinnere ich mich, daß er uns erzählte, wie er auf der Reise zur Armee in einer Wirtschaft zu Sedletz zu Mittag gespeist und in seiner Nähe zwei Artilleristen über folgendes sonderbare Ereignis sprechen gehört habe: In Bjelostok stand beim Corpsstabe der Kapitän der 25. Brigade Schtschepotjew, welcher in seiner freien Zeit die Kinder des Corpskommandeurs Baron Rosen in der Arithmetik unterrichtete. Als das Corps ausrückte, blieb Schtschepotjew zurück und wahrscheinlich befindet er sich auch jetzt noch dort — als Lehrer. Als aber die Belohnungen für die Schlacht bei Grochow verteilt wurden, da war auch Schtschepotjew unter denen, die

bedacht wurden; er hatte den Annenorden 3. Klasse mit der Schleife erhalten.

Wir trennten uns von Dawydow in Kotzk, soviel ich mich erinnere. Später hörte man, daß die Polen ihn geradezu verabscheuten. Ich weiß nicht, auf welche Weise uns folgende Anekdote überbracht wurde, deren Glaubwürdigkeit mir zweifelhaft erscheint: Der Kaiser sollte aus ausländischen Zeitungen erfahren haben, daß Dawydow, nachdem er Wladimir in Wolhynien erobert, eigenmächtig die Polen henken ließ, und daß Murawjiew das Schloß zu Pulawi zerstört habe, wobei nicht einmal die berühmte Bibliothek verschont blieb. Dawydow erhielt hierauf den Befehl alle Gefangenen nach Rußland zu befördern; bald darauf wurde ihm der Fang eines wichtigen Rebellen gemeldet. Dawydow befahl, ihn zu hängen, als er aber an das soeben ergangene Verbot erinnert wurde, bemerkte er: „er soll gleichwohl gehängt werden, aber das Datum muß zurückgestellt werden."

Nach der Abreise Seiner Hoheit kommandierte unsre Abteilung der Graf Kuruta, von Geburt ein Grieche; als Gerstenzweig den Auftrag erhielt, den Uebergang zu leiten, vertrat Korff das Amt des Dejourgenerals. In dieser Veranlassung hatte ich einmal beim Grafen einen Vortrag zu halten. Bei der Arbeit setzte der Graf eine alte Brille ohne Gestell mit großen runden Gläsern auf die Nase und malte langsam und geduldig seine Unterschrift aufs Papier, einmal wie allemal. Einst brachte ich ihm mit andern Papieren irgend ein Zeugnis zur Unterschrift. Er fragte mich, wo ich das Siegel abzudrücken gedenke, und als ich ihm die Stelle über seiner Unterschrift zeigte, erwiderte er mit geheimnisvoller Wichtigkeit, daß das Reichssiegel höher als jede Unterschrift stehen müsse, daß aber die jungen Leute nicht zu beurteilen vermöchten, wie wichtig die Erfüllung dieser Bedingung sei, aus dem Grunde könne er das Zeugnis nicht eher unterschreiben, als bis das Siegel aufgedrückt sei. Zu Hause trug der Graf für gewöhnlich eine Jacke, welche aus einer alten Uniform hergestellt war, deren Kragen und Aermelaufschläge mit himbeerfarbenem Tuche verbrämt waren, entsprechend der Vizeuniform der Generäle von den Truppen, die dem Zesarewitsch unterstellt waren. Es entsprach dieses den polnischen Truppen. Er war klein von Wuchs, stets glatt rasiert, und erinnerte in seinem Aeußern und in seiner Kleidung an den Haushofmeister eines vornehmen Hauses. So ging er auch spazieren, bei schlechtem Wetter indes begab er sich auf die Wache, die gewöhnlich neben seinem Zimmerchen eingerichtet war. In Milosna befand sich das Dejour-

zimmer in einer Lichtfabrik, die Schreiber saßen bei ihrer Arbeit und der Graf ging seiner Gewohnheit gemäß im Zimmer umher. In einem solchen Augenblick betrat ein Adjutant aus dem Hauptquartier das Gemach und wandte sich an Kuruta, ohne ihn dem Aussehen nach zu kennen, mit der Frage, ob er den Grafen sprechen könne, und bat, ihn anzumelden. Auf die Frage des Grafen, was er wünsche, bemerkte der Adjutant: „Geh Bruder und melde mich.“ Die Sache endete damit, daß Graf Kuruta den Adjutanten über seinen Irrtum aufklärte und dieser in seiner Verwirrung sich in Entschuldigungen erschöpfte.

Nun marschierten wir auf Kotzk in Ryki, wohin am 19. das Hauptquartier übergeführt wurde. Man hatte beabsichtigt, vor dem Ausmarsch der Armee die Pragasche Brücke abzubrennen, indes gelang die Sache nicht, die Brander fielen auf eine Sandbank. Am Vorabende unsres Einzuges in Ryki kehrte der Premierlieutenant der 6. leichten Gardereiterkompanie Knorring (in der Folge Generaladjutant), der zur Auswahl der Pferde für die reitende Artillerie des 6. Corps abkommandiert war, zu unsrer Abteilung zurück und erzählte uns, daß Geismar am 19. von Skrzynecki angegriffen worden war. Der Kommandeur des 6. Corps in Dembe-Welke hatte keine Nachricht vom Vorstoß des Feindes erhalten; er erfuhr die Sache erst, als die polnischen Gensdarmen ins Dorf sprengten. Korff berichtete sofort dem Grafen hierüber, und dieser entsandte alsdann Knorring ins Hauptquartier, um dort mitzuteilen, was er wisse. Graf Toll nahm die Meldung im Dejourzimmer entgegen, woselbst zahlreiche Adjutanten behufs Einholung des Armeebefehls sich versammelt hatten, und trat alsdann in das Nebengemach, wo sich der Oberkommandierende befand. Nach einiger Zeit kam er von dort heraus, fragte, ob ein Abgesandter des Generals Gerstenzweig da sei, und als der Lieutenant Drake von der 5. Batteriekompanie (in der Folge General der Artillerie) sich meldete, hieß er ihn unverzüglich zu seinem General reiten und ihm den Befehl des Oberkommandierenden überbringen, die Brücke sofort in Brand zu stecken und mit seiner Abteilung zur Hauptarmee zu stoßen. Natürlich that Drake, wie ihm befohlen war, aber nach etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten trat Toll wieder heraus und fragte, ob die Ordonnanz Gerstenzweigs schon fort sei; auf eine bejahende Antwort sandte er einen der im Hauptquartier beschäftigten Offiziere mit dem Gegenbefehle ab; die Brücke solle nicht verbrannt, sondern weitere Anordnungen abgewartet werden, stehe dieselbe aber bereits in Flammen, so solle die Abteilung sich mit der Armee vereinigen.

Zu allgemeinem Bedauern fand der Abgesandte die Brücke thatsächlich brennend vor; auf diese Weise ging ein Werk, das Mühe und Geld genug gekostet, zu Grunde. Gleichwohl konnte und mußte uns auch dieses zum Ziele führen. Puschkin hat Warschau ein Nest von Verrat und Empörung genannt; aber dieses Nestes mußte man sich bemächtigen, koste es, was es wolle. Zweifellos ist es jedenfalls, daß, wenn die Brücke unversehrt geblieben wäre, Skrzynecki sich vorwärts hätte bewegen können, wie er es für gut befand. Wir hatten ihn bei Siedlce zurückgelassen, und hätte er es auch vermocht, diese Stadt zu besetzen, so wäre er kaum weiter gegangen; denn Pahlen stand mit dem 2. Infanteriecorps in Brest-Litowsk. Zur Verteidigung Diebitschs sagte man, daß Skrzynecki sehr wohl sich seitwärts nach Litauen hätte wenden können, um die dortige Bevölkerung aufzuwiegeln — das ist jedoch Unsinn. Was dort aufgewiegelt werden konnte, das entfiel auf Dembinski, Gielgud und ihnen ähnliche Ritter. Skrzynecki hatte Diebitsch am Uebergang hindern wollen und das war ihm auch gelungen; hätten wir aber den Uebergang vollzogen, so wäre er nach Warschau zurückgekehrt, das wir leicht nehmen konnten, da es damals noch keine Befestigungen besaß. Unser Wunsch, auf das linke Ufer der Weichsel zu gelangen, konnte den Polen nicht verborgen bleiben. Der polnische Artilleriegeneral Beautemps (nach Niederwerfung des Aufstands trat er in unsre Dienste) hatte in Warschau eine Gießerei und Pulverfabrik errichtet, um die Artillerie mit Munition zu versorgen; solche Institute ließen sich nicht so leicht auf Fuhren fortschaffen, wie am 13. Februar die Ministerialarchive, und außerdem leisteten sie dem Aufstande reichlich Vorschub. Als wir in der Folge Warschau eingenommen hatten, wunderten wir uns nicht wenig über die Thätigkeit Beautemps'; um das Arsenal lagen Haufen zerschlagener Glocken, welche aus ganz Polen zusammengetragen worden waren, um Waffen zu gießen, und die Gebäude der Altstadt, an welchen der Salpeter sonst stark hervortrat, waren sorgfältig abgekratzt.

Wie es hieß, war in Ryki ein Kriegsrat abgehalten worden, woselbst Toll die Meinung vertreten hatte, schnell überzusetzen und sich auf dem linken Ufer der Weichsel zu befestigen; wie das sich nun auch verhielt, am 25. gelangten wir nach Ryki, wo wir den Befehl vorfanden, den Marsch fortzusetzen und uns nach rechts hin zu wenden, d. h. wir sollten uns mit der Armee dem Troß entgegen bewegen. So gingen wir nach Lukow, wahrscheinlich mit dem Zweck, um Skrzynecki den Weg nach Siedlce abzuschneiden, woselbst

sich ein Vorrat von Pulver, Munition und Proviant befand. Zwei Werst vor Ryki überholte uns Diebitsch mit großem Gefolge; Korff und ich wir stellten uns zur Seite, salutierten, indes bemerkte uns der bekümmerte Feldherr scheinbar nicht. Ich als unbedeutende Persönlichkeit konnte unmöglich Diebitsch kennen; ich wußte, daß man ihm die Armee anvertraut hatte, ich glaubte an seine Fähigkeiten als erfahrener General, und wenn seine Anordnungen mir nicht gefielen, so beruhigte ich mich damit, daß uns nicht zustand, darüber zu urteilen. Aber sein Aeußeres gefiel mir nicht; sein Kopf glich einem Kessel, seine Haare waren lang und in Unordnung; in seinem glänzenden Gesichte prangte eine große bläuliche Nase, sein mächtiger Körper ruhte auf kurzen Beinchen, welche eine Bank brauchten, wenn er sich auf sein großes weißes Pferd setzte; sein Anzug zeichnete sich stets durch Unordnung aus.

Um diese Zeit versiegte der ganze Heuvorrat; die Kavallerie und Artillerie hatten die größte Mühe, die Verpflegung ihrer Pferde durch Requisitionen zu bewirken. Aus den Nachtquartieren gingen alle in die nächsten Dörfer, wo die faulen Strohdächer auseinandergerissen wurden, um Futter für die Pferde zu erhalten. Die gewöhnlichen Pferde hielten sich zur Not bei diesem Futter, die Zuchtpferde aber nicht. Beim Podolischen Kürassierregiment und überhaupt bei der gesamten Reiterei fiel fast die Hälfte der Pferde. Ich besaß ein Saumpferd, welches ich beim Ausmarsch aus Brest von einem russischen Marketender gekauft hatte; es nährte sich von kleinen, saftigen Baumzweigen, fiel kaum ab, und wenn einmal die Pferde des Generals seinen Wagen nicht fortziehen konnten, wurde mein Pferd seiner Bürde entledigt und angespannt. Beim Ausmarsch in den Feldzug müssen Zuchtpferde, welche verwöhnt erzogen sind, nach Möglichkeit zurückgelassen werden.

Diebitsch kam am 29. März nach Lukow, dem Tage der Schlacht beim Dorfe Iganie, woselbst die Polen es nicht verstanden, ihre Position und Stärke auszunutzen, und wo insbesondere das 13. und 14. Jägerregiment sich auszeichneten. Am 31. März wurde das Hauptquartier nach Siedlce verlegt. Hier ereilte uns die Cholera; viele erkrankten, aber die Sterblichkeit war nicht groß. Im Litauischen Regimente, welches in einer sumpfigen Gegend postiert war, erkrankten achtzig Personen täglich, während im Wolhynischen Regimente, welches auf trockenem Boden stand, um dieselbe Zeit nur vierzig befallen wurden. Den gemeinen Soldaten gab man Magenwärmer und alle Tage ein Gläschen Branntwein, und ins Trinkwasser that man Minze. Wir tranken morgens auf nüchternen Magen je ein

Gläschen Branntwein mit Pfefferminztropfen, ferner tranken wir Wasser mit Rotwein; infolgedessen erkrankten im ganzen wenige Offiziere: es starben, soviel ich mich erinnere, von der Artillerie der Kommandeur der reitenden Gardekompanie Oberst Herbel, der Premierlieutenant der 5. Kompanie Baron Rönne und der Sekondelieutenant unsrer ersten Batterie Reich.

Während wir unter Lukow standen, wurde ich mit dem Flügeladjutanten Stabsrittmeister Alexandrow dem älteren bekannt (er starb im Range eines Generalmajors der Suite Seiner Majestät), welcher im Podolischen Kürassierregimente diente. Bis zur Schlacht bei Grochow war er ständig bei Konstantin Pawlowitsch, nach dessen Abreise nach Bjelostok sandte man ihn zu seinem Regimente, wo er vom Kommandeur als etatmäßiger Ordonnanzoffizier angestellt wurde. Er war bis dahin unter strenger Kontrolle seines Vaters gewesen und begann jetzt erst seine Freiheit zu genießen, bisweilen auch über Gebühr; als munterer Kamerad erwarb er sich die Liebe aller, die ihn kannten. In seiner Eigenschaft als Ordonnanzoffizier kam er häufig zu uns zur Dejour geritten, um den Tagesbefehl abzuholen. Bald darauf nahm ihn Graf Kuruta als Ordonnanzoffizier zu sich; dabei ward ihm anbefohlen, den Helm zu tragen, während wir Hüte oder Mützen in der Wachstuchumhüllung trugen. Mit jeder Post erhielt er Briefe vom Zesarewitsch; ich erinnere mich nicht mehr warum, aber einmal gab er mir einen solchen Brief aus Bjelostok zu lesen; das ganze Blatt war in französischer Sprache eng beschrieben, enthielt väterliche Lehren, auch Vorsichtsmaßregeln, wie man sich der Cholera gegenüber verhalten müsse, waren nicht vergessen.

Vom 12. bis zum 13. April nahm unsre Abteilung an einer fruchtlosen Flankenbewegung der Armee teil, welche in die Umgebung von Siedlce durch Kuflew nach Minsk und zurück ausgeführt wurde. Wir standen auf der Chaussee in einer Entfernung von weniger als zwölf Werst von der Stadt entfernt.

Beim Ausmarsch aus Lukow, als wir zum ersten Dorfe herankamen, welches vom Feinde in der Nacht genommen war, ritt ich mit Paul Konstantinowitsch (dem älteren Alexandrow) aus reiner Neugierde voraus; man hatte uns nämlich erzählt, daß die Cholera beim Feinde heftig wüte. Hinter uns folgte auf einem kleinen Kosakenpferdchen ein sehr dicker Kammerlakai, welcher Alexandrow stets als „Wärter" begleitete. Im Dorfe erfuhren wir, daß der Feind um drei Uhr morgens aufgebrochen sei, d. h. bald nach unserm Ausmarsch; die Cholera hatte viele Opfer gefordert und mehrere

Hütten waren dicht besetzt mit Kranken und Sterbenden; am Waldessaum schimmerte eine große Anzahl schmuckloser Kreuze über den Gräbern der an der Cholera Gestorbenen, man sah, daß die Sterblichkeit sehr groß gewesen war. Paul Konstantinowitsch machte den Vorschlag, in eine Hütte zu treten und die Kranken anzusehen. Ich stimmte ihm bei, der „Wärter" aber fürchtete sich und bat uns dringend, es zu unterlassen. Als seine Beredsamkeit nichts nützte, zog er ein Fläschchen Chlorlösung aus seiner Tasche, um uns damit zu besprengen. Er blieb auch bei den Pferden zurück, während wir in die eine und die andre Hütte traten und mit denen sprachen, welche die Kraft hatten, uns zu antworten; darauf setzten wir uns wieder zu Pferde und beeilten uns fortzukommen. Als wir in Minsk anlangten, zeigte man uns die Schenke, in welcher man an diesem Tage dem verwundeten General Skobelew den Arm abgenommen hatte. Der Abschiedsbefehl, den er zuletzt diktiert hatte, war so vorzüglich, daß alle Welt davon sprach, ich bekam ihn indes nicht zu sehen.

In Siedlce standen wir vom 18. bis 30. April. Gemäß einer Verfügung des Hauptstabes waren die Generalstabsoffiziere verpflichtet, eine Aufnahme derjenigen Orte nach Augenmaß vorzunehmen, in denen ihre Truppenteile standen. Der unsrer Abteilung beigegebene Stabskapitän Baron Lieven vom Gardestab (in der Folge war er Generalgouverneur der Ostseeprovinzen) erkrankte und deshalb übertrug Korff mir die Aufnahme. Einige Tage lang kam ich nicht aus dem Sattel, emsig beschäftigt, den mir aufgetragenen Plan anzufertigen; schließlich taugte er doch nichts; im Hauptquartier besaß man dagegen ausgezeichnete Entwürfe.

Vom 30. April bis zum 3. Mai nahm unsre Abteilung wiederum teil an einer Flankenbewegung der Armee von Shukow durch Kalyschin nach Zendrzejew und zurück zum Lager. Am 7. Mai rückten wir mit der Hauptarmee von Shukow durch Ssokolow weiter und gelangten nach Granno, nachdem wir am 9. Mai abends den Bug auf einer Pontonbrücke überschritten hatten. Das Hauptquartier entdeckte hier bei einem Gutsbesitzer einen Vorrat Heu. Mit Vergnügen wurde ihm pro Pud ein Rubel Silber bezahlt und auch zwei hätte man ihm gegeben, wenn es ihm beigekommen wäre, eigensinnig zu sein, denn unsre Pferde hatten sich die ganze Zeit über vorwiegend mit Roggengras zufrieden geben müssen. Wir alle freuten uns über das Heu und Korff erhielt etwa zehn Pud zu gleichmäßiger Verteilung zugewiesen. Am 10. Mai passierten wir Zechanowetz auf dem Wege nach Nura, wo die Kürassiere des Grafen

Mitte die Division Lubenskis geschlagen hatten. In Zechanowza, wo wir in früheren Jahren im Lager gestanden hatten, mußte ich eine Anweisung auf 100 Rubel gegen Silber einwechseln. Zu meinem Erstaunen gab man mir bloß 18 Rubel Silber, der Kurs war stark gefallen: vor dem Kriege erhielt man für 100 Rubel 28 Rubel und 28 Rubel 50 Kopeken.

Um diese Zeit begann Skrzynecki, welcher das Gardecorps bis Tykoczin verfolgt hatte, seinen Rückzug, jedenfalls infolge der Bewegungen der Hauptarmee. Am Abend des 12. Mai stand der Feind zwischen Lomza und Ostrolenka; zu derselben Zeit gelangten wir nach Wyssoko-Masowetz, während die Garde sich in Mendsin einquartierte. Am 13. begannen wir von sechs Uhr morgens an einen Eilmarsch nach Pyski, das fünfzig Werst entfernt war, und von dort weiter nach Ostrolenka, wo wir am 14. um zehn Uhr morgens ankamen. Wir hatten auf diese Weise in achtundzwanzig Stunden fünfundsiebzig Werst zurückgelegt. Die längste Rast wurde von Mitternacht bis zwei Uhr morgens abgehalten, aber auch das war wie durch Zufall geschehen. Wir blieben in Reih und Glied stehen, die Leute entfernten sich nicht von ihren Plätzen und abgekocht wurde auch nicht. Gegen Morgen quälte mich der Durst, das Wasser war bei der Artillerie ausgegangen und nirgends welches zu bekommen. Wir hatten im Walde Halt gemacht; wenn man die Mannschaften nach Wasser ausgeschickt und die Armee sich unterdessen auf den Weitermarsch begeben hätte, so wären die Leute verloren gewesen. Der Durst zwang mich schließlich, aus einem Graben schmutziges, durch die Sonne erhitztes Wasser zu trinken; alsbald bemerkte ich jedoch Froschkot im Wasser umherschwimmen. Zum Glück erbrach ich hierauf und alles floß in den Graben zurück.

3.

Die Schlacht bei Ostrolenka.

Skrzynecki hatte am 13. den Narew überschritten und beabsichtigte am 14. nach seinem eiligen Rückzuge zu rasten; zur Bedeckung Ostrolenkas hatte er zwei Divisionen zurückgelassen, welchen die steinernen Häuser der Stadt und das Kloster als Schutzwehr dienen sollten. Nach dem Einmarsch in Ostrolenka sandte Graf Kuruta den Flügeladjutanten Alexandrow den älteren mit dem Berichte über das Eintreffen der Abteilung zu Diebitsch; zugleich sollte er den Tagesbefehl einholen. Alexandrow kehrte mit dem Wladimirorden 4. Klasse mit der Schleife zurück.

Als wir ankamen, war Ostrolenka bereits von Feinden entblößt. Die Regimenter waren jenseits des Flusses, wir bildeten sozusagen den Abschluß des entsetzlichen Gedränges auf der Brücke, bei dem viele Polen in den Fluß gestürzt waren. Der Feind war so eilig abgerückt, daß ganze Bataillone in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, die Brücke zu überschreiten, in den Strom sprangen, wobei diejenigen ertranken, welche nicht zu schwimmen verstanden, den Schwimmenden aber wurden Kugeln nachgesandt, so daß der Fluß bald von Leichen überfüllt war. Die Stadt hatte viel auszustehen gehabt, auf der rechten Seite waren nur die rauchenden Essen der Häuser übrig geblieben.

Die Artillerie unsrer Abteilung wurde rechts von der Stadt am rechten Ufer des Narew aufgestellt. Das Gelände, auf dem sich die Brücke befand, stellte eine stumpfwinklige Anhöhe dar, so daß der Feind durch unsre zu beiden Seiten der Stadt aufgestellten 65 Geschütze im Kreuzfeuer getroffen wurde. Die feindlichen Geschütze verfehlten ihr Ziel und richteten keinen Schaden an, weil sie von einer entfernten Position aus abgefeuert wurden. Die Geschosse fielen in den Fluß oder trafen die hinter unsren Batterien belegene Ortschaft, welche von niemandem besetzt war. Zwischen unsrer Batterie und den Munitionswagen war ein verwundeter Pole zurückgeblieben, ein Knabe von 15 Jahren, in der Uniform des kürzlich gebildeten Regiments der Warschauer Kinder. Um die Kinder durch eine Uniform zu fesseln, trug das ganze Regiment Epauletts der Stabsoffiziere aus himbeerfarbenem Kamelgarn. Der unglückliche Jüngling bat um einen Trunk. Ich stieg vom Pferde, nahm seine Feldflasche, die an einem Uniformknopfe hing und heißes

Wasser enthielt, und brachte ihm frisches Wasser. Nachdem er getrunken, dankte mir der Aermste durch einen Blick und wies auf seine Wunde; sie war offenbar tödlich, da die Kugel in den Unterleib gedrungen, vielleicht sogar durch und durch gegangen war. Alsdann ließ ich eine Tragbahre kommen, auf welche man ihn legte und zum Hauptverbandplatze brachte.

Das Astrachansche und Ssuworowsche Grenadierregiment überschritten zuerst die Brücke, vorne durch den hohen Chausseedamm gedeckt, welcher ihnen als Brustwehr diente; die rechte Flanke stützte sich auf den Sumpf. Diese Chaussee, welche in der Richtung nach Warschau zu führte, fällt bei der Brücke jäh links ab und gewährte unsern Truppen den ganzen Tag über vorzügliche Deckung. Alsdann führte man auf diese Seite etwas Kavallerie hinüber; doch ließ sie sich wegen des sumpfigen Bodens nicht mit Vorteil verwenden und wurde daher bald zurückgezogen. Beim Uebergang der Kavallerie über die Brücke, welche auf Fähren erbaut war, wurde dieselbe verletzt und da die große durch Pfähle hergestellte Brücke keine sichere Unterlage bot, wurde die Verbindung zeitweilig unterbrochen. Als die Polen das bemerkten, unternahmen sie einen Angriff. Die Grenadiere standen unbeweglich, beim Näherkommen schrieen die Polen: „Fort Moskowiter!" und warfen bei diesen Worten Steine und Kot in unsre Reihen. Jetzt verließen die Grenadiere die Brustwehr, eilten auf die Chaussee, warfen sich den Bajonetten entgegen und stießen bei der Verfolgung des flüchtigen Feindes auf eine Batterie. Sie nahmen zwei Geschütze, konnten sie aber nicht fortbringen. Da gelang es endlich die Flöße wieder zusammen zu binden und noch eine Brigade Scharfschützen hinüber zu führen. Skrzynecki wiederholte den Angriff mit einer Division, doch auch diese wurde geworfen; in seiner Verzweiflung schrie er, wandte sich nach allen Seiten, erteilte Befehle, änderte sie wieder, und zog die Kavallerie zusammen, welche übrigens, wie ich bereits sagte, nicht erfolgreich verwandt werden konnte. Die Angriffe wiederholten sich immer wieder, aber ungeordnet und daher erfolglos. Ich folgte dem Kampfe mit großem Interesse, er bot mir ein vollkommen neues Schauspiel, aber die ganze Zeit über, bis die Strafe an den Rebellen vollzogen war, kam es nicht zum Bajonettkampf. Die Polen näherten sich bis auf 100 oder gar 50 Schritte und kehrten uns alsdann den Rücken. Unsre Schüsse zerstörten dem Feinde zwei Munitionswagen, was beim engen Platze, den sie einnahmen, großen Schaden verursachte. Skrzynecki unternahm noch einen Angriff und dieses Mal drang die Infanterie unter dem Gesang

des Liedes vor: „Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben“; man ließ sie herankommen und griff sie mit dem Bajonette an, worauf sie fortliefen und dabei viele Gefangene verloren.

Endlich hatten die Gardesappeure die Ausbesserung der Pfahlbrücke vollendet und sogleich wurden eine Grenadierdivision und vier Uebungsgeschütze hinübergeführt. Auch Manderstern ging mit fünf Bataillonen des 1. Corps hinüber und warf sich auf den Feind; er hatte zudem Verstärkungen und zwar links durch das Regiment des Grafen Rumjänzew und rechts durch das 3. Scharfschützenregiment. Die Scharfschützen wurden ausgesandt und auf beiden Seiten gefeuert; da griff aber wiederum die polnische Kavallerie an, worauf unsre Infanterie vorrückte und den Feind mit mörderischem Feuer empfing. Skrzynecki wiederholte fortwährend seine Angriffe, doch stets ohne Erfolg und als er schließlich die Unmöglichkeit einsah, uns über den Narew zurückzuwerfen, beschränkte er sich wenigstens darauf den Uebergang großer Truppenmassen zu verhindern.

Diebitsch führte jetzt frische Truppen auf die andre Flußseite, unter denen sich das alte und das neue Ingermannlandsche Regiment befanden. Bei einem neuen, vom Feinde energisch unternommenen Angriffe wichen diese zwei Regimenter zurück. Schon liefen viele über die Brücke, da wurden sie aber aufgehalten, sammelten sich aufs neue, gingen einmütig vor und warfen den Feind. Jetzt verlor Skrzynecki den Kopf, seine Armee erlitt eine entscheidende Niederlage und die Reste zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Hätte Diebitsch seine Stellung gehörig ausgenutzt, so wäre es ein Leichtes gewesen, die flüchtige Armee gefangen zu nehmen, er wollte aber dieses Vergnügen erst am andern Tage genießen; Skrzynecki erwartete nur die Nacht, um unter dem Schutze der Dunkelheit nach Warschau zu fliehen. Beim Anbruch der Nacht führten wir auch die 2. Division auf die andre Seite.

Skrzynecki versammelte darauf den Kriegsrat, und hier wurde der sofortige Rückzug beschlossen. Er selbst reiste dann nach Warschau ab, um dort alles durch die Nachricht vom Verlust der Armee in Staunen und Schrecken zu versetzen.

Es wurde versichert, daß Skrzynecki sich während des ganzen Tages nur gehalten hatte, um Diebitsch bezüglich seiner Absichten irre zu führen. Thatsächlich verstand Diebitsch ihn auch nicht und das war um so beschämender, als er allein getäuscht wurde; sämtliche Generäle und Offiziere waren überzeugt, daß der Feind sich beeilen würde das Feld zu räumen, sobald es erst dunkelte. Der

Fürst Gortschakow hatte mit zwei Ordonnanzoffizieren den Feind in einer Entfernung von 18 Werst verfolgt und kehrte alsdann mit der Nachricht von seiner Flucht zurück. Als der Kommandeur des Grenadiercorps Fürst Schachowskoi am Abende durch die ihm anvertrauten Truppenteile ritt und allen und jedem für die mannhaften Dienste dankte, wandten sich die Soldaten an ihn mit der Bitte ihnen vom Oberkommandierenden die Erlaubnis auszuwirken, ohne Proviant und Offiziere nach Warschau zu marschieren. „Wir werden ihn fassen!“ riefen alle einstimmig.

Um zwei Uhr nachts benachrichtigten wir den Grafen Toll, daß der Feind abgezogen sei. Sofort begab sich dieser zum Feldmarschall und fragte an, ob nicht Befehl wegen der Verfolgung erteilt werden solle. Es war jedoch unmöglich Diebitsch dazu zu veranlassen; nach seiner Meinung mußte die Armee zunächst verproviantiert und dann je nach den Umständen gehandelt werden. So sehr fürchtete Diebitsch diese Nacht, daß er nicht einmal in Ostrolenka schlafen wollte. Er befahl ein Zelt herbeizuschaffen und da nur eines im ganzen Heere beim Obersten Ovander vom Wolhynischen Regimente ermittelt wurde, so ward es für ihn aufgeschlagen.

Der anbrechende Morgen enthüllte uns, wie viel die Polen verloren hatten. Aus Neugierde besichtigte ich das Schlachtfeld zunächst bei unsern Positionen und dann bei denen des Feindes. Nach der Anzahl der Leichen, welche an verschiedenen Stellen lagen, konnte man bestimmen, wo Feuer und Andrang besonders heftig gewesen waren. Furchtbar hatte das Artilleriefeuer in den Infanteriekolonnen und den Linien der feindlichen Reiterei gewütet; ganze Haufen der ersteren und ganze Reihen der letzteren waren durch Geschützkugeln und Kartätschen in derselben Ordnung hingestreckt worden, in welcher sie während der Schlacht gestanden hatten oder marschiert waren. Tausende lagen mit offenen Augen da. Der Fluß war überfüllt von Leichen, welche findige Kosacken herauszogen, aber nicht, um sie der Erde zu übergeben, sondern, um ihnen die Taschen zu durchsuchen. Bei einzelnen fand man fünf Kugeln im Rücken.

Auf diese Weise wurde an einem Tage die aus 45000 Mann bestehende polnische Armee in einen Haufen von 10000 verwandelt. Der Verlust des Feindes läßt sich schwer feststellen: Getötet wurden 2 Generäle, gefangen genommen 6 Stabs- und 16 Oberoffiziere, sowie 2100 Gemeine. 3 Geschütze wurden erobert. Bei uns vermißte man 4600 Mann. Unter den Toten befanden sich 3 Regimentskommandeure und zwar: die Obersten Timtschenko-Ruban,

Reitzenstein und Ssafonow. Auf unsern Verbandplätzen wurden 50 Russen und 200 Polen amputiert. Von dem Schlachtfelde schaffte man indessen zuerst die eigenen Leute fort und erst am folgenden Tage die Polen, so daß viele von ihnen in der Nacht umkamen.

Am Morgen des 18. Mai fuhr Diebitsch in der Generalstabsuniform durch das Lager und Ostrolenka. Er begrüßte sich mit den Truppen, alle schrieen Hurra, im Grunde des Herzens aber murrte alles darüber, daß dem Feinde die Möglichkeit gegeben war sich aufs neue zu sammeln und diesen allen widerwärtigen Feldzug zu verlängern. Am dritten Tage fand ein Dankgottesdienst aus Anlaß des erfochtenen Sieges statt. Alsdann führten die in unsrer Warschauer Abteilung befindlichen Schwimmer Proben ihrer Geschicklichkeit in Gegenwart des Grafen Toll vor. Unter dem Befehle erfahrener Offiziere wurden Züge gebildet; auf Kommando stürzten sich die Leute von einer Anhöhe von einigen Faden hinab, die Seitengewehre zwischen den Zähnen, ordneten sich, bis zur Brust im Wasser stehend, und durchschwammen in einer Kolonne den Narew, manövrierten, tauchten unter, erfaßten Steine vom Boden des Flusses und warfen dieselben auf Kommando in die Luft, ohne irgend jemanden zu verletzen. Für die Schlacht bei Ostrolenka erhielt ich infolge ergangener Vorstellung den St. Annen-Orden mit der Schleife. Zu dieser Zeit wurden die Schwerter zu den Orden für kriegerische Verdienste nicht verliehen.

Am 19. Mai rückte unsre Abteilung in Eilmärschen über Lomza, Tykoczin, Bjelostok und Sokolka nach Grodno, um die Einnahme letzterer Stadt durch Gielgud zu verhindern, welcher sich beim Rückzuge aus Tykoczin von der polnischen Armee getrennt hatte und sich nach Litauen durchschlagen wollte, um es aufzuwiegeln. Auf diesem Marsche nächtigten wir in Skoltki, an der Grenze des Königreichs auf dem Wege nach Bjelostok. Meinem General wies man ein kleines Häuschen an; ich quartierte mich mit der Kanzlei in der Mezzanine ein. Spät abends erschien da ein einigermaßen anständig aussehender Jude und bat ihn beim General zu melden, mit dem er notwendig sprechen müsse. Ich sah ihn aufmerksam an und erkannte in ihm einen Juden aus Bjelostok, einen Spion, der allen bekannt war und dessen Hals eine Medaille zierte. Ich weiß nicht, wie er hieß, ich weiß auch nicht, worüber er mit dem General reden wollte, darum handelt es sich hier nicht, ich erwähne diese Thatsache nur, um wieder einmal darzuthun, wie sehr die Juden dem Gelderwerb nachjagen. Niemandem ist es unbekannt, wie im

Jahre 1831 die Polen ſchonungslos die Juden hängten, gleichviel ob ſie ſchuldig oder unſchuldig waren. Fiel einer ihnen in die Hände, unter Umſtänden, die auch nur einen Schatten von Verdacht erweckten, ſo gab es keine Rechtfertigung, man ſchleppte ihn zum nächſten Baum. Mein Jude war ein kühner und gewandter Spion, was er namentlich dadurch bewies, daß er zu dieſer Zeit ſein gefährliches Gewerbe nicht aufgab. Nach der Schlacht bei Oſtrolenka beſchäftigte man ſich mit Vorbereitungen, um über die Weichſel zu ſetzen, die Verbindung mit Litauen war außerordentlich erſchwert; als die Armee die Weichſel alsdann paſſiert hatte, war die direkte Verbindung thatſächlich unterbrochen. Alles wurde über Preußen bezogen und ſelbſt große Trupps von Wiederhergeſtellten gingen durch Preußen zur Armee. Groß war mein Erſtaunen, als ich meinen Juden im Auguſt in unſrem Hauptquartier erblickte. Später erfuhr ich, daß er für ſeinen Eifer mit einer goldenen, um den Hals zu tragenden Medaille belohnt worden ſei.

In Grodno hatten wir einen Raſttag und marſchierten auf der alten Chauſſee in der Richtung nach Wilna zu, da Gielgud ſich, erhaltenen Nachrichten zufolge, am linken Ufer des Niemen vorwärts bewegte. In Meritſch, wo keine Brücke ſtand, war es unmöglich die Meritſchinka zu paſſieren und deshalb bemühte man ſich eine Furt zu finden. Unterdeſſen konnten wir ausruhen, was mich beſonders freute, da ich mich ſchon am folgenden Tage nicht wohl fühlte. Zwei Stunden darauf langte aus dem Hauptquartier der Kornet des Grodnoſchen Huſarenregiments Baſhanow mit einer Nachricht an, über welche man ſich nur flüſternd unterhielt. Zufällig erfuhr ich, daß der Rittmeiſter des Ulanenregiments Seiner Hoheit Flügeladjutant Baron Prittwitz (ſpäter Generaladjutant) ſich ins Hauptquartier mit denſelben Pferden begeben werde, mit denen Baſhanow ſoeben angekommen war. Da ich fürchtete, daß meine Krankheit ernſt werden könnte und da ich, wenn ich dieſe Gelegenheit nicht benutzte, Gefahr lief in einem Dorfe liegen zu bleiben und in Gefangenſchaft zu geraten oder hilflos zu ſterben, ſo wandte ich mich an Baron Korff mit der Bitte, mir zu geſtatten, mit Prittwitz nach Grodno zu fahren und mich dort ins Krankenhaus zu begeben. Die Sache wurde raſch geordnet, die Pferde wurden tüchtig gefüttert und als ſie ſich erholt hatten, machten wir uns auf den Weg. Mein Reiſegefährte, ein leiblicher Neffe Diebitſchs, ſaß lange ſchweigend und nachdenklich da; aber wie alles ein Ende nimmt, ſo begann er ſchließlich mit mir von dieſem und jenem zu reden. Unter anderem teilte er mir da mit, daß ſein Onkel am 28. Mai an der Cholera

erkrankt und am 29. gestorben sei und daß er der Leiche, die durch Preußen nach Petersburg gebracht werde, entgegen reise. Er beklagte es sehr, daß der Graf zu einer Zeit gestorben war, da die kriegerischen Unternehmungen eine günstige Wendung nahmen. Ich muß gestehen, als Menschen beklagte ich Diebitsch, doch dachte ich bei mir, ob es nicht in Wirklichkeit besser war, daß er zu seinen Vätern versammelt wurde. Diebitsch starb in Pultusk, oder richtiger gesagt, drei Werst von dort, in einem kleinen Hause, das er auf einer Anhöhe am Narew bewohnte, während das Hauptquartier sich in einer benachbarten Branntweinbrennerei befand. Den Oberbefehl über die Armee hatte inzwischen Graf Toll übernommen, welcher bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers die von Diebitsch begonnenen Maßregeln zur Ueberführung der Armee auf das linke Ufer der Weichsel fortsetzte. Am 13. Juni langte der neuernannte Oberfeldherr Graf Paskewitsch an, welchem Graf Toll am folgenden Tage die Hauptpersonen des Stabes vorstellte, sowie alles Erforderliche über den Zustand und die Stellung der Armee mitteilte, unter anderem auch die Vorbereitungen zum Bau der Brücke über die Weichsel bei Osjeka klar legte.

Nachdem Paskewitsch sich mit der Sachlage bekannt gemacht, traf er einige allgemeine Anordnungen und verließ am 22. Juni mit der Hauptarmee Pultusk, um mittels eines Seitenmarsches den beabsichtigten und von ihm gebilligten Uebergang über die Weichsel in der Nähe der preußischen Grenze auszuführen. Seine Armee bestand aus 60000 Mann. Die Verproviantierung der Truppen, die von Preußen aus besorgt wurde, forderte nur, daß das linke Weichselufer bald erreicht und der Marsch nach dem aufrührerischen Warschau fortgesetzt wurde, welches in großer Eile mit drei Reihen Feldschanzen befestigt worden war, ungerechnet die Hauptmauer, die gleichfalls ein wirksames Mittel für die Gegenwehr bildete.

Graf Pahlen gelangte am 30. Juni mit der 1. Kolonne nach Ossek, am folgenden Tage nahm er die Befestigung am rechten Ufer des Flusses; am 2. Juli wurden die Inseln besetzt, Kosackenpiketts und Patrouillen hinübergeführt und mit dem Bau der Brücke begonnen; in zwei Tagen war sie vollendet. Vom rechten Ufer führte durch das Flußbett eine feste Brücke zur ersten Insel, die 318 Faden lang war und auf in Torna gemieteten Fahrzeugen (Berlinen) ruhte; von der ersten Insel wurden zur zweiten zwei Brücken in einer Länge von je 98 Faden geschlagen, die eine auf Fahrzeuge, die andre auf Pontons; endlich schlug man noch von der letzten Insel zwei Pontonbrücken, je 131 Faden lang, auf das linke

Weichselufer. An beiden Ufern erbaute man Brückenforts. Pahlen trat alsdann zur Uebersetzstelle, sandte die Truppenteile zuerst hinüber, worauf unter deren Schutz die fliegenden Krankenhäuser und die ganze Wagenburg folgten. Das Hauptquartier wurde am 7. Juli herübergebracht.

In Grodno trat ich ins dortige Kriegshospital und war nach zwei Wochen vollkommen gesund, ich wurde aber nicht entlassen, weil man abwarten wollte, bis die Zahl der wiederhergestellten Soldaten 500 betrug, diese Truppe sollten alsdann die aus den Krankenhäusern entlassenen Offiziere zur Armee befördern.

Wir erfuhren dort, daß Gielgud nach Preußen geflüchtet war, wo er von seinem Adjutanten erschossen wurde, und daß unsre Abteilung in Verbindung mit bedeutenden Streitkräften, in drei Echelons unter der Führung des Baron Kreutz auf der andern Seite des Niemen nach Augustowo folgte, um der Hauptarmee Verstärkung zu bringen. Ich besorgte mir die Marschroute der Gardeabteilung, sah, wann sie in Augustowo eintrifft, das im ganzen nur sechs Meilen von Grodno entfernt ist und hatte doch keine gesetzliche Möglichkeit, mich mit den Truppen zu vereinigen. Schließlich glaubte ich einer weiteren Teilnahme an der kriegerischen Aktion entsagen und mich auf unbestimmte Zeit im Kriegshospitale langweilen zu müssen. Alles dieses regte mich fortwährend auf, ich mußte zu einem Entschlusse kommen. So ging ich denn zum Kommandanten Generallieutenant Ljachowitsch mit der Bitte, meine Entlassung aus dem Krankenhause anzuordnen; er verweigerte es mir unter Berufung auf seine Dienstinstruktion. Im Hospitale befanden sich einige Offiziere der Gardejäger und des finnländischen Regiments, welche bei der Verfolgung des Gardecorps bis Tykoczin durch Skrzynecki verwundet worden waren; da sich unter ihnen auch Genesene befanden, machte ich ihnen den Vorschlag, am Vorabende des Eintreffens der Abteilung in Augustowo heimlich zu entfliehen. Zu meinem Erstaunen fand sich niemand, der hierauf einging. In Grodno war der Lieutenant des Ulanenregiments Seiner Hoheit, Fürst Dolgoruki, gleichfalls zur Kur zurückgeblieben; dem erzählte ich, was mich bedrückte und meinte, daß mir nur übrig bliebe, im geheimen aus Grodno zu flüchten, daß ich aber nicht wisse, wie ich es beginnen solle; die Juden übernähmen nicht die Beförderung, weil sie sich fürchten und allein zu Fuß fortzugehen, sei auch gewagt. Er billigte nicht nur meine Absicht, sondern bot mir auch sein Reitpferd mit der Bitte an, es im Regimente abstellen zu lassen. Ich war hoch erfreut über diesen Vorschlag und machte mich am Tage

vor der Ankunft der Abteilung in Augustowo gegen Abend auf den Weg. Ohne Aufregung ging die Reise gleichwohl nicht von statten. Die Nacht war finster, ich ritt in leichtem Trabe; plötzlich höre ich Rädergeknarr und bald darauf in der Ferne Gemurmel menschlicher Stimmen. Das geschah im Walde und in diesen Wäldern gerade trieb sich den Sommer über der polnische Freibeuter Puzet mit einer berittenen Truppe umher. Der Freche hob Pferde in den Dörfern aus, wenn er ihrer bedurfte, kleine Abteilungen Russen nahm er gefangen und knüpfte sie auf, größeren Truppenteilen wich er aber sorgfältig aus. Diesem Schurken fürchtete ich in die Hände zu fallen und deshalb ritt ich im ersten Schrecken zehn Faden vom Wege in den Wald. Als aber die Abteilung zur Stelle gelangt war, wo ich abgebogen war, wieherte mein Pferd. Sogleich wurden einige Leute zum Rekognoszieren ausgesandt, da hörte ich russisch reden und atmete frei auf. Ich war zwei Geschützen begegnet, welche unter Bedeckung nach Grodno gesandt wurden, um sich dort mit Geschossen zu versehen. Der Artillerieoffizier, welcher die Truppe kommandierte, teilte mir die angenehme Nachricht mit, daß an eben diesem Tage Puzet mit seinem Gesindel in einen bodenlosen Sumpf getrieben worden sei, wo alle, bis auf den letzten Mann, umgekommen waren.

In Augustowo traf ich die Bäcker des litauischen Regiments und erfuhr von ihnen, daß die Marschroute verändert sei und daß die Abteilung einen Tag später eintreffen sollte. Am andern Morgen spazierte ich mit einigen Offizieren am Ufer des Sees und aus Uebermut setzten wir uns zu vieren in einen kleinen Kahn; kaum hatten wir abgestoßen, so schlug das Boot, fünf Faden vom Ufer entfernt, um. Meine Kameraden verstanden nicht zu schwimmen und sanken unter; ich konnte allerdings schwimmen, hielt mich aber mit Mühe auf dem Wasser; ich trug nämlich um die Schultern einen langen Kragen, in der Art eines Mantelkapüchons, der bis zu den Knieen reichte, in der Hand aber hielt ich meine Meerschaumpfeife, von der ich mich nicht trennen wollte. Zum Glück waren zufällig alle Soldaten des litauischen Regiments am Ufer, um Wäsche zu waschen; fast alle Soldaten der Warschauer Garde hatten nacheinander die Schwimmschule durchgemacht und nun warfen sie sich ins Wasser und holten die Ertrinkenden heraus. Am folgenden Tage hatte ich die Freude, mit meinen Kampfgenossen zusammenzutreffen, der General war aber noch nicht da; er war von Wilna nach Narwa gefahren, um seine Familie wiederzusehen und kam erst einige Tage später.

Während meiner Abwesenheit von der Armee war der Zesare-

witsch Konstantin Pawlowitsch auf der Reise nach Petersburg gestorben. Graf Kuruta, der Stabsrittmeister Alexandrow der ältere und der ganze Stab wurden nach Petersburg berufen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Gleichzeitig wurde auch die Küche Seiner Hoheit fortgeführt, welche zu der Zeit alle Stabsoffiziere versorgt hatte. Wegen der Abwesenheit des Grafen Kuruta wurde unsre Kolonne vom nächstältesten Offizier, dem Kommandeur des Podolischen Kürassierregiments, Generallieutenant Knorring befehligt. Die Armee legte auf sechs Wochen Trauer an und unsre Armee war gleichsam verwaist. Man liebte den verstorbenen Großfürsten wirklich; er that viel Gutes; wer nur wollte, konnte sich vertrauensvoll an ihn wenden und erhielt häufig das letzte Geld aus der Privatkasse des Großfürsten, welcher dann genötigt war, sein Gehalt im voraus zu fordern. Dafür aber schlug er schonungslos zu, wenn er Ursache hatte, aufzubrausen und nicht immer war er geneigt, Vergangenes zu vergessen.

Unsre Kolonne war die erste und am 6. August überschritt sie die Weichsel auf der für die Armee bestimmten Brücke. Das zweite Echelon setzte am 8. unter der Führung des Generallieutenants Sacken über und das letzte unter dem Generallieutenant Chilkowo am 9. August. Die Stärke der drei Kolonnen unter der Führung des Grafen Kreutz betrug 29500 Mann und 90 Geschütze.

Den Uebergang und die Uferbefestigungen überwachte mein Kompaniekommandeur Baron Rönne, welcher deshalb ein kleines Detachement bei sich hatte. Die Lieferanten der Fahrzeuge für die Brücke erhielten für die ganze Zeit, während welcher die Brücke notwendig war, je fünfzehn Rubel Silber täglich und außerdem gestattete man ihnen mit den für die Armee erforderlichen Waren zu handeln, ohne Zoll dafür zu zahlen.

Wir verfolgten den oberen Lauf der Weichsel am linken Ufer und gelangten bald zum Flecken Lowicz. Nachdem ich einige amtliche Verrichtungen besorgt, ging ich in einen Weinkeller, um mich mit Wein zu versorgen. Bald war ich mit dem Händler einig geworden, und ein Korb mit Wein wurde in meine Wohnung befördert, wohin auch ich langsam hinschlenderte. Wie ich bei einem Hause vorbeikomme, höre ich eine laute Unterhaltung und alsbald wurde ich hineingerufen. Als ich eintrat, kamen mir alle bekannten Offiziere des litauischen Regiments in sehr angeheiterter Stimmung entgegen. Unter ihnen befanden sich die Brüder Odinzeff und Obern, dessen Verwandte mich eine Nacht beherbergt und mir am folgenden Tage Pferde zur Fahrt nach Wladimir gegeben

hatten; wie erinnerlich, war ich zur Zeit des Rückzuges aus Warschau auf das Gut in einem Ochsenkarren gefahren gekommen. Die Kameraden teilten mir mit, daß sie hier eine arme, aber ehrenwerte Familie gefunden und beschlossen hätten, den Abend fröhlich zu verbringen. Ich wurde aufgefordert, am gemeinsamen Gelage teilzunehmen. So wurde denn auch das Nötige bestellt und bald erschien eine Terrine mit Punsch royale auf dem Tische. Ich bin kein Freund von Gelagen, aber dieses Mal konnte ich mich unmöglich allein von der fröhlichen Gesellschaft ausschließen. Wir tranken, tanzten mit den Wirtstöchtern, spielten Pfänderspiele, lärmten und speisten schließlich zu Abend, natürlich mit Champagner. Alles hat jedoch ein Ende und vor einem Marsche muß man schlafen. Um Mitternacht gingen wir endlich nach Hause. Die Absicht war gut, aber sie in Ausführung zu bringen schwer. Wie ich mich vom Tische erhebe, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Was sollte ich thun? Bis zu meiner Wohnung waren allerdings nur dreihundert Schritt, aber ich hatte keinen Begleiter, der mich auf die andre Seite der Straße führen konnte. In der Trunkenheit blieb mir gleichwohl das Bewußtsein: ich stieg die Treppe hinab und bewegte mich vorwärts, indem ich mich bald an einen Zaun, bald an eine Hauswand stützte; schließlich mußte ich die Straße überschreiten und wußte mir keinen Rat, wie ich diese Heldenthat vollbringen sollte. Ich überlegte hin und her, endlich kroch ich auf allen vieren hinüber. Auf diese Weise gelangte ich dann bis zu meinem Zimmer, dessen Schlüssel sich in meiner Tasche befand. Ich öffnete, kleidete mich aus und legte mich ins Bett; bald begann aber der Kopf sich mir zu drehen, und mit einem Male waren Punsch, Abendbrot, Champagner — alles heraus. Am Morgen befahl ich dem Burschen Ordnung zu schaffen, da aber befahl der General durch den Flur, man solle ihm in meinem Zimmer ein Waschbecken herrichten; in seinem Gemach war es außerordentlich eng. Gleichzeitig fragte er auch, was denn so entsetzlich rieche. Ich lächelte und erzählte die ganze Sache. Wer hat in seiner Jugend nicht ausgelassene Streiche begangen? Aber seit der Zeit wurde mir der Champagner so verhaßt, daß ich ihn fünfzehn Jahre nicht sehen konnte und ihn bis heute nicht mag. Nikolai Iwanowitsch lachte und drückte sein Erstaunen aus, daß ich danach so früh hatte aufstehen können.

Bei Nadarshino vereinigten wir uns mit der Hauptarmee. Die Warschauer Garde ging vom Tode des Zesarewitsch ab in den Bestand des Gardecorps über und unsre Brigade wurde zur 3. Garde-

und Grenadierbrigade umbenannt. Auf den Epauletts blieb das Feld weiß, während früher dort die Buchstaben L. G. (Litauische Grenadiere) eingestickt waren.

Korff wurde zum Chef der Artillerie der Vorhut ernannt, an Stelle des Obersten Korssakoff, welcher das Amt zeitweilig als ältester Offizier bekleidet hatte. Am folgenden Tage gelangten wir als Vorhut über Raschin hinaus fast angesichts von Warschau. Dort erfuhr ich, daß unsre beiden Grenadierkompanien sich gleichfalls in der Vorhut befänden.

Nachdem ich hierauf in einer Weberei für den General und für mich eine Wohnung eingerichtet hatte, erkundigte ich mich vor allem, wo sich mein guter Freund und Tischgenosse Dratschewsky befinde. Man zeigte mir die Position, welche er mit vier Geschützen zu behaupten hatte; ich reite sofort hin, da tritt er aus dem Zelte heraus seiner Gewohnheit nach mit der Pfeife zwischen den Zähnen und ruft entzückt aus: „Weißt du was, Brüderchen?“ (So nannte er stets uns Brüder.) In diesem Augenblicke dachte ich nicht daran, daß der gute Arsenji Iwanowitsch seit seinem Austritt aus der Kriegsschule sich mit der Erfindung eines Systems beschäftigte, welches Ausgleichung aller unbestimmten Grade oder etwas Aehnliches bezweckte, und deshalb sagte ich, in der Voraussetzung, daß er mir eine Mitteilung über erhaltene oder in Aussicht stehende Belohnungen machen wollte: „Ich weiß, daß du zum Premierlieutenant befördert bist und den Wladimirorden erhalten hast, ich wünsche dir herzlich Glück dazu.“ — „Nein, Brüderchen,“ fuhr Dratschewsky fort, „das ist alles dummes Zeug, darum handelt es sich nicht; nicht umsonst habe ich acht Jahre lang gearbeitet, endlich habe ich mein Ziel erreicht und den gebahnten Weg betreten. Wenn es Gottes Wille ist, nehmen wir dieses niederträchtige Warschau (er zeigte auf die Stadt), dann muß ich noch zwei Wochen arbeiten und werde die Welt in Erstaunen setzen.“ Wer von diesem strebsamen Jünger der Wissenschaft nichts wußte, der mochte wohl lächeln, wer ihn aber kannte und auch nur von seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten gehört hatte, der konnte ihm aufs Wort glauben. Schon während der letzten Jahre in der Kriegsschule hatte er keine Vorlesungen über Mathematik gehört, aber sich häufig mit der Lösung der Aufgaben der Akademie der Wissenschaften beschäftigt, welche ihm vom Professoradjunkt Nikolai Iwanowitsch Fuß überbracht wurden; wenn die Vorlesung zu Ende war, hatte Dratschewsky die Aufgabe gelöst oder er konnte dem Professor den Weg angeben, auf welchem die Lösung gefunden wurde. Nachdem er Offizier geworden, be-

schäftigte sich Dratschewsky mit der Astronomie und hierauf begann er seinem System nachzuforschen. Er versicherte fortwährend, daß er von der Möglichkeit seiner Erfindung überzeugt sei, daß er aber nicht auf den richtigen Weg zur Lösung verfallen könne. Wenn seine ungewöhnlichen Fähigkeiten und sein bewunderungswürdiges Gedächtnis das hervorzubringen im stande waren, womit er die Welt in Erstaunen zu setzen glaubte, so sind gerade diese Fähigkeiten die Veranlassung gewesen, daß von seiner nutzbringenden Beschäftigung keine Spur nachgeblieben ist. Er machte keine Aufzeichnungen. Hatte er Zeit, so begann er auf einer Schiefertafel zu arbeiten und setzte seine Beschäftigung mit Kreide auf Tischen, Thüren und auf dem Boden fort. Wenn dann Kameraden zu ihm kamen und ihm vorschlugen, eine Partie Whist zu spielen, so machte er nicht die geringsten Schwierigkeiten, sondern befahl seinem Burschen, alles fortzuwischen und den Kartentisch hereinzubringen. In der Militärschule ereignete es sich bisweilen, daß, wenn Dratschewsky mit einer Aufgabe beschäftigt war, ein andrer aus Mutwillen über die Tafel hinwischte; da ärgerte er sich ein wenig, reinigte die Tafel vollständig und setzte die Arbeit fort, als hätte er das Resultat von einer andern Tafel übertragen. Das war der Grund, warum Dratschewsky keine Aufzeichnungen machte; sein Kopf war sein Archiv für alles, was er bearbeitete.

Wir erhielten jetzt wiederum Warschauer Zeitungen und erfuhren von der Unordnung, welche im feindlichen Lager herrschte. Nach der Schlacht bei Ostrolenka war das Vertrauen zu Skrzynecki ins Wanken geraten, er selbst hatte ganz den Kopf verloren und scheute sich sogar, wie man sich erzählte, den Uebergang Paskewitschs über die Weichsel zu hindern. Krukowiecki schrieb ihm einen groben Brief und riet ihm, sein Amt niederzulegen. Skrzynecki übergab diesen Brief dem Regierungsausschuß mit dem Antrage, entweder ihn oder Krukowiecki aus dem Dienste zu entlassen. Krukowiecki ward hierauf entlassen. Aber die Lage wurde immer kritischer, die Klagen mehrten sich ins Ungeheure und schließlich sah sich der Reichstag genötigt, eine Kommission einzusetzen, welche die Thätigkeit Skrzynecki prüfen sollte. Die Kommissionsverhandlungen wurden am 15. Juli in Gegenwart Skrzyneckis selbst eröffnet, anstatt sich aber mit seiner Amtsthätigkeit zu beschäftigen, beriet man über weitere Unternehmungen und beschloß schließlich, den Russen bei Ssuchatschew eine Schlacht zu liefern. Skrzynecki schwieg hierauf und erklärte damit gleichsam seine Zustimmung. Er begab sich auch zur Armee und traf seine Vorbereitungen, aber als es zur That kommen sollte, konnte

er sich zu nichts entschließen, er fürchtete, eine ähnliche Niederlage wie bei Ostrolenka zu erleiden.

In den letzten Tagen des Juli sandte der Reichstag eine Deputation ins polnische Lager, mit dem Auftrage, sich zu überzeugen, ob Skrzynecki in der Armee noch Autorität genieße und ob er gesonnen sei, die versprochene Schlacht zu liefern. Die Mehrheit verlangte hierauf einen Wechsel in der Person des Oberkommandierenden und Skrzynecki selbst, der die Absicht des Reichstages erriet, erklärte sich zur Niederlegung seines Amtes bereit, wenn man einen General in Aussicht habe, welchem das Kommando über die Armee anvertraut werden könne. Auf den Wunsch der Mehrheit erwählte man den soeben aus Litauen zurückgekehrten Dembinski, welcher in diesem Feldzuge aus nichts General geworden war. Er wünschte das Kriegstheater nach Litauen überzuführen und so entsandte man ihn auch dorthin; bei der örtlichen Bevölkerung erwarb er sich dann rasch Berühmtheit, aber in der Armee war dieser improvisierte General nur dem Rufe nach bekannt. Persönlich wußte man wenig von ihm. Als er dann vollkommen verstanden wurde, brach gegen ihn allgemeiner Unwille aus und er mußte entlassen werden. Wieder trat man zur Wahl des Oberkommandierenden zusammen, und nach langen Beratungen beschloß man, das Amt Prondzynski anzutragen; dieser aber, der von der völligen Nutzlosigkeit der Kriegsführung überzeugt war und glaubte, daß es keinen andern Ausweg gebe als die Unterwerfung, lehnte das Kommando über die Armee entschieden ab.

Prondzynski hatte vollkommen recht; man hätte ihn zum Oberkommandierenden gleich damals wählen können, als Chlopicki von der Bühne abtrat. Wenigstens dachte man so in unserm Lager, wo er nicht nur von den Generälen der Warschauer Garde geschätzt wurde, sondern auch bei Diebitsch und Toll einen ausgezeichneten Ruf genoß; mit letzteren war er zur Zeit des Türkenkrieges in den Jahren 1828 und 1829 bekannt geworden, als er in der Würde eines Oberstlieutenants des Generalstabes der polnischen Truppen sich in unserm Hauptquartier aufhielt und mehr als einmal Gelegenheit gefunden hatte, seine Fähigkeiten zu beweisen.

4.

Die Warschauer Ereignisse vom 5. August.

Hier halte ich inne, um über die blutigen Ausschreitungen zu berichten, welche sich mittlerweile in Warschau zutrugen. Diese Episode der polnischen Revolution charakterisiert die Nation im allgemeinen und die Warschauer Demokratie im besonderen.

Infolge grundloser Denunziationen oder auf bloßen Verdacht hin hatte man verschiedene im Warschauer Schloß gefangen gehaltene Personen verurteilt. Fast alle waren unschuldig; da aber das Volk, aufgereizt durch den Patriotenklub, hartnäckig die Hinrichtung von Verrätern und Spionen forderte, so waren, nach der Entlassung andrer, einige Generäle, der Kammerherr Fentsch, der Kommissionär Bentkowski und die Witwe Bashanowa zurückgeblieben. Die letztere hatte in Warschau mit drei Töchtern und einem Sohne gelebt, welcher als Kornet im Grodnoschen Husarenregimente diente; es ist derselbe Bashanow, welcher unsrer Abteilung die Nachricht vom Tode Diebitschs überbrachte, als wir den Uebergang über die Meritschanka vorbereiteten.

Als am 3. August die Nachricht aus dem Lager eintraf, daß die Armee sich nach Warschau zurückziehe, drang der Patriotenklub an der Spitze einer ungeheuren Volksmenge in das Regierungsgebäude und in die Gemächer des Ausschusses. Lelewel, ein Mitglied des Ausschusses und von großem Einfluß im Klub, aber jesuitisch in seinen Handlungen, bekundete kein Erstaunen und fuhr, ohne auf die Eintretenden zu achten, im Schreiben fort. Die Klubmitglieder forderten im Namen des Volkes, daß der Thätigkeit der Verräter Skrzynecki und Dembinski ein Ende bereitet und dieselben dem Gerichte übergeben, sowie daß die Gefangenen hingerichtet würden. Czartoryski und Niemojewski bemühten sich, diese frechen Vertreter einer aufgeregten Menge zu beruhigen, Barzykowski wiederum erklärte streng, daß er soeben aus dem Lager zurückgekehrt sei, und die Bürgschaft für die patriotischen Empfindungen sowohl Skrzyneckis als Dembinskis übernehmen könne, und daß es den Anwesenden nicht zustehe, sich in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen. Die Vertreter entfernten sich und murmelten zwischen den Zähnen: „Dort erlangt man nichts, die Spitzbuben müssen gehenkt werden.“ Die Mitglieder des Ausschusses machten Lelewel Vorwürfe wegen

seiner zweideutigen Haltung. Er erwiderte kalt, das seien die Folgen der verzögerten Hinrichtung der Verräter.

Die Umstände heischten Vorsichtsmaßregeln. Besondere Aufmerksamkeit wandte man dem Schlosse zu, wo sich die Gefangenen befanden. Die Eingangsthore wurden geschlossen und mit Balken verlegt. Die Nationalgarde trat unters Gewehr. In der Dämmerung begannen Volkshaufen durch die Stadt zu streifen und näherten sich dem Schlosse.

Der Gouverneur befahl nunmehr Alarm zu schlagen. Da hört man Rufe: „Tod den Verrätern. Die Aristokraten an den Galgen.“ Die Nationalgarde schießt durch das Gitter des eisernen Thores in die Luft. Die Menge weicht anfangs zurück, aber da schreien die Rädelsführer: „Wenn geschossen wird, soll die ganze Stadt dem Feuer und Schwert überantwortet werden.“ Jetzt verbreitet sich das Gerücht, daß die Nationalgarde den Kampf mit dem Volke aufnehmen werde, und fast die ganze Stadt eilte in gewaltigen Massen zum Schlosse hin. Um diese Zeit rückte der Gouverneur mit zwei Kompanien des 18. Regiments zum Schlosse, Kolbenstöße bahnten ihm den Weg. Am Hauptthore befahl er der Wache, ihn mit seiner Abteilung hereinzulassen; kaum aber hatten sich die Thore geöffnet und war der Gouverneur mit den Truppen eingetreten, als die Volksmenge ebenfalls hereindringt. Während nun der Gouverneur Wengerski sich bemüht, die Ordnung herzustellen, wird ein Pistolenschuß auf ihn abgefeuert; das Volk nennt die Soldaten Verräter. Letztere beteiligen sich jetzt auch an den Ausschreitungen, der feige Wengerski aber versteckt sich. Die Klubmitglieder steigen unter der Führung der Geistlichen Pulawski und Szinglarski die Treppe zum dritten Stock hinauf, um die unglücklichen Gefangenen aufzusuchen. Die Wachtsoldaten der Nationalgarde zitterten vor Furcht und wagten keinen Widerstand. Endlich wurde aus einem Fenster des dritten Stockes ein Zeichen gegeben und jemand rief hinunter, daß die Gefangenen gefunden seien. Nun drängte alles dorthin, und der Menge entgegen schleppt man den General Jankowski, der nur mit dem Hemde bekleidet ist. Zitternd vor Furcht sucht er sich zu rechtfertigen, aber niemand hört auf ihn, man sticht nach ihm mit Bajonetten, man haut ihn mit Säbeln, und schließlich wird er auf den Sigismundplatz geschleppt, wo man ihn an einem Laternenhaken aufhängt. Unter dem Gewichte des Körpers bricht der eiserne Haken; der Körper wird hierauf in Stücke gehauen und am Pfahle aufgehängt. Das gleiche Schicksal ereilte Zaleski. Seine ganze Schuld bestand darin, daß er die Hoffnungen der Revolutionäre niemals

geteilt hatte. Seine Tochter, die Braut eines russischen Offiziers, hatte in einem Briefe an eine Freundin in Krakau unvorsichtigerweise der Hoffnung Ausdruck gegeben, den Bräutigam wiederzusehen; der Brief wurde aufgegriffen und der unglückliche Vater nach langer Gefangenschaft umgebracht. Unterdessen war Bukowski, der den Lärm auf dem Hofe hörte, aus dem dritten Stock auf den Balkon des zweiten gesprungen; von dort ließ er sich dann in den Garten nieder, doch überlieferte ihn der Gärtner den Mördern, die ihn alsbald töteten und seinen Körper in Stücke hieben. Bentkowski wollte denselben Sprung ausführen, brach sich aber das Bein und wurde bewußtlos der Wut der Menge überliefert, welche seinem Leiden bald ein Ende machte. Man haßte ihn besonders deshalb, weil er die Geschichte Kaidanows ins Polnische übersetzt hatte, und verhaftete ihn auf einen ganz geringfügigen Verdacht hin. Er war im Juni ins Innere des Königreichs kommandiert worden und in Czenstochow mit dem Staatsrat Chintsch zusammengetroffen. (Die Warschauer Gefangenen der ersten Nacht hatte man alle ins Innere des Königreichs geschafft, soweit höhere Beamte sich unter diesen befanden, wurden sie in Czenstochow interniert.) Von diesem Chintsch hatte er einen offenen Brief zur Uebergabe an Frau Bashanow in Warschau mitgenommen, in welchem thatsächlich nichts von Politik stand. Als er aber bei der Ankunft in Warschau von der Verurteilung mehrerer Personen wegen ihrer Hinneigung zur russischen Regierung hörte, kam ihm der unglückliche Gedanke, den Brief zu vernichten, anstatt ihn an die Adresse zu befördern. Chintsch hatte darauf der Bashanow einen andern Brief geschrieben, in welchem er des durch Bentkowsky gesandten Erwähnung that. Dieser zweite Brief wurde aufgefangen und die Wohnung der Bashanow alsbald nach dem ersten Briefe durchsucht. Niemand schenkte der Erklärung Bentkowskis Glauben, und er sowohl als die Bashanow wurden ins Gefängnis geworfen. Drei ihrer Töchter erhielten die Erlaubnis, abwechselnd das Schicksal der Mutter zu teilen. Als die Mörder ins Zimmer der unglücklichen Frau eindrangen, warf sich die gerade anwesende Tochter auf die Kniee und bat um Gnade für die Mutter; aber man stieß sie zurück und eilte zum Bette, wo die Mutter entkleidet dalag. Die Tochter klammerte sich, um sie zu verteidigen, an den zur Gardine gehörigen Ständer, doch man schlug sie mit dem Bajonette nieder und trug sie besinnungslos fort. In ihrer Verzweiflung entriß die Mutter einem Mörder das Bajonett, aber sie wurde sofort durchbohrt und gab ihren Geist auf. Die Nichtswürdigen schleiften alsdann die Leiche nackt auf die

Straße und hingen sie mit den Beinen an einer Laterne auf. Ebenso unschuldig war auch der Kammerherr Fentsch. Beim Ausbruch der Revolution geriet er gleich den übrigen in Gefangenschaft, als jedoch die meisten aus der Hauptstadt entfernt wurden, ließ man Fentsch als Hausbesitzer zurück. In der Folge sperrte man ihn als russischen Beamten auf dem Schloß ein. Auch zu ihm drang nun die Menge hinein und, obgleich ein Nationalgardist ihn verteidigte, versetzte ihm der Schneider Morawski einen Säbelhieb über den Kopf, der ihn zu Boden streckte. Die Wunde war nicht tödlich, aber gleichwohl schleppte man ihn an den Beinen vom dritten Stock die Treppe herunter, wobei ihm der Schädel an den steinernen Stufen zerschmettert wurde; im Hofe schlug man ihn dann völlig nieder und hing ihn an einem Laternenpfahl auf.

Endlich um zehn Uhr hörte das Gemetzel auf. Die Menge strömte vom Schlosse zurück. Wetteifernd suchten diese vermeintlichen Vertreter des Patriotismus ihre Waffen mit Verräterblut rot zu färben. Der Priester Pulawski, ein Unmensch, streifte seine Aermel bis zum Ellbogen auf, besudelte sie mit Blut und brüllte: „Die Patrioten sind verpflichtet, ihre Hände in Verräterblut zu waschen.“ Die Opfer genügten indes noch nicht, die Blutgier ließ sich nicht so rasch stillen. „Gebt uns die Aristokraten,“ schrieen die einen. Andre forderten den Tod der Spione und brüllten: „Zu den Thoren, dort sind sie,“ worauf die Menge, in welcher viele gut gekleidete Personen sich befanden, über den Sächsischen Platz den Thoren zuströmte. Die Masse des Volkes teilte sich, die Rädelsführer sorgten inzwischen dafür, daß sie an der Spitze eines starken Haufens blieben und so suchten sie ihre Opfer auf. Ein solcher Trupp ermittelte in der Altstadt eine Anzahl Gefangene, erschlug den Major Petraschewski, einige Beamten und den Juden Birnbaum, einen bekannten Spion, der ein Kampfgenosse des Generals Roznecki war.

Ueberall herrschte Anarchie. Czartoryski floh als Reitknecht verkleidet ins Lager. Morawski und Barzikowski flohen gleichfalls, Lelewel ging nach Hause. Alle versteckten sich zitternd vor Furcht. In solchem Zustande befand sich Warschau, als Krukowiecki, ein persönlicher Feind Skrzyneckis und der geheime Leiter des Klubs, sich entschloß, die Ordnung wiederherzustellen. Er erschien plötzlich in Uniform zu Pferde, erteilte energisch den Befehl, auseinander und nach Hause zu gehen, ordnete des Beispiels halber das Erschießen eines Soldaten an und darauf hin begann die Menge thatsächlich auseinanderzugehen oder sie schloß sich andern Haufen an. Nachdem

er seinen Freund, den Konditor Lesli, gerettet, eilte er zum Rathause, wo die ihm bekannten Beamten ihn zum Gouverneur von Warschau proklamieren wollten. In ihrer Begleitung ritt er alsdann zum Wolskischen Thore, wo die Menge gerade daran war, die Thore eines Arbeitshauses einzuschlagen. In diesem Arbeitshause waren Polizeibeamte und Agenten, sowie noch andre Personen wegen Schulden und sonstiger unbedeutender Vergehen eingesperrt. Hier wiederholten sich die Schloßscenen, und die dem Volk Verhaßten, im übrigen aber so gut wie Unschuldigen, wurden umgebracht. Alsdann ging man ins Thorgebäude hinein, wo ebenfalls viele eingesperrt waren, und tötete sie sämtlich. Man erzählte sich, daß Krukowiecki dem Gemetzel kaltblütig zusah, als aber 20 umgebracht waren, da rief er: „Genug!“ und wandte sein Pferd.

Krukowiecki eilte nun in den Regierungsausschuß, um seine Bestallung als Gouverneur zu fordern; indes fand er bloß Niemojewski dort vor und so entfernte er sich wieder, um für Herstellung der Ordnung zu wirken. Um drei Uhr nachts erschienen Morawski und Barzykowski im Ausschuß, sie waren es, die Krukowiecki als Gouverneur bestätigten. Von jetzt an nahm seine Thätigkeit einen sehr entschiedenen Charakter an. Er ritt zur Volksmenge hinaus und befahl ihr, nach Hause zu gehen; da sich die Straßen aber langsam leerten, schickte er ins Lager und bat um die Entsendung von zwei Regimentern Kavallerie. So endete diese furchtbare Nacht, welche Warschau und das polnische Volk für immer befleckt hat; Krukowiecki aber, vermutlich der mittelbare Urheber dieses blutigen Dramas, wurde in seiner früheren Würde bestätigt und that einen Schritt vorwärts auf seiner Laufbahn.

Am Morgen des 4. konnten die Bewohner Warschaus beim Anblick der Leichen der Unglücklichen zufrieden sein. Um sieben Uhr ward noch der Staatsrat Chomkiewicz erschlagen. Ferner führte man einen verwundeten Offizier eines unsrer Infanterieregimenter auf einem Wägelchen in die Stadt; wegen seines deutschen Namens wurde er für einen Preußen in russischer Uniform gehalten; man befahl ihm, vom Wagen zu steigen. Der Infanterieoffizier hatte schon während der ganzen Reise Verunglimpfungen aller Art ausgestanden, weshalb er sich bei seiner Ankunft im Krankenhause beim Arzte über die Führung des Volkes beschwerte. Dieser aber begann ihn zu schelten, statt ihn zu verteidigen, und stieß ihn auf die Straße, wo man ihn sofort ergriff und an einem Laternenpfahl aufknüpfte. Am Nachmittag, als die Stadt bereits von den Truppen besetzt war, hängten halb erwachsene Schüler mit Hilfe einer Magd

ihren Lehrer; sie benutzten den Zufall, um sich von ihm zu befreien. Die freiwilligen Henker führten eine Liste der Personen bei sich, welche sie umbringen wollten; auch Skrzynecki, Dembinski und andre Generale standen hier verzeichnet.

Der Termin Dembinskis war abgelaufen und Prondzynski willigte nach inständigen Bitten der Ausschußglieder schließlich ein, die Würde des Oberkommandierenden zu übernehmen. Am Morgen des 5. fuhr er zu Dembinski und traf dort Krukowiecki. Beide blickten ihn mißtrauisch an, wobei Dembinski erklärte, daß er allein die Kraft besitze, Polen zu retten, wenn er aber in diesem Augenblicke den Oberbefehl abtreten müsse, so bringe er dem allgemeinen Wohle offenbar ein großes Opfer. Prondzynski entsagte gerne der Würde, welche man ihm übertragen hatte, und hierauf fuhren sie alle nach Warschau, um beim Ausschusse die Bestätigung Dembinskis zu beantragen. Das Selbstvertrauen und die Prahlerei dieses vorwitzigen Menschen wirkten geradezu verblüffend.

Am 4. versammelte sich der Ausschuß, die Glieder legten feierlich ihre Würde nieder. Dembinski war erschienen und tadelte das Verhalten des Ausschusses, der keine Maßregeln zur Unterdrückung der Ausschreitungen ergriffen habe; er schlug vor, einen andern Ausschuß zu erwählen, aber Barzykowski sagte er im geheimen, daß er die Absicht habe, sich zum Diktator proklamieren zu lassen. Alsdann befahl er, die Anstifter der Vorgänge vom 3. August zu verhaften. Pulawsky wurde hereingeführt, der Führer des Patriotenklubs und des blutgierigen Pöbels. Lelewel erbleichte, Dembinski warf ihm vor, geheime Pläne zu verfolgen, und drohte, ihn erschießen zu lassen.

Der Reichstag trat jetzt zusammen, um eine neue Regierung zu ernennen. Dembinski sah seinen Mißerfolg voraus und reiste unbemerkt ins Lager ab. Nach langen Verhandlungen wurde Krukowiecki zum Präsidenten der Regierung ernannt und ein verantwortliches Ministerium ihm beigegeben. Er forderte die sofortige Entfernung Skrzyneckis aus dem Lager, der übrigens schon selbst um seinen Abschied gebeten hatte. Nachdem er dann seine Entlassung erhalten hatte, kam er nach Warschau, um nach Erstürmung der Stadt über Krakau nach Galizien zu gehen.

Krukowiecki bestätigte Dembinski als Oberkommandierenden der Armee, Chrzanowski als Gouverneur von Warschau, befreite alle von Dembinski Verhafteten und ließ nur einige wenige erschießen, um dem Volke nachzugeben. Seinen Helfershelfern und Parteiführern verlieh er hervorragende Aemter, überall verfügte er per-

sönlich, zeigte sich außerordentlich thätig und erwarb dadurch das allgemeine Vertrauen.

Mit Dembinski vertrug er sich von Anfang an nicht; darauf entsetzte er ihn des Kommandos über die Armee und hatte die Absicht, Prondzynski den Oberbefehl zu übertragen. Da dieser aber wiederum ablehnte, so wurde der alte, im gleichen Range stehende Malachowski zum Oberkommandierenden ernannt. Nun versammelte sich der Kriegsrat, um die Mittel zu kontrollieren, über welche die Aufrührer verfügten, und um schlüssig zu werden, was weiter geschehen müsse. Dabei ergab sich, daß in Warschau und in den Verschanzungen gegen 60000 Mann standen; zog man aber alle Streitkräfte im ganzen Königreich zusammen, so waren es gegen 80000 Mann. Krukowiecki prüfte mehrere Vorschläge und stimmte schließlich dem Plane Prondzynskis zu, 20000 Mann aus Praga herauszuschicken, um die Verpflegung der Armee zu erleichtern und gleichzeitig den Versuch zu machen, Rosen zu schlagen, welcher bei Minsk und Kaluschin postiert war. Diese Expedition wurde dem unfähigen Romarino — einem Italiener — übertragen. Natürlich hatte sie keinen Erfolg, schwächte aber die Garnison Warschaus nebst ihren Befestigungen und brachte uns infolgedessen Vorteil.

Noch vor dem Ausmarsch Romarinos hatte Rosen vorgeschlagen, die Brücke von Praga zu verbrennen und letzteres mit stürmender Hand zu nehmen. Infolgedessen unternahm es der Lieutenant des Generalstabes Slewitzki, in der Nacht des 8. August mit einigen Freiwilligen und dem nötigen Brennmaterial in einem Boote zur Brücke zu fahren. Das Wagestück gelang: er steckte die Brücke in Brand und kehrte wohlbehalten zu den Seinigen zurück. Aber in Warschau war das Feuer bemerkt und rasch gelöscht worden. Ich kannte Slewitzki schon vor dem Kriege, in Bjelostok waren wir bekannt geworden. Er war außerordentlich befähigt und unternehmend, aber leider kränklich; am Ende der dreißiger Jahre starb er an Aneurysma (Pulsadernerweiterung) zu Paris, wo er im Auftrage unsrer Regierung als Militäragent fungierte. Seit dem Jahre 1833 bin ich nicht in Warschau gewesen, aber ich weiß, daß in der Nähe Pragas ein Fort erbaut ist, welches zu Ehren Slewitzkis seinen Namen führt.

5.

Die Erstürmung Warschaus.

Wann der Angriff auf Warschau beginnen sollte, wußten wir nicht, aber wir erwarteten ihn mit Ungeduld. Paskewitsch berief nicht den Kriegsrat, aber wie man sich erzählte, hatte er den Corpskommandanten, dem Chef des Hauptstabes und dem Generalquartiermeister aufgetragen, je einen Plan für die Einnahme Warschaus anzufertigen und ihm vorzulegen.

Das Artilleriekomitee schlug vor, die Haubitzen mit je zehn Granaten und kubischen Brandkugeln zu versehen. Zur Uebung erbaute man Befestigungen mit Palissaden in den Gräben und Fallgruben auf den Glacis. Die Truppen exerzierten täglich und mit Hilfe von Faschinen und Sturmleitern wurden Vorübungen für den Sturm vorgenommen. Als alles bereit war, beschloß Paskewitsch den Versuch zu machen, ob die Sache nicht doch ohne Blutvergießen erledigt werden könne, und sandte zu dem Zwecke am 22. August den General Dannenberg ab, welcher den Polen eine allgemeine Amnestie versprechen sollte, wenn sie bedingungslos die Waffen streckten. Krukowiecki wurde hiervon verständigt und schickte Prondzynski als Abgesandten; die Begegnung fand bei den Vorposten statt. Prondzynski erklärte, über den Vorschlag dem Präsidenten berichten zu müssen, im Gespräche mit Dannenberg aber erzählte er unvorsichtigerweise, daß das Corps Romarinos zur Verfolgung Rosens abmarschiert sei. Diese Nachricht veranlaßte, ohne Verzug den Sturm in Angriff zu nehmen.

Am 23. August berief Krukowiecki den Ministerrat, der Bericht Prondzynskis ward verlesen und man beschloß, Paskewitsch brieflich folgendes zu antworten: „Die Polen bewaffneten sich für die Freiheit ihrer Nation, soweit dieselbe innerhalb der Grenzen des Jahres 1772 lebt, und nur unter dieser Bedingung können sie in Unterhandlungen treten.“ Krukowiecki und Prondzynski teilten diesen Standpunkt nicht, vermochten aber mit ihrer Meinung nicht durchzudringen, und so wurde diese thörichte Antwort am 24. August abgesandt.

Am Abend desselben Tages kam mit großem Gefolge der Feldmarschall, welchem auch der zum Stabschef der Artillerie ernannte Baron Korff sich angeschlossen hatte, zu uns in die Avantgarde herausgeritten. Hier wurde Paskewitsch die Antwort Krukowieckis übergeben, er las sie und bemerkte darauf: „Auf derartige Worte

kann man nur mit Kanonen antworten, jetzt gilt kein Zögern mehr." Nun flogen die Adjutanten nach allen Seiten und überbrachten den Befehl, die Aktion nach der allen Truppenchefs bereits bekannten Disposition zu eröffnen. Alles bewegte sich geräuschlos und ohne Beleuchtung seinem Bestimmungsorte zu. Es dunkelte bereits, als Paskewitsch zu unsrer Schützenkette herangeritten kam und sie in der Richtung auf die Meierei Wlochowo, wo er sich eine Wohnung in einem Häuschen ausgewählt hatte, in der Sehne teilte. Vor diesem Hause befand sich ein kleiner Weiher, in welchen sich an der Seite der Ausgangsthüre eine Halbinsel von etwa 25 Quadratfaden Länge hineinzog. Der ganze Weiher war am Ufer mit Weiden bewachsen, deren Aeste bis zum Wasser herunterhingen. Die Nacht war dunkel. Da trat der Feldmarschall aus dem Hause und auf ein von ihm gegebenes Zeichen entzündeten die Linienkosaken des Convois in einem Augenblick ein Feuer auf der Halbinsel. Man stellte Stühle hinaus, Paskewitsch setzte sich mit seiner dampfenden Bernsteinspitze auf die linke und die Corpskommandeure auf die rechte Seite der Halbinsel. Alle wurden sie durch das Feuer des Scheiterhaufens vorzüglich beleuchtet und konnten von den Zuschauern auf der andern Seite des Weihers deutlich gesehen werden. Der Holzstoß brannte gut und bei ihm standen, um das Feuer zu unterhalten, zwei Kosaken in hohen Feldmützen, was zur Ausschmückung der Landschaft wesentlich beitrug. Wir Zuschauer am jenseitigen Ufer des Weihers sahen auf diese Weise ein wunderbares Bild, würdig des Pinsels eines Salvator Rosa. Es war so schön, daß niemand sich von seinem Platze rührte, und allgemein wurde der Wunsch laut, das Panorama möge auf der Leinwand verewigt werden.

Gegenüber dem Hause des Feldmarschalls, jenseits des Weihers, stand ein Gebäude, etwas in Art einer Branntweinbrennerei mit einem bewohnbaren Zimmer. Dort hatten sich einige Generäle einquartiert, unter ihnen Baron Korff. Um auch für mich ein Unterkommen zu finden, ging ich aufs Geratewohl auf die Suche und entdeckte eine lange Scheune, in deren Mitte sich eine durch die ganze Länge des Gebäudes gehende Erhöhung befand, die offenbar zur Aufbewahrung des ungedroschenen Roggens diente; jetzt war dort zertretenes Stroh hingeworfen und ringsum hatte man die Pferde des Hauptquartiers hingestellt, welche es zerkauten. Bei einer Höhe von einer Arschin war dieser Raum so breit, daß ich mich längs desselben hinlegen konnte, ohne von den Pferden gestört zu werden. In der Erwartung großer Ereignisse versank ich alsbald in den sorglosen Schlaf der Jugend.

Mit Anbruch der Nacht hatten unsre Truppen, gemäß den getroffenen Dispositionen, Warschau zu umringen begonnen; sie stützten sich hierbei an beiden Flügeln auf das linke Ufer der Weichsel. Im ganzen hatten wir etwa 70000 Mann und 340 Geschütze, aber nur Feldgeschütze, während die Schanzen mit Kanonen größeren Kalibers bewaffnet waren. Es hieß, daß zwanzig 20pfündige Mörser aus Kijew hingebracht sein sollten; ob es sich so verhielt, weiß ich nicht, jedenfalls bekam ich sie nicht zu Gesicht.

Die Gardeinfanterieregimenter hatten jedes 100 Freiwillige mit vier Offizieren zur Verstärkung der Sturmkolonne gestellt; die Gemeinen gingen freiwillig, die Offiziere nach dem Lose vor. Diese 1000 Mann wurden in fünf Teile geteilt und in fünf Sturmkolonnen aufgestellt. Um den Leuten die Sache zu erleichtern, wurde ihnen anbefohlen, in Uniform, aber ohne Ranzen, in den Kampf zu gehen. Ihre Mäntel trugen sie nach alter Art zusammengerollt auf der Schulter. Am Abend erhielt jeder ein Gläschen Schnaps und am Morgen auch eines. Trotz aller Vorsicht von unsrer Seite hatte der Feind die am Abend von unsern Kolonnen nach Raschin zu ausgeführte Bewegung bemerkt und ohne Zweifel seine Anordnungen getroffen; aber sicher erwartete man nicht, daß wir eine so gut befestigte Stadt wie Warschau stürmen wollten, noch dazu von Wola aus, dem stärksten Fort; deshalb hatten sie ihre bedeutendsten Streitkräfte der Mokotowschen Seite zugewandt, wo alles schon bei Tagesanbruch unter Waffen stand.

Ich konnte nicht ausschlafen; die Soldaten fütterten die Pferde und begannen zu satteln. Ich rieb mir die Augen, aß einen Zwieback und bestieg dann mein Pferd. Wir ritten gegen vier Uhr aus hinter dem Feldmarschall her; alles war bereit und erwartete den Befehl zum Angriff. Die Offiziere tranken, in Gruppen vor ihren Truppenteilen stehend, Champagner, wünschten sich gegenseitig und allen überhaupt Erfolg und niemand hatte Vorahnungen, über die man sich keine Rechenschaft abzulegen vermag.

Man hatte mir früher von einem Infanteriemajor erzählt, der schon zu Beginn des Türkenkrieges in diesem Range stand. Er litt stets an unheilverkündenden Vorahnungen und vermied deshalb den Dienst in der Schlacht.

So hatte er bereits zwei Feldzüge mitgemacht, ohne im Feuer gestanden zu haben. Schließlich veranlaßten ihn jedoch der Spott der Kameraden und Ueberredungen, am Sturme gegen Warschau teilzunehmen. Und was geschah da? Eine der ersten feindlichen Kugeln streckte ihn zu Boden.

Paskewitsch ritt mit einem glänzenden Gefolge durch die Truppen, begrüßte sie, redete ihnen zu, tapfer zu sein und Ehre einzulegen. Alle gingen ruhig den angewiesenen Stellungen zu.

Die Sonne ging mittlerweile im Osten in ihrem vollen Glanze auf, die Armee bekreuzte sich andächtig.

Der erste Schuß wurde aus dem Fort Nr. 57 vor dem stark befestigten Wola abgefeuert, darauf ein zweiter aus Nr. 54, dem zweiten Fort rechts von Wola, alsdann erhoben sich aus beiden je drei Raketen, welche ein verabredetes Signal bildeten. Denn gleichzeitig eröffnete man jetzt auf beiden Seiten eine Kanonade, welche die Erde erbeben machte; besonders regte mich das Pfeifen der Artilleriegeschosse auf, welche die dicke Morgenluft durchschnitten. Nr. 57 gegenüber stand Graf Pahlen, Nr. 54 gegenüber Baron Kreutz. Unsre Artillerie näherte sich bis auf 300 Faden, eröffnete ihr Feuer und rückte alsdann bis auf 150 Faden weiter vor. Dann blieb sie stehen und begann mit Erfolg zu arbeiten. Die Befestigungen, gegen welche sich der Angriff richtete, gehörten, wie sich später erwies, zu den stärksten. Die Höhe der Brustwehren betrug vier bis fünf Arschin; der Lehmboden machte es möglich, die äußeren Seiten und die Neigung der Gräben in einen steilen Abhang zu verwandeln, ohne daß man zu künstlichen Mitteln zu greifen brauchte; in den Gräben wiederum standen Palissaden und auf den Glacis drei Reihen Wolfsgruben.

Der Feind besaß in einer Hinsicht ein bedeutendes Uebergewicht: die Schanzen waren fast ausschließlich mit 18- und 24pfündigen Geschützen bewaffnet, welche aus Warschau und Modlin hingebracht worden waren; indes muß berücksichtigt werden, daß die Polen wenig Pulver und zudem nur schlechtes besaßen, so konnte die Ladung auch nur schwach sein. Nach der Einnahme Wolas besichtigten wir bei einigen Geschützen die Ladung und entdeckten, daß das Pulver nicht aus Körnern bestand, sondern aus Stücken von ansehnlicher Größe, welche mitunter eine Stärke von fünf Linien erreichten. Das Pulver war in Warschau unter der Leitung des Generals Bontemps angefertigt worden, aber offenbar war es nicht mehr möglich gewesen, es zu körnen.

Zu den schweren Geschützen, welche zur Bewaffnung der Warschauer Schanzen verwandt wurden, gehörten zehn polnische Kanonen, welche die Russen bei Varna erobert hatten. Diese zehn Kanonen hatte der Kaiser Nikolai der Stadt Warschau geschenkt, und sie schmückten seitdem den Platz vor den Alexanderkasernen. Nachdem aber die undankbaren Polen die Geschütze gegen Rußland gerichtet hatten,

verlieh sie der Kaiser der Armee und fortan zierten sie die Preobrashenskische Armeekathedrale zu Petersburg.

Eine Stunde ungefähr oder etwas weniger dauerte die Kanonade alsdann eröffneten die Kreutzschen Kolonnen mit den Freiwilligen der Garde an der Spitze den Sturm. Als die Unsrigen die Brustwehr von Nr. 54 erstiegen hatten, ritt Korff mit mir zu Nr. 55, um sich zu überzeugen, ob diese Schanze thatsächlich, wie es schien, unbewaffnet und ohne Garnison sei und als er sich davon überzeugt hatte, befahl er mir, zum Fürsten Gortschakow zu reiten und hierüber zu berichten. Ich sollte darum nachsuchen, daß die gegen Nr. 54 verwandten, aber jetzt frei gewordenen Batterien zur Verstärkung der Artillerie, welche gegen Nr. 57 und Wola thätig war, in Verwendung kommen.

In der soeben eroberten Schanze Nr. 54 hatte man die Geschützladungen in einem Keller aufbewahrt, und da unsre Mannschaften nichts davon wußten, begannen sie in denselben zu schießen. In diesem Augenblicke ritt ich dort vorbei, als plötzlich eine furchtbare Explosion erfolgte. Mein Pferd stürzte zu Boden und ich wurde wie mit heißem Wasser übergossen; die Granaten zerplatzten in der Luft, losgerissene Erde von der Schanze verschüttete mich fast und verbrannte und verstümmelte Soldaten, welche, wie ich mich erinnere, weiße Achselklappen und Nr. 11 führten, flogen in die Luft. Nachdem ich mich erholt, ging ich weiter und da erst bemerkte ich, daß das Wachstuch auf meiner Mütze zerrissen war und daß von der Hitze, welche mich fast verbrannt hatte, eine leichte Kontusion zurückgeblieben war. Den Fürsten Gortschakow fand ich ebenfalls leicht verwundet und, nachdem ich verschiedene Befehle von ihm erhalten, kehrte ich auf meinen früheren Platz zurück. Ich fand Baron Korff dort nicht mehr vor und da ich ihn einstweilen nicht ermitteln zu können glaubte, begann ich die Bewegungen der vierten reitenden Kompanie zu beobachten, welche eine polnische Feldbatterie rechts von Wola zurückgeworfen hatte. Da kam auch Korff herzugeritten und traute seinen Augen nicht, als er mich sah. Er trat mir mit der Frage entgegen, ob ich es wirklich sei. „Ich glaubte Sie bei der Explosion umgekommen und hatte mir bereits den Lieutenant Posse von der ersten Brigade attachieren lassen; jetzt haben Sie nichts mehr zu fürchten, ich habe bereits einigen erzählt, daß Sie gefallen sind und, wie es heißt, bleibt derjenige stets unverletzt, den man für tot hielt.“ Am Abend erzählte er mir, daß er sogleich nach der Explosion einen Ordonnanzkosaken abgeschickt habe, um zu erfahren, was aus mir geworden sei; als dieser dann mit der Antwort

zurückgekehrt war, daß alles von verbrannten Leichen bedeckt sei, welche unmöglich wieder erkannt werden könnten, hatte er ihn zum ersten Verbandplatze gesandt, aber auch dort war ich vom Kosaken nicht gefunden worden.

Der Eingang in die eroberte Schanze war vermauert, ein andrer wurde indes bald angefertigt, der nach unsern Positionen hin führte; für alle Fälle wurde die Schanze jetzt mit Artillerie bewaffnet und mit einer Garnison versehen.

Beim Grafen Pahlen war die Artillerie noch immer in voller Thätigkeit. Der Erfolg war aber unbedeutend, weil von Wola aus das ganze Gebiet an beiden Seiten von Nr. 57 beschossen wurde. Schließlich näherte sich unsre Artillerie bis auf einen halben Kartätschenschuß und brachte dadurch die Geschütze in Nr. 57 zum Schweigen. Alsdann schritten die Marineregimenter an der linken Face zum Sturm auf die vorderen Ecken der Prinzen Karl und Wilhelm, während die Freiwilligen, welche gegen die vordere Face zu postiert waren, sich in die Gräben stürzten, die Palissaden zerbrachen und mit Hilfe von Leitern die Mauern zu erklettern begannen. Als erste betraten die Marineregimenter den Wall, ihnen folgte das Revalsche Regiment. Die Garnison hatte sich auf die rechte Seite der Schanze zurückgezogen, wo der größte Teil zu Boden gestreckt dalag und 80 Mann gefangen genommen waren.

Wola stellte ein unregelmäßiges längliches Viereck dar, eine der kurzen Facen war gerade ins Feld gerichtet. Die Länge der Hauptseiten betrug etwa 100 Faden; auf den vorderen Winkeln waren Bastionen errichtet; rechts von ihnen erhob sich eine hohe katholische Kirche mit einer starken Mauer und das alles war von den Befestigungen des inneren Raumes durch einen besonderen Graben nebst Palissaden getrennt und bildete in gewissem Sinne eine Citadelle. In den Wänden der Kirche waren rund herum Schießscharten angebracht. In der nach hinten zu gelegenen Hälfte Wolas, d. h. hinter dem querlaufenden Graben, befand sich ein großer Garten, der wiederum durch eine Brustwehr mit einem besonderen Graben befestigt war. Die Höhe der Brustwehr der vorderen Face schien zwei Faden zu betragen, der Erdwurf war stark und fest, die Gräben tief und alle mit Palissaden versehen. An der vorderen Face und um die Eckbastionen waren auf dem ganzen Glacis drei Reihen Fallgruben angelegt. Endlich war Wola mit zwölf Geschützen von großem Kaliber bewaffnet und hatte außer der Artilleriemannschaft eine aus drei Infanterieregimentern bestehende Garnison. Eines dieser Bataillone kommandierte der Major Wysocki, bekannt dadurch,

daß er den ersten Verschworenen seit 1820 angehörte. Der Kommandant von Wola war der General Sowinski.

Unsre Artillerie hatte, soviel es möglich war, auf Wola gefeuert; die Kirchenmauer war schließlich bunt von den Löchern, welche die Kugeln geschlagen hatten, und ein Geschütz nach dem andern wurde zum Schweigen gebracht. Um zehn Uhr begann man sich alsdann zum Sturme vorzubereiten. Gegen die vordere Face wurden die Marineregimenter unter dem Kommando von Lüders, sowie das Astrachansche und Ssuworowsche Regiment unter dem Befehl Martynoffs geführt. Berg umging die Festung und griff mit den zwei Ingermanlandschen Regimentern, sowie dem ersten Jägerregimente die hintere Face an. Jetzt verließen die feindlichen Batterien Wola auf beiden Seiten und eröffneten ein heftiges Kreuzfeuer; aber bereits hatten unsre Truppen, mit den Freiwilligen an der Spitze, den Graben erreicht; die Palissade wurde zerbrochen und man begann die Mauer zu erklettern, Lüders an der linken und Martynoff an der rechten Bastion. Mit beklommenem Herzen sah ich wie die Leute den Wall erstiegen, einige auf der Leiter, andre auf die Schultern von Kameraden sich stützend, wo es nur möglich war, riß man mit dem Bajonett ein Stück Lehm heraus, um nur einen kleinen Stützpunkt zu finden. In dem Maße als die Leute höher stiegen wurde die Mauer dunkler, plötzlich aber stürzten alle in den Graben. Man wird es kaum glauben, aber die Fallenden brachen in fröhliches Lachen aus. Wenn im Augenblick der Gefahr den russischen Soldaten eine solche Stimmung beherrscht, dann gibt es für ihn nichts Unmögliches. Wieder begann man den Wall zu ersteigen, doch wieder gab es einen Mißerfolg, hauptsächlich, weil diejenigen, welche zuerst oben anlangten, mit Kolben und Kanonenputzern zurückgestoßen wurden. Da endlich begann sich die Mauer aufs neue mit Menschen zu füllen und jetzt rief jemand auf polnisch aus: „Rette sich, wer kann.“ Bei diesem Zauberworte zog sich der Feind zurück und die Unsrigen faßten Fuß auf der Brustwehr. Die Polen besannen sich hierauf und wandten ihre ganze Kraft an, um die Unsrigen zu schlagen, aber schon war es zu spät. Der Kampf wurde hartnäckig und lange mit wechselndem Erfolge fortgesetzt, aber wir gelangten vorwärts, wenn auch jeder Schritt uns teuer zu stehen kam. Als Berg und Lüders die Citadelle erreicht hatten, die sehr energisch verteidigt wurde, erhielten sie Unterstützung durch das Simbirskische Regiment und ein Bataillon Scharfschützen, worauf die Sache erledigt war. In der Kirche war der Kommandant durch Bajonettstiche getötet worden; in seiner Tasche fanden wir einen Plan der

Warschauer Schanzen. 30 Offiziere und 1200 Gemeine wurden gefangen genommen und nicht weniger waren erschlagen und verwundet worden. Man fertigte sofort einen neuen Eingang in die vordere Face an, während der frühere, nach hinten zu gelegene, geschlossen wurde; alsdann wurde die Artillerie und eine Garnison hineingeführt. Zu Mittag war alles beendet. Auf diese Weise fiel das stolze Wola und damit gerieten auch die thörichten Hoffnungen der Empörer ins Wanken.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Wola hatte man die Beschießung der Befestigungen der ersten Linie Nr. 58, 59 und 60 begonnen; diese indes gab der Feind sofort preis, weil er nicht nutzloserweise einem Sturme standhalten wollte. Die Schanzen rechts waren gleichfalls zum Teil erobert, so daß mit dem Fall Wolas fast die ganze vordere Linie sich in unsern Händen befand. Als man anfing, einen Eingang in die vordere Face herzurichten, kam Paskewitsch herangeritten und stellte sich ihr gegenüber auf. Links war eine starke Batterie unsrer 12pfündigen Kanonen und halbpudigen Haubitzen in Thätigkeit. Bei diesem Anblick wandte sich Paskewitsch zum Fürsten Gortschakow, wies auf die Batterie und sagte: „Der rechte Flügel schlägt sich vorzüglich.“ Gortschakow wünschte offenbar zu erfahren, wer beim rechten Flügel focht, und blickte um sich, um jemand dorthin zu entsenden; da aber die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere stets mit Aufträgen unterwegs waren, so entdeckte er niemand außer dem Obersten Besack, den er aber nicht zu belästigen liebte. Deshalb befahl er mir hinzureiten und das Erforderliche in Erfahrung zu bringen, einen speziellen Befehl erteilte er mir indes nicht, in der Voraussetzung, daß ich an meinem Standorte die Worte des Feldmarschalls gehört habe. Ich sprengte fort und, indem ich mich dem rechten Flügel näherte, erblickte ich verschiedene Nummern auf den Achselklappen der Kämpfenden, wie solches während der Schlacht sich ereignet. Um keinen Fehler zu begehen, fragte ich den Kommandeur: „Was ist es für eine Kompanie?“ Er erwiderte darauf: „Die erste Batterie der siebenten Brigade.“ Mit dieser Antwort kehrte ich zum Fürsten zurück, der mit Paskewitsch bereits in Wola eingeritten war. Gortschakow sagte jedoch mit einer gewissen Unzufriedenheit: „Was nützt mir die eine, aber die zweite, die dritte, was sind das für Kompanien?“ Es war nichts dabei zu machen, ich mußte unter dem heftigen Artilleriefeuer die ganze Linie aufs neue abreiten, und als ich mit dem Berichte zurückkehrte, sagte mir der Fürst, anstatt eines Dankes, daß er jetzt schon alles ohne mich wisse.

Ich sah mich nach Korff um und bemerkte dabei einen Kreis von Soldaten, der um ein Gebäude gruppiert war; ein Unteroffizier von den Scharfschützen sprach sehr lebhaft, als er aber mich erblickte, schwieg er und die Soldaten gingen auseinander. Ich fragte hierauf: „Was geht hier vor?“ Der Unteroffizier zeigte auf einen toten polnischen Major und erwiderte: „Ew. Wohlgeboren, wollen Sie gefälligst hinsehen, diesem Major habe ich zweimal Pardon angeboten, aber er griff mich immer wieder an, was sollte ich da thun? Ich nagelte ihn an die Mauer fest, drehte das Bajonett im Leibe um, und, wollen Sie gefälligst hinblicken, wie ich es gemacht habe.“ In der That war das Bajonett im Halse umgedreht worden, alles war blutig. „Mir,“ fuhr der Unteroffizier fort, wäre es angenehmer gewesen, Geld für ihn zu bekommen und ihn hätte es auch nicht gestört, weiter zu leben, aber was soll man mit so einem Thoren machen?“ Zur Erklärung dieser Worte muß bemerkt werden, daß seit einiger Zeit die Bestimmung getroffen war, für jeden gefangenen Soldaten einen Dukaten zu zahlen, für jeden Offizier aber zwei; diese Maßregel war durch eine zwingende Notwendigkeit hervorgerufen: man wollte es vermeiden, daß feindliche Mannschaften, wie es recht häufig vorkam, bei ihrer Gefangennahme erschlagen wurden. Man kann nicht sagen, daß solche Grausamkeit im Charakter unsrer Soldaten lag, aber die Polen verfuhren bei jeder Gelegenheit unmenschlich und so hatte sich in der Armee ein bitterer Haß gegen sie entwickelt.

Wola hatte eine so hervorragende Bedeutung, daß die Polen beschlossen, es von neuem zu erobern, natürlich von der hinteren Face aus. Zu beiden Seiten von Nr. 23 wurden deshalb Batterien aufgestellt und alsbald eine heftige Kanonade eröffnet; zum Angriff gegen Wola wurden vier Bataillone verwandt, während noch zwei in der Reserve standen. Verteidigt wurde Wola durch das fünfte und sechste Scharfschützenregiment. In dem Maße als der Feind vorrückte begannen die Scharfschützen sich zurückzuziehen, aber als die Polen etwa 20 Faden weit über den Graben zurückgelegt hatten, da wollten die tapferen Scharfschützen nicht länger hinter der Brustwehr vor dem Feinde sich verbergen, überstiegen dieselbe, ohne daß man es ihnen befohlen und traten den Stürmenden entgegen, worauf diese — flohen. Auf dem Rückwege richteten die polnischen Kartätschen großen Schaden in den Reihen dieser Tapferen an. Die Polen machten einen erneuten Versuch Wola wieder zu erobern, doch umsonst. Noch ein drittes Mal griffen sie an und dieses Mal in großer Zahl, aber die Scharfschützen hatten mittlerweile Verstärkung

erhalten und hielten auch diesen Ansturm aus, so daß der Feind sich schließlich genötigt sah, das Feld zu räumen.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß unter den Gefangenen der berühmte Wysocki wäre, einer der hervorragendsten Verschwörer, der einen solchen Ruhm genoß, daß sein lithographiertes Bild in den ersten Magazinen Warschaus verkauft wurde. Gortschakow kam infolgedessen zu Korff und sagte: „Der Feldmarschall hat gehört, daß Wysocki sich unter den verwundeten Gefangenen befindet; kennen Sie ihn und können Sie ihn uns zeigen?“ Nikolai Iwanowitsch erwiderte, daß Wysocki vor der Revolution nur Sekondelieutenant gewesen sei und er ihn nicht gekannt habe, daß er aber bereit sei, die Verwundeten daraufhin zu besichtigen. Der Fürst wies auf ein langes Gebäude, welches früher wohl der Schweinestall der Pfarrwohnung gewesen war; dort lagen 50 Mann. Wir konnten nur mühsam in gebückter Stellung eintreten, und begannen darauf die reihenweise auf Stroh Gebetteten zu mustern; alle waren mit Mänteln zugedeckt. In der polnischen Armee trugen die Gemeinen Mäntel aus dunkelblauem Tuche, die sich von den Offiziersmänteln nur dadurch unterschieden, daß sie keine Kapuze hatten. Da fiel uns ein Blonder auf, welcher mit einem Offiziersmantel bedeckt war. Korff fragte ihn, natürlich polnisch, wie er heiße, worauf dieser erwiderte: „Wysocki.“ „Sie kennen mich?“ fuhr Korff fort. „Gewiß, Sie sind der General aus Gyri-Kalvari“ (dort hatte der General als Kommandeur der fünften Batteriekompanie und als Kommandeur unsrer Brigade gelebt, die Polen aber nennen hervorragende Personen stets nach ihrem Wohnorte). „Sie sind verwundet?“ — „Ja unglücklicherweise bin ich verwundet, aber sagen Sie mir, General, welches Schicksal erwartet mich?“ — „Das weiß ich nicht,“ erwiderte Korff, und damit eilten wir, aus dem Stalle herauszukommen. Korff ging sofort zum Fürsten Gortschakow und machte ihm Mitteilung über seine Entdeckung; dieser wiederum berichtete Paskewitsch hierüber, worauf man den liebenswürdigen Wysocki ergriff und, ich weiß nicht wohin, fortschaffte.

In der Kirche zu Wola war der ganze Raum hinter dem Altare bis an die Decke mit vorzüglich gebackenem und getrocknetem Brote angefüllt. Die Zwiebacke waren ungewöhnlich schmackhaft; auffallend war auch folgendes: es war drei Uhr nachmittags und von drei Uhr morgens an saß ich zu Pferde, wobei ich mich nur zweimal mit einem Schluck Rum erfrischt hatte. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, stets ein Fläschchen Rum und Zwiebacke bei mir zu führen.

In der Kirche lagen die Verwundeten, an welchen eine Amputation vorgenommen werden sollte, reihenweise da. Ich trat ein, um mir die Arbeit der Chirurgen anzusehen und konnte mich nicht genug über ihre Kaltblütigkeit, oder richtiger über ihre Gelassenheit bei dieser Beschäftigung wundern. Das Stöhnen und Schreien der Unglücklichen unter dem Messer war furchtbar. Von Chloroform wußte man zu der Zeit noch nichts. Das alles war mir neu, ich war nicht im stande, den Amputationen lange zuzuschauen: so sehr ich mir auch Mut zusprach, doch so lange dazubleiben, bis man die Knochen zersägte, es war mir nicht möglich; die Kniee begannen mir zu zittern und ich stürzte aus der Kirche ins Freie. Am andern Morgen während des Waffenstillstandes ging ich noch einmal hin und mit mir der Adjutant Seiner Hoheit des Großfürsten Michael Pawlowitsch, der allen unsern Verwundeten je einen Dukaten gab. Arme und Beine hatte man dort so viel abgeschnitten, daß eine Ecke einer hohen Steinmauer bei der Kirche vollständig von ihnen angefüllt war. Unwillkürlich lenkte ich meinen Blick auf diesen Haufen. Ich versank in tiefes Sinnen; finstere Gedanken jagten einer den andern — es war Zeit sich zu entfernen und Zerstreuung zu suchen.

Dem Feinde war es bekannt, daß Paskewitsch sich in Wola befand; man begann, uns mit Kugeln und Raketen zu überschütten, doch ohne sonderlichen Schaden. Auch in der Schlacht bei Grochow hatten die Polen vergeblich ihre Raketen verschossen, hauptsächlich weil sie eine mit der Sache vertraute Halbkompanie in Warschau zurückgelassen hatten. Der Flug der Raketen ist sehr unsicher, veränderlich und so langsam, daß ich ihnen wiederholt ausweichen konnte. Daß die Pferde sie fürchten, wie man es in den Vorträgen in der Militärschule gehört, habe ich nicht bemerkt; in der Schlacht sind die Pferde im allgemeinen ruhig; als fühlten sie die Gefahr, stehen sie im heftigen Geschützfeuer mit gesenkten Köpfen da.

Paskewitsch versammelte den Kriegsrat und entschloß sich, den Angriff einzustellen, um den Leuten Erholung zu gönnen, und in der Hoffnung, daß der Feind vielleicht die Stadt übergeben werde. Um fünf Uhr hörte der Kanonendonner vollständig auf und um sieben Uhr ritt Paskewitsch nach Wola, um dort zu nächtigen. Nachdem die notwendigen Anordnungen hinsichtlich der Versorgung der Artillerie mit Munition getroffen waren, und nachdem wir etwas gegessen hatten, begaben wir uns zur Nacht ebenfalls nach Wola. Ich nahm meinen Platz unter den Pferden wieder ein, da sich nichts

Besseres finden ließ. So müde ich auch war, konnte ich doch nicht so gut schlafen, wie in der verflossenen Nacht. Woher das kam, weiß ich nicht. Ich schlief nicht, aber lag in halber Bewußtlosigkeit da und immer hörte ich das Brummen der Artilleriegeschosse und das Pfeifen der Kugeln, mit andern Worten die Musik, welche meine Ohren den ganzen Tag vernommen hatten. Erwachte ich dazwischen vollständig, so hörte ich nur, wie die Pferde das Stroh zermalmten, schwand die Besinnung, so verwandelte sich dieses Geräusch in das Schlachtgetöse; es war wie nach einem Balle, auf dem man die ganze Nacht hindurch getanzt hat; legt man sich zu Bette, so klingen die Mazurkas und Quadrillen einem lange noch in den Ohren.

Warschau kam schließlich zur Besinnung. Im Ministerrate beschloß man, Krukowiecki zu beauftragen, an Paskewitsch die briefliche Anfrage zu richten, unter welchen Bedingungen er zu unterhandeln berechtigt sei. Prondzynski sollte den Brief dann gleich überbringen, wobei man ihm die Weisung erteilte, im äußersten Falle Paskewitsch zu erklären, daß als Grundlage der Verhandlungen die Anerkennung des Kaisers als konstitutioneller König gelten solle.

Am 26. August um vier Uhr morgens kam Prondzynski zu unsern Vorposten. Paskewitsch wurde benachrichtigt. Er fuhr sofort nach Wola, wo im Pfarrhause die Zusammenkunft stattfinden sollte. Der Eingang war von der Kalischer Chaussee aus zur rechten Face Wolas angefertigt worden. Innerhalb der Befestigung stand neben dem Eingangsthor eine gewaltige Kanone von vier Arschin Länge, welche ich mit irgend jemand betrachtete, ohne von den bevorstehenden Verhandlungen das Geringste zu wissen. Da trat der frühere Adjutant des Zarewitsch, der Kapitän Gresser, ins Thor und führte ein Pferd am Zügel, auf dem ein polnischer General saß, dessen Augen verbunden waren. Das war, wie ich alsbald erfuhr, Prondzynski, der den Brief bei sich trug. Man führte ihn ins Zimmer des Feldmarschalls. Nachdem er den Brief gelesen, sagte Paskewitsch: „Das sagt absolut gar nichts! Haben Sie nicht irgend welche mündlichen Aufträge?"

„Krukowiecki hat mir aufgetragen, von Euer Erlaucht die Bedingungen zu erfahren, welche Sie durch Dannenberg uns vorschlagen wollten."

„Bedingungen!" rief Paskewitsch, „ich bedaure, daß ich Dannenberg mit Vorschlägen abgesandt hatte. Auf meine Vorschläge antworteten Sie mir mit diesem Briefe (er zog den Brief aus der

Tasche) — einem Muster von Grobheit; hierauf antwortete ich Ihnen mit dem gestrigen Siege, jetzt sind wir quitt. Sie können gehen, meine Verfügungen sind getroffen.“

Prondzynski geriet sichtlich in Verlegenheit, um so mehr, als auf polnischer Seite plötzlich zwei Kanonenschüsse abgefeuert wurden, obwohl der Waffenstillstand bis zur Beendigung der Verhandlungen abgeschlossen war. „Sagen Sie mir,“ fragte Paskewitsch, „will Krukowiecki den Kaiser anerkennen?“

„Er hat in der That die Absicht.“

„Ist er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Warschau im stande, es durchzusetzen?“

„Als Haupt der Regierung vermag Krukowiecki allerdings auszuführen, was er beschlossen hat.“

„Geben Sie mir diese Erklärung schriftlich,“ sagte Paskewitsch. Auf die Erwiderung Prondzynskis, daß er dazu keine Vollmacht habe, wiederholte der Feldmarschall: „Geben Sie mir diese Erklärung schriftlich — oder das Feuer wird sofort wieder eröffnet.“

Darauf schrieb Prondzynski die nachstehende Erklärung:

„Le soussigné déclare, qu'envoyé vers son excellence le maréchal comte Paskiewicz d'Erivan par le général Kroukowiecky, chef actuel du gouvernement à Varsovie, pour lui porter une lettre de ce dernier, contenant des propositions d'arrangement, il sait, que les intentions du susdit général Kroukowiecky sont de rentrer sous l'obéissance de sa majesté d'une manière pleine et entière avec toute la nation polonaise, et qu'il en a aujourd'hui tous les pouvoirs. Il desire apprendre de la part de son excellence monsieur le maréchal qu'elles seraient les conditions d'un arrangement basé sur cette condition fondamentale. Wola ce 7 Sept. 1831. Prondzynsky.“

Jetzt beruhigte sich Paskewitsch und willigte in eine Unterredung mit Krukowiecki. Er sandte Dannenberg zu ihm, der ihn zu uns führen und ihm mitteilen sollte, daß nicht länger als zwei Stunden auf ihn gewartet werden würde. Der Reichstag war noch nicht zusammengetreten, weshalb Krukowiecki keine Vollmachten erlangen konnte, aber schließlich sah er sich genötigt vor Ablauf des ihm gesetzten Termins zu Pferde zu steigen und zu den Verhandlungen fortzureiten; dabei forderte er Prondzynski auf, ihn zu begleiten. Es war neun Uhr. Paskewitsch kam mit seinem Gefolge von der rechten Seite der Weichsel längs der Kalischer Chaussee zu der Schenke geritten, die für die Begegnung bestimmt war. Nach erfolgter Ankunft am Bestimmungsorte stiegen alle von den Pferden. Paske-

witsch, der Großfürst Michael Pawlowitsch und der Graf traten in die Schenke, welche ganz leer war, das übrige Gefolge, unter dem auch Baron Korff und ich uns befanden, blieb draußen. Die Pferde übergaben wir den Ordonnanzen, wir selbst aber stellten uns an den vier Fenstern der Schenke auf, welche infolge der Verwüstungen des Krieges ohne Sprossen waren. Korff suchte sich einen günstigen Platz aus, ich stellte mich neben ihn, und so kam es, daß wir alles sehen und hören konnten. Krukowiecki und Prondzynski ließen nicht lange auf sich warten; sie traten in die Schenke und ihre Adjutanten blieben gleichfalls auf dem Hofe. Der Feldmarschall sprach französisch. Offenbar hatte er sich nach Möglichkeit vorbereitet. Seine Sprache war energisch, durchaus der Stellung des Siegers und des Vertreters der gesetzlichen Macht entsprechend. Ich hatte später Gelegenheit, ihn im Jahre 1832 zu hören, als er als Statthalter nach Siedlce fuhr und den Vertretern des Adels der Podljesschen Woiwodschaft eine ermahnende Anrede hielt; er sprach französisch, weil er die polnische Sprache nicht kannte, und russisch aus dem einfachen Grunde nicht sprechen konnte, weil niemand ihn verstanden hätte. Er sprach nicht schlecht, konnte aber merkwürdigerweise keinen Brief schreiben, was seinen Vertrauten nicht unbekannt war; seine Briefe wurden von andern geschrieben, er fügte Erklärungen hinzu und entschloß sich, nur im äußersten Falle selbst zu schreiben.

Als Paskewitsch während der Unterredung die Polen unter anderm Empörer nannte, konnte Krukowiecki sein Befremden nicht unterdrücken.

„Sind Sie nicht Empörer gegen Ihren rechtmäßigen König?“ hatte Paskewitsch gefragt.

„Solange wir die Waffen tragen,“ entgegnete hierauf Krukowiecki, „sind wir eine freie Nation.“ (Welche Thorheit, eine Nation frei zu nennen, weil sie die Waffen in der Hand hat. Paskewitsch hatte vollkommen recht: die Polen konnte man nicht anders als Empörer bezeichnen.)

„Sind Sie nicht deshalb hierher gekommen, um in Gemeinschaft mit Ihrem Volke die Waffen zu strecken?“ fuhr Paskewitsch fort.

„Das wird von den Umständen abhängen, sowie davon, ob wir uns hinsichtlich der Friedensbedingungen einigen,“ sagte Krukowiecki.

„Was für Bedingungen denn noch? Unterwerfen Sie sich bedingungslos, wenn Sie die Macht dazu besitzen.“

„Diese Möglichkeit besitze ich nicht; ich bin abhängig vom Reichstage und konnte nicht die erforderliche Vollmacht erlangen.“

„Was,“ entgegnete Paskewitsch, „ich habe schriftlich Ihren Entschluß, sich mit der ganzen Nation dem gesetzmäßigen Monarchen zu unterwerfen,“ und er zeigte ihm die Erklärung Prondzynskis.

„Was geht das mich an,“ erwiderte Krukowiecki, ohne auch nur einen Blick auf das Papier zu werfen. „Wenn der General Verpflichtungen übernommen hat, so mag er sie zu erfüllen suchen, mich verpflichten sie zu nichts.“

Beide setzten das Gespräch in erregtem Tone fort; als sie sich etwas beruhigt hatten, gab Paskewitsch eine schon früher angefertigte schriftliche Erklärung ab, daß er den Sturm nur unter folgenden Bedingungen einstellen würde:

1. Die Armee und Nation müssen sich bedingungslos unterwerfen. 2. Warschau, Praga und die Weichselbrücke müssen uns übergeben werden. 3. Die polnische Armee muß sich gemäß dem Willen des Kaisers nach Plock zurückziehen.

Paskewitsch willigte ferner ein, bis zwei Uhr zu warten; dieser Termin war für Krukowiecki genügend, die erforderliche Vollmacht zu erlangen. Nach Ablauf dieser Zeit sollte das Feuer aufs neue eröffnet werden.

Zum Schluß bemerkte der Feldmarschall: „Meine Armee ist in vorzüglichem Zustande; mit Ungeduld erwartet sie den Befehl, das Begonnene fortzusetzen und die Unbotmäßigen zu bestrafen.“ Krukowiecki ritt hierauf mit Prondzynski fort und in die Schenke traten jetzt die Corpskommandeure und die Chefs der einzelnen Truppenteile, um ihre Befehle zu empfangen. Man entschied sich dafür, vorwärts zu rücken und bis zur Stadtmauer alles zu besetzen.

Krukowiecki kehrte unterdessen nach Warschau zurück und rief sofort den Ministerrat zusammen, welcher beschloß, Prondzynski in die Reichstagsversammlung zu entsenden, um offen über die Sachlage zu berichten. Dort nun wollten die Debatten, der Streit und das Geschrei kein Ende nehmen; inzwischen verging die Zeit, aber noch immer war keine Einigung erzielt. Bereits war es ein Uhr und noch immer lärmten die Volksvertreter in der Sitzung; endlich um zwei Uhr wurde beschlossen, dem Präsidenten mitzuteilen, daß er Verhandlungen führen könne, daß der Reichstag aber sich das Bestätigungsrecht vorbehalte. Was konnten es für Verhandlungen sein, wenn ein Ultimatum bereits gestellt war? Mit dieser thörichten Entscheidung wünschte man offenbar, die Sache hinzuziehen.

Während der Reichstag noch diskutierte, lief der Termin ab, der Feldmarschall blickte auf seine Uhr und sagte: „Mit Gott denn! Wir wollen beginnen!“ Alles eilte nun zu den Pferden

und begab sich zu seinen Plätzen. In diesem Augenblicke sprengte ein Adjutant Krukowieckis hinzu und bat noch ein Stündchen zu warten. „Kehren Sie zu Ihrem General zurück,“ sagte Paskewitsch, „und teilen Sie ihm mit, daß ich den Kampf eröffne; wenn er aber irgend etwas Günstiges mir mitzuteilen hat, so mag ein Parlamentär durch den Marimontskischen Schlagbaum sich zum Fürsten Chilkow begeben.“

Etwa um zwei Uhr begann die Kanonade auf der ganzen Linie. Auf beiden Seiten wurden die Geschütze gut gerichtet und sicher getroffen. Um wiederum näher zu rücken, beschloß Nikolai Iwanowitsch, die Artillerie um 50 Faden vorzuschieben, und sandte mich ab, um diesen Befehl die Linie entlang zu überbringen.

Paskewitsch auf seinem weißen Schlachtrosse und in seiner weißen Mütze ritt unsre Hauptbatterie entlang, als er plötzlich an der linken Hand kontusioniert wurde und vom Pferde fiel. Die Aerzte waren sofort bei der Hand, brachten ihn nach Nr. 54 und verbanden ihn. Paskewitsch sandte nun nach dem Grafen Toll, übertrug ihm den Oberbefehl über die Armee und bat, nach dem von ihm begonnenen Plane den Sturm fortzusetzen. Toll sprengte dann ins Feuer, traf einige Verfügungen und befahl, energisch zwischen dem Mokotowskischen und Jerusalemer Schlagbaum vorzugehen.

Nachdem Paskewitsch verbunden war, setzte er sich in den Wagen und fuhr nach Wola.

Die Artillerie der vorderen Linie wurde verstärkt und das Feuer gegen die zweite Befestigungslinie gerichtet, sowie gegen die starke Redoute mit dem Blockhause, welche nach der Vorstadt, vor der sie lag, „Tschistoje“ (die Reine) hieß. Der Feind ließ zahlreiche Feldgeschütze hinausfahren, um die Ebene beschießen zu können, auf der wir zum Sturme gegen „Tschistoje“ anrückten. Um das mörderische Feuer einigermaßen zu dämpfen, befahl mir Nikolai Iwanowitsch, die 3. berittene Kompanie aus der Reserve vorzubeordern und bezeichnete auch die Stelle, wo sie sich postieren sollte. Ich ritt zu den Reserven und übermittelte dem Kompaniekommandeur Oberstlieutenant Poroschin den Befehl, worauf dieser die Batterie wieder zurückhielt, die bereits im Begriff stand, im Trabe vorzurücken. Ich ritt jetzt voraus, um den Bestimmungsort näher zu bezeichnen, Poroschin folgte mir. Der Feind bemerkte bald die neu aufgefahrene Batterie, und mörderisches Artilleriefeuer empfing uns von drei Seiten; die Kugeln und das Kampfgewühl rissen die Erde auf; mehr wie einmal wurde ich von schmutzigem Wasser aus den Pfützen begossen, das durch die rikochettierenden Kugeln und Granaten auf-

gewühlt wurde. Es hatte nämlich vorher geregnet und die Wasserlachen, welche überall entstanden waren, hatten noch nicht austrocknen können, weil der Lehmboden nichts durchließ. Die Batterie stellte sich nun auf dem ihr zugewiesenen Platze auf, die Geschütze wurden abgeprotzt und die Kanonade begann. Da — ich weiß nicht, hatten unsre Geschütze schon einen Schuß abgefeuert — wurde Poroschin tödlich getroffen; seine Kompanie zerstreute sich alsbald. Korff hatte das aus der Ferne beobachtet, ritt hinzu, und wollte die Kompanie um 50 Faden vorrücken lassen, aber niemand beobachtete seine Befehle. Ich weiß nicht, wieviel Offiziere dort waren, doch nur einer blieb zurück, der Fähnrich Baggowuth, mein Kamerad aus der Kriegsschule. Die Lafetten waren zerschlagen, Mannschaften und Pferde getötet; manche Pferde, die ihre Reiter verloren, trieben sich in Freiheit umher; die Mannschaften auf den Zugsträngen hatten derart den Kopf verloren, daß sie nicht ein Wort begriffen; wir mußten schließlich den Halbsäbel ziehen und durch Schläge auf den Rücken mit der flachen Klinge die Leute zur Besinnung bringen und zwingen, das Kommando zu erfüllen. Es war kaum möglich, vier Geschütze vorwärts zu bringen, die dann aber nichts nützen konnten und sehr bald ihr Feuer einstellen mußten. Der Ort, wo die Batterie anfangs postiert worden, war bedeckt mit Toten und Verwundeten, mit zerschlagenen Lafetten und Rädern, mit zerbrochenen Waffen. In einer halben Stunde war die berittene Kompanie fast vollständig vernichtet worden.

Als die vier Geschütze der 3. Kompanie vorgeschoben worden waren und die Kanonade bald darauf aufgehört hatte, wurde es auch auf feindlicher Seite wieder stiller. In diesem Augenblicke bemerkte ich zwei feindliche Geschütze, welche in einer Entfernung von etwa 200 Faden nach dem Jerusalemer Schlagbaume zu vorrückten. Ich ritt zu Baggowuth und sagte ihm: „Bitte, laß unsre zwei Geschütze hierher fahren, sonst kommen die Polen am Ende auf den Gedanken, sie sich zu holen.“ Darauf ritt ich zum General und berichtete ihm über meine Verfügung; die verdorbenen Geschütze wurden fortgeschafft.

Es war etwa drei Uhr, als das Ssamogitische und Lutzkische Regiment die Befestigung Nr. 81 links von der Straße nach Krakau angriffen. Um diese Zeit rückte eine feindliche Kolonne unter dem Schutz der Gebäude durch den Jerusalemer Schlagbaum, griff die dort stehende Schanze an und begann die bereits auf der Mauer befindlichen Lutzkischen Grenadiere hart zu bedrängen. Das Ssamogitische Regiment stürmte aber noch rechtzeitig aus dem Graben hinauf und entschied

vorläufig den Kampf; der Feind wurde bis zur Schenke zurückgetrieben. Die Polen erhielten indes Verstärkung, worauf sich der Kampf mit wechselndem Glücke erneuerte, bis schließlich das Finnländische Regiment mit vier Geschützen auf dem Schauplatze anlangte.

Jetzt rückten die Unsrigen gegen Nr. 78 vor, als aber die Neswishscher Scharfschützen sich der Schanze näherten, wurden sie von einem Kavallerieregiment angegriffen, welches durch den Jerusalemer Schlagbaum herausgeritten war; die Gardedragoner eilten ihnen zu Hilfe, nahmen dem Feinde zwei Geschütze ab und fügten ihm überhaupt großen Schaden zu. Da rückten aus der Pfeilschanze Nr. 10 durch eine Oeffnung des Hauptwalles drei Regimenter Kavallerie und warfen sich auf die Dragoner. Auf beiden Seiten wurde verzweifelt gefochten, doch waren die Kräfte ungleich; die Dragoner verloren viele Leute, General von Saß wurde verwundet und Graf Nostitz besinnungslos auf seinem Mantel aus der Schlacht getragen. Schließlich waren es die Gardehusaren, welche diesen hartnäckigen Kampf zu unsern Gunsten entschieden. Alsdann verfolgten sie den Feind, mußten aber ein scharfes Gewehrfeuer aus dem Hauptwalle aushalten, wobei der Lieutenant Slepzow fiel. Jetzt gelang es den Neswishscher Scharfschützen, Nr. 72 zu besetzen.

Um vier Uhr erschien Prondzynski mit dem Vorschlage Krukowieckis, einen Bevollmächtigten nach Warschau zu senden, mit dem endgültig die Friedensbedingungen festgestellt werden könnten; zugleich wurde um Einstellung des Feuers gebeten. Toll aber befahl das Feuer zu verstärken und beauftragte Berg mit Prondzynski zum Feldmarschall zu reiten. Dieser war bereits nach Wola gefahren und da er nicht wünschte, daß man ihn verwundet sähe, ließ er den Großfürsten Michael Pawlowitsch bitten, die Verhandlungen zu führen.

Der Großfürst empfing Prondzynski zu Pferde vor seiner Garde und bemerkte, daß nach den Verhandlungen vom Morgen her wir berechtigt wären, den Worten der Polen zu mißtrauen, um so mehr, als der Reichstag die Vorschläge Krukowieckis vielleicht gar nicht billigte. „Der Reichstag existiert nicht mehr,“ entgegnete Prondzynski, „und Krukowiecki ist bereit, Frieden zu schließen, dessen Grundlage die Anerkennung des Kaisers bilden soll.“

Nachdem Paskewitsch hierüber Bericht erstattet worden, befahl er, den Kampf fortzusetzen, solange die Friedensbedingungen nicht unterschrieben seien, Berg aber wurde der Verhandlungen wegen nach Warschau gesandt. Er ritt in Begleitung des Flügeladjutanten

Fürsten Ssuworow und des Adjutanten Seiner Hoheit, Annenkow, mit Prondzynski fort und lenkte dessen Aufmerksamkeit auf die Lage, die Stärke und die Fortschritte unsrer Armee.

So kamen sie ins Regierungsgebäude, wo der Kriegsrat versammelt war. Wie verwunderte sich aber Berg, als Krukowiecki ihm mitteilte, daß der Reichstag noch immer berate, daß er keine Vollmachten habe erlangen können und genötigt gewesen sei, sein Amt niederzulegen. Prondzynski senkte seine Blicke und konnte nicht ein Wort hervorbringen, Berg aber sandte Ssuworow ab, um Paskewitsch hiervon in Kenntnis zu setzen.

Der Reichstag wurde um vier Uhr mit Verlesung des Entlassungsgesuches Krukowieckis eröffnet, zu gleicher Zeit erhielt man auch Kenntnis von der Anwesenheit Bergs. Hin und her wurde geredet, ob Krukowiecki zu bevollmächtigen sei, die Verhandlungen zu führen, ob er Präsident bleiben könne, wen man eventuell dazu wählen solle. Endlich um fünf Uhr, als bereits die zweite Befestigungslinie gestürmt wurde, sandte man Krukowiecki sein Gesuch zurück.

Unter dem Oberbefehl von Ssulima und Liprandi hatte man unterdessen die Kolonnen vorgeschoben: die eine gegen Nr. 22 und die andre gegen Nr. 21. Vor diesen Kolonnen führte Korff persönlich die 4. berittene Kompanie und, nachdem die Geschütze in einer Entfernung von 70 Faden von Nr. 21 abgeprotzt worden waren, ließ er ein so heftiges Kartätschenfeuer eröffnen, daß die Garnison, ohne den Sturm abzuwarten, sich in die Stadt zurückzog. Nr. 21 wurde sofort von den Unsrigen besetzt und ein Teil der Liprandischen Kolonne mit der vereinigt, welche Nr. 22 erobern sollte. Das war eben das starke „Tschistoje“, dessen ich bereits Erwähnung that. Ssulima griff die Fronte und die rechte Face, Liprandi dagegen die linke und hintere Face an. Die Freiwilligen hatten rasch die Palissaden durchbrochen, und jetzt erstiegen die Unsrigen, welche Liprandi persönlich mit der Fahne führte, die Brustwehr, schlugen allenthalben den Feind und eroberten zum Schluß das Blockhaus, zu welchem der größte Teil der Garnison sich geflüchtet hatte.

Jetzt zog der Feind alle seine Streitkräfte zusammen, um den Angriff auf den Hauptwall abzuwehren. Von unsrer Seite stellte man starke Batterien zwischen den eroberten Schanzen auf und richtete sie gegen den Wolskischen und Jerusalemer Schlagbaum. Wir schossen mit Brandgranaten und dadurch wurden die Vorstädte Wolskoje und Tschistoje mit ihren Gärten eingeäschert, ebenso eine nach der andern, die Windmühlen, deren es eine ganze Anzahl rechts

von der Vorstadt Wolskoje gab. Das Feuer griff rasch um sich. Als es dunkel geworden war, zeigte die Gruppe der brennenden Mühlen ein imposantes Bild. Anfangs brannten sie lichterloh, als jedoch die äußere Verkleidung zusammengestürzt war, erblickten die Zuschauer nur die glühenden Ruinen.

Die Eroberung des Hauptwalles wurde durch den Brand der Vorstädte erschwert; die Scharfschützen wurden vorgeschickt, doch mußten sie oft gewechselt werden. Hinter der Befestigung Nr. 22 stand eine hohe Steinmauer mit Schießscharten. Der Jerusalemer Schlagbaum wurde durch drei Lünetten verteidigt, Nr. 15, 16 und 18. Es war sechs Uhr; die Vorstadt Wolskoje war noch nicht erobert, Kreutz rückte gegen die Vorstadt Tschistoje heran. Links stand Liprandi mit zwei Bataillonen, rechts Malinowsky mit zwei Regimentern, die Freiwilligen des Pawlowschen und Jsmailowschen Regiments marschierten an der Spitze, als Verstärkung gingen zwei Grenadierregimenter mit. Dannenberg und Korff waren die Wegweiser, weil man annahm, daß sie Warschau kannten. Eine sonderbare Voraussetzung, daß Generälen, welche in Warschau gedient hatten, alle Winkelgassen Tschistojes geläufig sein sollten; in der That ist es sehr wohl möglich, fünfundzwanzig Jahre dort gelebt zu haben und nicht nur nicht in Tschistoje gewesen zu sein, sondern auch vom Bestehen dieser Vorstadt nichts zu wissen.

Liprandi gelang es, die steinerne Mauer beim großen Garten zu durchbrechen, welcher dann sofort erobert wurde. Korff schickte mich nach zwei Geschützen aus, welche er mit ausgezeichnetem Erfolge auf eine nahe Entfernung wirken ließ, denn der dichte Pulverdampf gestattete nicht, über einen halben Kartätschenschuß hinaus zu sehen. Die Erinnerung daran, was sich damals dort zutrug, ist noch jetzt schrecklich. Es war fast dunkel, der Dampf griff die Augen an, Artilleriegeschosse und Gewehrkugeln pfiffen durch die Luft. Mir schien es, als ob wir tastend vorrückten, wenigstens hätte ich mich niemals in diesen Gassen orientieren können und nicht verstanden, aus diesem Labyrinthe herauszukommen. So wurde ich von Korff mit einem Berichte abgesandt; ich wußte allerdings, daß der gesamte Stab sich in Nr. 22 befand, aber dessenungeachtet war es nicht leicht, ihn aufzufinden. Die Straßen und Ortschaften wurden nur durch den Wiederschein des Feuers erleuchtet, dabei verhinderte aber der Dampf den Ausblick, und die ganze Gegend war mir unbekannt. Jn Nr. 22 hatte Toll, umgeben von einem zahlreichen Gefolge, Posto gefaßt, um in die Ferne zu sehen, soweit es möglich war . . .

Als ich auf dem Rückwege begriffen war, wandten sich noch vor der Vorstadt zwei Frauen an mich mit der Bitte, sie an einem sicheren Orte unterzubringen, da ihr Haus brenne und sie nicht aus noch ein wüßten. Anfangs wies ich sie nach dem Graben Nr. 22, darauf aber bedachte ich, daß das Zusammentreffen mit den Soldaten Unzuträglichkeiten verursachen könne und machte ihnen den Vorschlag, sie in die Stadt zu führen, wo sie einen Zufluchtsort finden könnten. Als sie darauf eingingen, führte ich sie aufs Geratewohl fort, aber gleichwohl dankten sie mir dafür; darauf wandten sie sich, ohne mich weiter zu fragen, in eine ihnen bekannte Straße, ich aber beeilte mich, Korff wieder aufzusuchen.

So drangen wir immer vorwärts, aber leicht wurde der Sieg uns nicht gemacht. Viele Truppenteile waren vollkommen auseinandergesprengt. Das Wologdasche Regiment verlor an diesem Tage seinen Brigadekommandeur, den General Jefimowitsch, einen Regiments- und alle Stabsoffiziere; auch die Hauptleute waren gefallen oder schwer verwundet, so daß am Abende der Stabskapitän Gordejenko, der in der Folge mit dem Georgskreuze dekoriert wurde, das Regiment kommandierte. Im übrigen waren in der Front höchstens 300 Personen verblieben. Gleichwohl sehen die Leute fröhlich aus, es ist, als ob sie munterer werden, je größer die Gefahr ist, nur darf man sie nicht daran hindern zu scherzen, zu schwatzen und zu singen, was alles einen sehr günstigen Einfluß ausübt. Ich habe es nicht gehört, aber man erzählte sich, daß viele Kolonnen unter dem Gesang ihrer Chorlieder zum Sturme schritten, und trotz des heftigen Kartätschenfeuers sangen: „Ach, wozu wird der Garten eingezäunt? Ach, wozu wird der Kohl gebaut?“

Am Abende wurde der Fürst Gortschakow an derselben Hand verwundet, welche bereits gestern Verletzungen erlitten, aber jedenfalls war es nichts Ernstes, weil er fortfuhr zu kommandieren und auch seine Pfeife aus Weichselholz weiterrauchte. Der donische Kosak, welcher zu diesem Zweck bei ihm in Diensten stand, hatte nichts Besonderes bemerkt, wechselte wie früher die Pfeife und reichte ihm den Fidibus zum Anrauchen.

Graf Toll befahl jetzt, sich auf die Eroberung des Hauptwalles zu beschränken. Er blieb mit dem Hauptquartier in der Schanze Nr. 22, wo er zu nächtigen beschloß. Der Artillerie wurde vorgeschrieben, sich unverzüglich mit Geschossen zu versorgen und in der Mauer Schießscharten anzubringen.

Weil das Hauptquartier in der Schanze Nr. 22 blieb, wurde die Gegend vor derselben, nämlich nach Warschau zu, von den

Truppen besetzt. Da es unmöglich war, sich vom Hauptquartier zu entfernen, so waren wir genötigt, auf der gegenüberliegenden Seite unser Nachtquartier aufzuschlagen, d. h. dort, von wo aus wir die Schanze Nr. 22 gestürmt hatten. Zu Kriegszeiten darf man nicht wählerisch sein. Die Burschen erschienen mit dem Gepäck, schoben die Leichen der beim Sturme Gefallenen fort, zündeten Feuer an und bereiteten den Thee. Korff blieb bei Gortschakow, ich aber und Je...., wir setzten uns zum Theetisch. Noch waren wir dabei, uns am heißen Thee zu laben, als Korff, der sich überzeugen wollte, ob die Artillerie sich mit Geschossen versorgt habe, zu uns geritten kam, ein Gläschen Schnaps trank und sprach: „Je...., wollen wir fortreiten; Seeland ist von Anbeginn an nicht aus dem Sattel gekommen."

In diesem Augenblicke wurde ich von unserm Ordonnanzkosaken abgerufen, der mir folgendes berichtete: „Beim Absatteln meines Pferdes habe er entdeckt, daß eine Kugel den einen Sattelflügel und die Filzdecke durchbohrt, auf der Haut des Pferdes aber nur einen leichten Fleck zurückgelassen habe; eine andre Kugel habe ein Stück des Hufes abgerissen." In der That gehört viel Glück dazu, um in so mörderischem Feuer während der Dauer von zwei Tagen unverletzt zu bleiben. Korff, ich und unser unzertrennlicher Kosak, wir waren durchaus unverwundet; meine leichte Kontusion rechne ich nicht, bisher verursacht sie nur leichte Schmerzen an der linken Seite des Kopfes, die sich alle zwei bis drei Monate, namentlich beim Eintritt schlechten Wetters, wiederholen. An diesem Abende fühlte ich mich wohler und legte mich nieder, konnte aber trotz aller Müdigkeit nicht einschlafen. Ich war nicht nur von Toten umgeben, den Opfern von Tschistoje, auch die Sterbenden lagen da, welche man wegen ihres hoffnungslosen Zustandes zurückgelassen hatte. Diese konnten indes noch nicht sobald sterben und bewiesen ihr Dasein durch Stöhnen und durch Bitten um einen Trunk Wasser; unsre Burschen standen mehr wie einmal auf, um dem einen und dem andern dieser Gequälten Wasser zu reichen. Die Gesichter und Leiber der Getöteten und Sterbenden, zerrissen und entstellt durch die Feuergeschosse, ebenso das Klagegestöhn der Unglücklichen machten einen furchtbaren Eindruck auf mich. In dieser dunklen Nacht umgaben mich beim Biwakfeuer so viele menschliche Ruinen, in welchen noch vor kurzer Zeit Leidenschaften und Wünsche der feurigen Jugend gelebt hatten. Alles dieses drehte sich mir im Kopfe herum, ein Gedanke jagte den andern, aber schließlich forderte die Natur ihr Recht und ich schlief ein, ohne die Rückkehr des Generals abzuwarten.

Es war uns nicht beschieden, gründlich auszuruhen; früh morgens wurden wir mit der Nachricht geweckt, daß Warschau sich ergeben habe, daß Graf Witte zum Kriegsgouverneur der Stadt und Korff zum Kommandanten ernannt sei, sowie daß alles sich zum feierlichen Einzuge vorbereite.

Ich wende mich jetzt der Thätigkeit der untergegangenen polnischen Regierung vor der Kapitulation Warschaus zu. Krukowiecki wollte vom Reichstage Vollmacht erlangen, um die Verhandlungen führen zu können, aber man stritt nach wie vor ohne Ende, ohne zu einem Resultat zu kommen; wenn irgend einer den Vorschlag machte, Frieden zu schließen, sprang Niemojewski von seinem Platze auf und rief: „Frieden schließen heißt das Vaterland begraben, es ist nur möglich, einen Waffenstillstand zu schließen."

Mittlerweile wurde der Sturm fortgesetzt, die Vorstädte brannten, der Pulverdampf verbreitete sich in der ganzen Stadt und unsre Kugeln riefen Entsetzen unter den Bürgern hervor. Das bewog schließlich doch den Reichstag, Krukowiecki die schriftliche Einwilligung zu erteilen, verhandeln zu dürfen, indes mit der Einschränkung, daß der Reichstag sich vorbehalte, die Friedensbedingungen zu bestätigen. Die Proteste Krukowieckis nützten nichts und gegen sechs Uhr ging der Reichstag auseinander. Berg hatte im Nebenzimmer alles angehört und als unterdessen Nachrichten über die Eroberung einer Schanze nach der andern einliefen, veranlaßte er schließlich den Präsidenten, an den Kaiser folgende Erklärung zu richten:

„Sire! Chargé dans ce moment même du pouvoir de parler à votre majesté impériale et royale au nom de la nation polonaise, je m'adresse par son excellence, m—gr le maréchal comte Paskiewicz d'Erivan à votre coeur paternel. En nous soumettant sans aucune condition à votre majesté, notre roi, la nation polonaise sait, qu'elle seule est à même, de faire oublier le passé et de guerir les plaies profondes, qui ont lacéré ma patrie. Varsovie le 7 septembre 1831, à 6 heures le soir. Le comte Krukowiecki, général d'infanterie, président du gouvernement."

Beim Unterschreiben sagte Krukowiecki: „Ich unterschreibe nur für die Zukunft als Beweis meines guten Willens und zur Beschleunigung der Sache; diese Erklärung erhält aber erst dann Rechtskraft, wenn die Friedensbedingungen abgeschlossen sein werden." Eines widersprach dem andern. Auf drei Punkte ging er nicht ein: hinsichtlich der Brücke von Praga; ferner einer allgemeinen Amnestie und endlich des Austausches der Gefangenen; da aber Berg die

Bedingungen nicht ändern konnte, kam man überein, daß Berg und Prondzynski dem Feldmarschall den Entschluß Krukowieckis mitteilen sollten, daß er, im Fall Seine Erlaucht auf den Vorschlag nicht eingehe, den Tod unter den Trümmern der Stadt suchen wolle.

Berg und Prondzynski hatten unterwegs zahlreiche Hindernisse infolge des Brandes zu überwinden, der sich immer mehr ausbreitete; auf einem Umwege ritten sie durch den Powonskischen Schlagbaum, von wo sie erst um elf Uhr in unserm Lager ankamen, als das Feuer bereits aufgehört hatte. Sie fanden den Großfürsten im Biwak zwischen Wola und der Vorstadt Wolsk. Seine Hoheit war sehr befremdet zu hören, daß Berg den Reichstag noch in Beratung und Krukowiecki ohne Vollmachten vorgefunden habe und aus diesem Grunde erachtete er es nicht für zulässig, zu verhandeln; Prondzynski gab jetzt aufs neue sein Ehrenwort, daß der Reichstag auseinandergegangen sei und Krukowiecki die erforderliche Vollmacht besitze. Darauf bemerkte Seine Hoheit, daß Prondzynski soeben erst etwas mit seinem Ehrenworte bekräftigt habe, was sich später als ganz anders erwiesen. Prondzynski empfand die Richtigkeit des Vorwurfs und erklärte, daß er mit seiner Person sich für die Wahrheit des Gesagten verbürge.

Jemand, der mit der Sprache und den Gewohnheiten der Polen nicht vertraut ist, erscheint es sonderbar, wie sie formlos mit dem Ehrenworte umspringen; doch muß man ihre Gewohnheiten kennen: sie geben diesem Worte nicht seine wirkliche Bedeutung und gebrauchen zu rechter und unrechter Zeit ihr „slowo honoru"*).

Seine Hoheit fuhr nach Wola, und nachdenklich blieb Prondzynski im Lager zurück. Um auf etwa an ihn gestellte Fragen nicht antworten zu müssen, stellte er sich schlafend. Mittlerweile kehrte der Großfürst zurück und überbrachte folgende Entscheidung Paskewitschs:

„1. Die polnische Armee übergibt Warschau und die Weichselbrücke mit dem Brückenfort. 2. Die Russen besetzen Warschau morgens um sieben Uhr und darauf auch Praga. 3. Die polnische Armee marschiert nach Plock, und den übrigen im Königreich zerstreuten Truppen wird es gestattet, sich mit ihr zu vereinigen. 4. Die polnische Nation unterwirft sich dem Herrn und Kaiser und entsendet zu dem Behufe eine Deputation nach Petersburg. 5. Bis zum Eintreffen der Entscheidung aus Petersburg dauert der Waffenstillstand fort

*) Bekanntlich ist auch das dritte Wort jedes Russen „tschestnoje slowo" oder „parole d'honneur". Der Herausgeber.

und im Notfalle werden die Russen die polnische Armee mit Vorräten versorgen."

Mit dieser Entscheidung ritten Berg und Prondzynski in die Stadt, wo ihrer eine neue Ueberraschung harrte. Sie erfuhren nämlich, daß Krukowiecki abgesetzt, der Reichstag wieder versammelt und eine neue Regierung unter dem Vorsitz Niemojewskis ernannt sei. Das hatte sich folgendermaßen zugetragen: Nachdem Prondzynski fortgeritten war, hatte Krukowiecki, in der Voraussetzung, daß seine Bedingungen angenommen würden, den Truppen anbefohlen, sich nach Praga zurückzuziehen; offenbar wünschte er Warschau zu retten, er wollte deshalb die Weichsel als Grenze zwischen den kriegführenden Teilen markieren. Diese Verfügung wurde unter den Militärs besprochen, als der Oberkommandierende Malachowski mit dieser Nachricht ins Regierungsgebäude eilte, wo er auch einige Mitglieder des Reichstags vorfand. Der Marschall Ostrowski befahl sofort den Zusammentritt des Reichstags — wenn auch nur die gesetzlich erforderliche Anzahl von Gliedern sich ermitteln lasse —, hieß Malachowski seine Machtvollkommenheit gebrauchen und begab sich selbst zu Krukowiecki. Er fand ihn auf der Straße, umgeben von einem großen Gefolge; die ganze Gruppe wurde vom Wiederschein des Feuers grell beleuchtet. Ostrowski fragte ihn, unter welchen Bedingungen der Friede abgeschlossen sei. „Nichts ist abgeschlossen," erwiderte Krukowiecki, „hören Sie den Kanonendonner, blicken Sie auf das Feuer, welches sich ausbreitet — das ist die Antwort Paskewitschs auf meine Vorschläge. Am Morgen lehnten Sie die vorteilhaftesten Bedingungen ab, jetzt bleibt uns nur bedingungslose Unterwerfung übrig." Ostrowski wollte widersprechen, doch Krukowiecki sagte kurz, daß ihm jetzt alles gleichgültig sei, da er sein zurückgegebenes Abschiedsgesuch in der Tasche habe. Im Namen des Reichstags forderte Ostrowski das Gesuch zurück. Krukowiecki übergab es ihm und vermerkte darauf, daß das Gesuch um zwei Uhr eingereicht und um fünf Uhr mit der Bitte zurückgestellt worden sei: die Verhandlungen zu beginnen, daß es aber um dreiviertel elf Uhr auf die Forderung des Marschalls Ostrowski diesem wiederum zurückgestellt worden sei. Darauf setzte er sich zu Pferde und schloß sich den Truppen an, die sich nach Praga zurückzogen. Ostrowski eröffnete bald darauf die Reichstagssitzung und verlas das Gesuch Krukowieckis. Alsdann beantragte er, eine andre Regierung zu ernennen, als deren Spitze er Niemojewski vorschlug. Ohne Rücksicht auf die ungesetzliche Anzahl der Mitglieder wurde Niemojewski mit Uebergehung aller weiteren Formalitäten zum Präsidenten erwählt.

Dieser ernannte sofort ein neues Ministerium, befahl die Gelder der Leihkasse herauszubringen und alle Wertpapiere wohl zu verwahren.

Als Berg mit Prondzynski nach Warschau zurückgekehrt war, fanden sie im Regierungsgebäude einige neue Glieder, eine Menge Adlige und Generale, welche man in bestimmter Absicht zusammenberufen hatte. Mit Ausnahme von Ostrowski und Niemojewski, die sich sogleich entfernten, begrüßten alle Berg sehr artig und viele ließen sich ihm vorstellen. Krukowiecki war nicht zugegen, und als Berg nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, daß er soeben fortgegangen sei und nicht zögern werde, wiederzukommen. Zwei Stunden gingen so mit Erwägungen über den unglücklichen Aufstand hin, da aber Krukowiecki immer nicht erschien, erklärte Berg, er habe Vollmacht, mit Krukowiecki Frieden zu schließen, und frage jetzt zum letztenmal, ob er wiederkommen werde oder nicht, denn zu vier Uhr sei die Erneuerung des Angriffs anbefohlen. Das wirkte, man wurde noch artiger und gab zu, daß Krukowiecki sich mit dem Reichstage veruneinigt habe und nach Praga geritten sei, daß an seine Stelle Niemojewski ernannt worden, und ob es ihm nicht belieben wolle, mit Niemojewski oder Malachowski Frieden zu schließen. Berg erwiderte, wie es sich gebührte, daß, da er Vollmacht habe, mit Krukowiecki über den Friedensschluß zu verhandeln, so müsse er ihn selbst sehen, damit er ihm seine Verabschiedung bestätige. Hierauf wurde nach Praga gesandt, um Krukowiecki zu ermitteln, man fand ihn im Bette und redete ihm dringend zu, zu den Verhandlungen zu kommen, um Warschau zu retten. Krukowiecki kam der Aufforderung nach. Als er eintrat, ging Berg ihm mit der Frage entgegen, ob er Präsident sei oder nicht. Krukowiecki warf seine Mütze zu Boden und rief: „Ich bin nicht Präsident, sondern nur ein einfacher Bürger.“ Darauf erhob er allerlei Beschuldigungen gegen den Reichstag, klagte ihn der Inkonsequenz an, nannte ihn eine Versammlung von Eseln und sagte zum Schluß, daß er bereit sei, die Verhandlungen zu führen, damit man aber das ganze Unglück nicht auf ihn wälze, fordere er auch die Gegenwart Ostrowskis und Niemojewskis. Indes wurde Ostrowski allein ermittelt, und als Krukowiecki die gemeinschaftliche Unterzeichnung der Friedensbedingungen forderte, brach ein heftiger Streit unter ihnen aus. Als Ostrowski das entschieden ablehnte, erklärte ihm Krukowiecki, daß er allein die Ursache der Verzögerung der Verhandlungen sei und daß er ihn deshalb verhaften lassen werde. Ostrowski wiederum warf Krukowiecki vor, daß er mit seinem Briefe an den Kaiser die ihm erteilte Vollmacht überschritten habe, und mit diesen Worten eilte

er aus dem Saale und ging nach Praga, ohne auch nur zu Hause anzugehen und das Notwendigste mitzunehmen. Hierauf entfernte sich auch der starrsinnige Krukowiecki, doch ließ man ihn nicht nach Praga, sondern hielt ihn in Warschau zurück.

Dem Abenteurer Dembinski kam es in den Sinn, zu drohen, sie würden Warschau anzünden und sich alle unter den Trümmern begraben lassen. Berg erwiderte kalt: „Wir haben Moskau niedergebrannt, aber niemand vorher damit bedroht; brennen Sie, wenn Sie wollen, wir werden Ihnen dabei helfen."

Berg erklärte nunmehr, daß, da Krukowiecki nicht mehr Präsident sei, er zu den Seinigen zurückkehren müsse. Da endlich wandte man sich an ihn mit der Bitte, Rat zu erteilen, auf welche Weise Warschau gerettet werden könnte.

Die Zeit des Sturmes rückte mittlerweile näher, die Furcht überwog, und endlich gelang es Berg, sie zu bestimmen, Warschau zu übergeben, dazu die Brücke und Praga mit allen Vorräten. Auf seine Forderung verfaßte Dembinski mit allen anwesenden Generalen einen Brief an Paskewitsch, welcher sofort von Malachowski umgeschrieben wurde. Er lautet:

„Monsieur le maréchal, Mr. le comte Krukowiecki, s'etant absenté de Varsovie, sans prévenir les autorités du gouvernement et de la ville, reviendra sans doute dans peu de moments pour recevoir le message, dont V. E. a bien voulu charger le général Berg. Pour éviter l'effusion du sang et pour donner une preuve de sa loyanté, l'armée, que je commende évacuera jusqu'à cinq heures du matin la ville de Varsovie, le pont sur la Vistule et Praga. L'armée Imperiale pourra, si vous l'ordonnez, faire son entrée à cinq heures aujourd'hui, 27 Août (8 Sept.), et en revanche de notre mouvement, nous croyons avec la plus ferme assurance tous generaux, officiers et soldats, et moi leur chef, que vous voudrez bien ordonner, que l'occupation de Varsovie et de Praga se passe de sorte a ne pas exposer les habitants de la ville aux suites desastreuses d'une occupation de vive force. J'évacue avec l'armée la ville de Varsovie et Praga, et vous les remets avec le pont sur la Vistule intact, en me confiant absolument à vos sentiments, et suis persuadé que de votre côté la liberté et la propriété des individus seront strictement respectées, que les petits détachements mêmes et les garnisons, qui auraient pu être oubliés dans quelque ouvrage avancé, auront un libre passage, pour suivre l'armée de même, que les effets de l'armée à l'exception

des munitions de guerre, pourront, comme les individus, qui desireraient suivre l'armée, quitter Varsovie et Praga dans l'espace de 48 heures. Aussitôt que le général Krukowiecki arrivera, le général Berg pourra terminer avec lui l'acte definitif de la pacification. Varsovie au palais du gouvernement le 27 Août (8 Sept.) 1831. Malachowski."

(In diesem Briefe benachrichtigte Malachowski den russischen Oberbefehlshaber, daß, zur Vermeidung von Blutvergießen, die polnische Armee Warschau und Praga bis fünf Uhr morgens räumen werde, damit die kaiserliche Armee ihren Einzug in die Stadt am 27. August [8. September] halten könne. Gleichzeitig wurde der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Stadt nicht mit Waffengewalt genommen werde und daß die Freiheit und das Eigentum der Privatpersonen unangetastet blieben. Am Schluß ist bemerkt, daß nach der Rückkehr Krukowieckis General von Berg den endgültigen Friedensvertrag abschließen könne.)

Mit diesem Briefe kehrte Berg zu Paskewitsch zurück, der den Einmarsch in Warschau bis acht Uhr hinausschob.

So fiel das stolze Warschau! In diesen zwei Tagen hatten wir 65 Offiziere und reichlich 3000 Gemeine verloren, verwundet waren 460 Offiziere und mehr als 7000 Gemeine. Die Artillerie hatte mehr gelitten, sie hatte 29 000 Patronen verschossen, an Toten und Verwundeten wies sie 40 Offiziere auf, unter denen sich 10 Kompaniekommandeure befanden; außerdem hatte man uns acht Patronenkasten in die Luft gesprengt. Es war eine beispiellos dastehende Waffenthat, daß die Feldartillerie, welche gegen Schanzen thätig gewesen war, deren Bewaffnung aus großkalibrigen Geschützen bestand, letztere zum Schweigen gebracht hatte. Ueberhaupt war unsre Armee in einer Weise begeistert gewesen, daß alle voll Verwunderung waren. Gleich zu Beginn erzählte man sich ein charakteristisches Gespräch zweier Soldaten. Als am Morgen des 25. August die Leute sich zum Angriff vorbereiteten, fragte in irgend einem Regimente ein Soldat seinen Kameraden: „Was denkst du, Bruder, werden wir Warschau nehmen?" — „Warum nicht?" war die Antwort. „Du weißt aber doch, wie man es befestigt hat? Es heißt, daß die Stadt stärker als Schumla ist. Erinnerst du dich Schumlas?" — „Das thut nichts, es wird geschehen, wie es befohlen wird."

Um sieben Uhr hielt Berg durch den Jerusalemer Schlagbaum mit der Gardebrigade, dem Jäger- und dem Finnländischen Regiment seinen Einzug in die Stadt. Um acht Uhr besetzte er die Weichselbrücke und das Brückenfort in Praga. Um neun Uhr ritt

Neidhardt ins polnische Lager, um wegen des Abzuges ihrer Armee nach Plock zu verhandeln. Es wurde beschlossen, zwei Offiziere, einen polnischen und einen russischen, zu Romarino zu senden, um ihn von den letzten Ereignissen zu unterrichten und mit dem Befehle, mit seinem Corps gleichfalls nach Plock zu marschieren. Gleichzeitig mit dem Einmarsch der Gardebrigade in Warschau sandte Paskewitsch den Flügeladjutanten Fürsten Ssuworow zum Kaiser mit dem Berichte: „Warschau liegt zu den Füßen Ew. Kaiserlichen Majestät, und die polnische Armee begibt sich auf meine Anordnung nach Plock.“ Sie ging aber trotzdem nicht dorthin und hatte durchaus nicht die Absicht sich zu unterwerfen. Die Polen wollten sich erholen, neue Vorbereitungen treffen, sich mit Romarino vereinigen und alsdann den thörichten Kampf wieder anfnehmen.

Das Gardecorps erhielt den Befehl, Warschau zu besetzen. In den Regimentern beeilte man sich, neue Kragen an die Mäntel zu nähen, und rückte etwa um acht Uhr zum Jerusalemer Schlagbaum hin. An der Spitze ritt Korff als Kommandant der Stadt, hierauf folgte ich mit Je . . ., alsdann kam die Grenadierdivision, dann zwei Regimenter Gardekosaken und endlich das Preobrashenskische Regiment, welches den Zug der Gardeinfanterie eröffnete. Am Schlagbaume empfing uns eine Deputation mit Salz und Brot, wie es schien bestand sie aus deutschen Handwerkern, soviel ihrer dort lebten. Korff sagte der Deputation, sie möge den Großfürsten erwarten, welcher an der Spitze des Preobrashenskischen Regimentes folgte. Seine Hoheit wiederum befahl, den Einmarsch Paskewitschs abzuwarten. In der Stadt sahen wir dann die neuen Verteidigungsmittel; alle 100 oder 150 Faden stießen wir auf starke Barrikaden mit Schießscharten; es kostete große Mühe, sie einzunehmen, da die Straßen eng waren, zudem noch aus den Fenstern der mehrstöckigen Häuser geschossen wurde. Die Einwohner hatten sich versteckt, niemand war zu sehen, weder auf den Straßen noch in den Häusern. Wir gingen längs der Straße „Neue Welt“ bis zum Sächsischen Platze, wo eine Wache aus der Hauptwache heraustrat und das Gewehr präsentierte. Diese Hauptwache hieß der „weiße Adler“ (an der Front befand sich ein großer weißer einköpfiger Adler). Dort waren stets Gefangene; die Wache, welche aus dem Gebäude heraustrat, bestand aus sechs Mann in den Uniformen der Nationalgarde und aus zweien von der linken Flanke, die in eine ganz besondere Uniform eingezwängt waren. Im übrigen machten sie einen sehr traurigen Eindruck und wußten offenbar nicht, ob sie das Gewehr schultern oder einfach fortlaufen sollten.

Die Garde verteilte sich auf den Plätzen der Stadt und besetzte alle Wachgebäude; Korff und ich, wir gelangten kaum zum Abende in die Kommandanturverwaltung, gegenüber dem Großen Theater. Seine Hoheit nahm das Statthalterschaftsgebäude für sich, und Paskewitsch, der gegen Abend nach Warschau kam, quartierte sich im Belvedere ein.

Dort gab es jetzt Arbeit andrer Art. Ich bildete mit vier Brigadeschreibern die ganze Kommandanturverwaltung, die Korrespondenz aber wurde nach der bei uns bestehenden Ordnung so geführt, daß weder Zeit noch Arbeitskräfte ausreichten. Den ersten Abend und den ganzen folgenden Tag beschäftigte ich mich vorwiegend mit der Ausgabe von Scheinen an polnische Offiziere, welche Warschau nicht früher als 48 Stunden nach unserm Einmarsche verlassen wollten. Ich saß hinter einem Tische in einem großen Zimmer, umgeben von polnischen Offizieren, verschrieb ihre Namen und Wohnsitze und übergab alsdann die Verzeichnisse den Schreibern, die an demselben Tische saßen, zum Ausfertigen der Scheine. Dabei rauchte ich meine Feldpfeife aus Meerschaum, und als ich sie einmal auf die Erde zwischen meine Füße gestellt hatte, war sie plötzlich verschwunden. Ich wurde heftig und sagte zu meiner Umgebung: „Meine Herren, Sie sahen, daß ich meine Pfeife rauchte und sie hier hinstellte, aber jetzt ist sie fort; wie es scheint, umgeben mich nur Offiziere.“ Alle schwiegen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um durch ein Beispiel zu verstehen zu geben, was für ein Gesindel bei ihnen Offizier geworden war.

Während der ersten Nacht führte man uns um halb zwei Uhr den in Wola gefangen genommenen Wysocki zu, mit dem Befehle, ihn der Schloßwache ohne Namensnennung zu übergeben, sowie, daß er ohne Genehmigung des Platzadjutanten nicht ausgeliefert werden dürfe. In der folgenden Nacht erschien bei mir ein Gendarmenoffizier mit dem Befehle des Generalgouverneurs, Wysocki auszuliefern. Ich begab mich mit ihm zur Hauptwache, wo bereits ein mit drei Pferden bespannter Wagen mit einem Gendarmen dabei bereit stand. Der Offizier hieß Wysocki sich neben ihn setzen, der Gendarm bestieg den Bock neben dem Kutscher und der Wagen fuhr aus Praga hinaus.

Am Tage unsres Einmarsches erging ein Befehl, keine Mützen zu tragen. Am folgenden Morgen kaufte ich mir einen Tschako aus Wachstuch; aber ich hatte nicht daran gedacht, dem Burschen anzubefehlen, von meiner Mütze den Ueberzug zu nehmen, welcher bei der empfangenen Kontusion zerrissen worden war. Einige Tage

darauf wollte ich diesen Ueberzug einem Kameraden und Freunde, Leo Lwowitsch Lobko, zeigen und erkundigte mich danach beim Burschen; dieser aber riß die Augen auf und sprach: „Der taugte ja nichts mehr, ich habe ihn fortgeworfen."

Alle bemühten sich, das Schicksal der Kameraden und Freunde in Erfahrung zu bringen; so erhielt ich auch die erschütternde Nachricht vom Tode meines teuren Kameraden und Dienstgenossen Dratschewski. Folgendes erzählte man mir über die letzten Augenblicke dieses Jüngers der Wissenschaft: Am 26. August war Dratschewski mit vier Geschützen Murawjeff zur Verfügung gestellt. Am Abend, als seine Batterie ihr Feuer bereits eingestellt hatte, ging er zurück, um sich mit den Offizieren des Lutzkischen Regiments zu unterhalten; in diesem Augenblicke nahm der Feuerwerker, welcher das Geschütz auf die durch den Jerusalemer Schlagbaum fahrenden Artilleriewagen richten wollte, das Richtvisier ab und lief damit zu Dratschewski, den er bat, es zu stellen; der Feuerwerker wollte sich ansehen, wie das Geschütz gerichtet würde, stellte sich hinter Dratschewski auf und blickte ihm über die Schulter. Da gerade wurde Dratschewski von einer verhängnisvollen Geschützkugel ins Herz getroffen, dem Feuerwerker wurde die rechte Seite abgerissen. Der erstere war im Augenblicke tot, der letztere lebte noch etwa zehn Minuten. Beide wurden in einem Grabe bestattet. Alles dieses liegt im Lauf der Dinge und ist natürlich; aber wie soll man die Vorahnung erklären, welche den Verstorbenen an seinem Todestage ergriff. Bekanntlich zog sich der Waffenstillstand bis zwei Uhr hin; während dieser ganzen Zeit war Arssenji Iwanowitsch ein andrer und suchte die Einsamkeit; er rasierte sich am Morgen und zog reine Wäsche an, während er sonst alle Toilettenbeschäftigung außer acht ließ und sein Aeußeres vernachlässigte; er erzählte niemandem von seiner Vorahnung, aber die Kameraden, welche ihn gut kannten, bemerkten an ihm eine unheilverkündende Veränderung. Ich glaube, daß nur beim Tapferen, wie Dratschewski zweifellos einer war, eine Vorahnung sich einstellt; die Feigen zittern stets. Vorgesetzte und Untergebene, alle ohne Ausnahme liebten sie den guten Arssenji Iwanowitsch, was man teilweise daraus ersehen kann, daß sein Kommandeur, der Oberst Iwin, seinem Vater, einem verabschiedeten Seemanne in Kleinrußland, eine Pension für den Sohn auswirkte.

Korff berichtete dem Generalgouverneur Grafen Witte, daß er nicht im stande sei, alle Arbeiten zu bewältigen, weil er absolut gar keine Hilfsmittel besäße. Anstatt für den Anfang wenigstens eine kleine Kommandanturverwaltung zu bilden, sandte man uns

von jedem Regimente der Gardeinfanterie je einen Offizier, Leute, welche allerdings auf dem Parkett hin und her zu scharren verstanden, es aber entschieden ablehnten, mir in meinen Arbeiten zu helfen, wobei sie bemerkten, daß sie nicht gewohnt seien, sich mit Tinte zu besudeln. Ich benutzte sie nur zu Sendungen zu den Schlagbäumen, um mir Nachrichten über Zu- und Abfahrende zu überbringen.

Nach einigen Tagen erhielt mein General vom Fürsten Gortschakow die Aufforderung, Vorstellungen wegen Austeilung von Belohnungen an seine Untergebenen zu machen. Auf seinen Befehl fertigte ich die Vorstellung aus und trug den General, mich selbst, den Lieutenant Je.... und den Kosakenfähnrich Katassonow, der am 26. im Gefolge des Generals gewesen war, in die Liste ein. Um neun Uhr abends überbrachte ich die Liste zur Unterschrift; dabei fragte mich Korff, wozu ich vorgestellt zu werden wünsche, und vermerkte mich auf meinen Wunsch als vorstellbar zum folgenden Rang; Je...., welcher den Wladimirorden besaß, wurde zum goldenen Säbel vorgestellt, und ich trug ihn auf Befehl des Generals solchermaßen in die Liste ein. Das Schriftstück ward versiegelt und sogleich in die Kanzlei des Chefs der Artillerie gesandt. Es verging aber keine Stunde, so war die Vorstellung wieder da mit folgender, vom Fürsten mit Bleistift geschriebenen Bemerkung: „Der Feldmarschall hat mir persönlich mitgeteilt, daß diejenigen, welche beide Tage am Sturme teilgenommen haben, zu doppelten Belohnungen vorgestellt werden müssen; ich bitte das zu ergänzen und die Vorstellung alsdann zurückzusenden. Offenbar hatte man die Vorstellung meinetwegen zurückgesandt, denn Korff selbst konnte sich nicht vorstellen, und Je.... wie Katassonoff waren bloß am 26. im Feuer gewesen. Korff fügte also in der Vorstellung bei meinem Namen hinzu: „und zum Orden des heiligen Wladimir vierter Klasse mit der Schleife.“ So geschah es auch; ich erhielt zwei Belohnungen, Korff den Georgsorden dritter Klasse, und nur Je.... bekam nichts.

Einige Tage, nachdem die Vorstellung zu den Belohnungen abgegangen war, kam Nikolai Iwanowitsch angeritten und erzählte mir, daß infolge der zwei Geschütze, welche ich beim Sturme hatte in Sicherheit bringen lassen, ein Mißverständnis entstanden sei: der Chef der Artillerie habe nämlich berichtet, daß Baggowuth die zwei Geschütze aus dem Kampfgewühle fortgeführt habe, und daß er dafür zum Georgsorden vierter Klasse vorgestellt sei. „Es thut mir leid,“ fuhr Korff fort, „daß ich das zu spät erfuhr. Ich hätte bemerkt, daß, wenn dafür der Georgsorden verliehen wird, derselbe Ihnen gebühre.“ Ich meinerseits sagte, daß es allerdings schmeichelhaft

für einen jungen Offizier ist, den Georgsorden zu verdienen, wenn man ihn aber infolge eines Irrtums oder für eine geringfügige That erhält, so muß er das Gewissen belasten.

Am 30. August erging der nachfolgende Tagesbefehl an die aktive Armee.

Warschau, Nr. 433.

Eine neue glänzende That hat euch mit unsterblichem Ruhme gekrönt, tapfere Krieger. Die stolze Hauptstadt Polens ist durch euch gefallen! Weder die gewaltigen Schutzwehren, noch die verzweifelte Gegenwehr haben euch aufgehalten. Ihr habt den Feind durch den schnellen Weichselübergang überrascht, mit der euch eigenen Unerschrockenheit und Geduld seid ihr bis an die Mauern Warschaus vorgerückt und eure Stärke bereitete dem Feinde eine entscheidende Niederlage. Der unverhältnismäßig schwierige Verlauf des Feldzuges verbreitete vorzeitigen Schrecken, und die durch Unsicherheit entmutigten Rebellenregimenter wurden schwankend in allen ihren Unternehmungen. Vergeblich haben ihre Führer mehreremal aufs neue versucht, das Glück im offenen Felde zu erproben: allenthalben geschlagen, schlossen sie sich in ihre Hauptstadt ein, aber alsbald erschienen auch unsre siegreichen Fahnen vor den Mauern derselben. Hier mußte noch einen Augenblick die Vernichtung des Feindes hinausgeschoben werden. Obwohl stark durch eure Tapferkeit und euren Eifer konnte ich gleichwohl nicht vor der Zusammenziehung der Streitkräfte den Angriff auf die Stadt unternehmen; zu der Zeit bemerkte ich den feurigen Drang und das Männern würdige Verlangen, mit dem ihr euch sehntet, die frechen Eidbrüchigen zu züchtigen.

Die Stunde der Vernichtung der Aufrührer rückte endlich heran. Der 25. August, der Tag der ersten entscheidenden Begegnung mit dem Feinde wird für immer verherrlicht sein in den Kriegsdenkwürdigkeiten, sowohl infolge eures ungewöhnlichen Mutes als auch der glücklichen Erfolge, welche zum Falle Warschaus beitrugen. Die Aufrührer verloren an diesem schrecklichen Tage vier Schanzen und die starke Festung Wola und nun beeilten sie sich, ihre Bereitwilligkeit zu erklären, sich dem gesetzmäßigen Monarchen zu unterwerfen. Noch eine letzte Strafe sollte über ihre Häupter verhängt werden; die Verblendeten erdreisteten sich, um Vorteile zu bitten, welche der Ehre Rußlands widersprachen. Ein zweiter Sturm war die Antwort darauf.

Hier zeigten neue Thaten aufs neue den Feinden, wie nutzlos ein Widerstand ist eurer Tapferkeit gegenüber. Entsetzen ergriff sie

und sie beugten das Haupt, als während dieser zwei Tage unsre Artillerie im Angesicht des Feindes auf die Entfernung eines halben Kartätschenschusses heranfuhr und unter dem mörderischen Feuer von allen Schanzen her die feindlichen Geschütze eroberte. Sie erzitterten, als sie die ungewöhnliche Tapferkeit und Kaltblütigkeit sahen, mit welcher die Infanterie, ohne einen Schuß abzufeuern, zahlreiche Redouten besetzte und sie erstarrten vor Furcht, als unsre Reiterei, alles vor sich niederwerfend, furchtlos eindrang in die Thore der Stadt.

So glanzvoll vollendeten sich die unvergeßlichen Tage des 25. und 26. August, russische Gedenktage infolge einer andern Schlacht, die geschlagen ward für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes.

Der Adlerflug, welcher innerhalb weniger Monate euch durch eine dreifache Reihe feindlicher Befestigungen, die von Tausenden von Armen geschützt wurden, getragen hat, er hat die verwegenen Feinde derart in Verwunderung gesetzt, daß sie es nicht mehr gewagt haben, ihren Widerstand in den Straßen Warschaus fortzusetzen, wo neue Wälle und Palissaden ihnen tausend andre Mittel der Gegenwehr hätten bieten können.

Den Ruhm, den ihr euch erworben, bezeugen außer andern Trophäen 120 Geschütze, die ihr Tapferen, zum größten Teile Brust wider Brust kämpfend, erobert habt.

Eure ruhmvollen und glücklichen Waffenthaten haben mich euch tief verpflichtet, und deshalb habe ich alleruntertänigst unsern allergnädigsten Kaiser um eine volle Anerkennung eurer unsterblichen Thaten gebeten. Es ist mir schwer gefallen, vor dem Monarchen die Tapfersten unter euch auszuscheiden: einen nennen, bedeutete soviel als die ganze Armee namhaft machen. Indem wir, tapfere Kameraden, unsre herzlichen Dankgebete zu Gott emporsenden für die Hilfe, die er unsern Waffen gewährt, gedenken wir, wahrhaft trauernd, auch derjenigen, die mit Ruhm bedeckt auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Möge jeder im Gedenken an diese Waffenthaten in der Ueberzeugung gefestigt werden, daß eine so tapfere und so gut organisierte Armee immer unbesiegbar bleiben wird.

Generalfeldmarschall Graf Paskewitsch-Eriwansky.

Unmittelbar nach der Einnahme Warschaus wurde allen Einwohnern mitgeteilt, daß sämtliche Waffen, die sich bei ihnen befänden, auch die Jagdgewehre, sogleich dem Arsenale gegen eine Quittung überliefert werden müßten; bei wem nach vierundzwanzig Stunden eine Waffe gefunden würde, der sollte dem Kriegsgerichte übergeben werden. Am Morgen des 1. September erschien ein

stutzerhaft gekleideter Jude bei mir und erzählte mir geheimnisvoll, daß er einen Polen bezeichnen könne, in dessen Hause viele Waffen und Kriegsgerät versteckt seien. Ich erzählte das Korff und erhielt den Befehl, dem Juden mit einer Abteilung Soldaten zu folgen. Alsbald entfernte ich mich mit ihm. Als wir an dem neben der Bank belegenen Wachtgebäude vorbeikamen, nahm ich zu den bei mir befindlichen vier Kosaken noch einen Gefreiten und vier Gemeine hinzu und schritt hinter dem Denunzianten her. Den Besitzer fanden wir nicht zu Hause, seine Frau sandte nach ihm, unterdessen aber durchsuchten wir das Haus und den Garten. Wie seine Frau nach einiger Zeit erzählte, hatte man ihn bei seinem Freunde nicht gefunden, zu dem er bereits am Morgen gegangen war; dieser hatte vielmehr mitteilen lassen, daß er sich längst von ihm fortbegeben habe, wohin aber, wisse er nicht. Das Zimmer des Hausherrn war verschlossen; die Frau sagte uns, daß der Mann den Schlüssel mitgenommen habe und bat uns, die Thüre nicht zu erbrechen. Ich entschuldigte mich damit, daß ich den Befehl des Kommandanten erfüllen müsse und erteilte den Befehl, die Thüre aufzubrechen. Da fanden wir denn in der That verschiedene Arten von Waffen, Kugelformen, fertige Patronen, Kavalleriepiken und Lanzenfähnlein. Die Bedeckungsmannschaft nahm, soviel sie vermochte, von den Waffen mit sich, und was nachblieb, übergab ich der Frau zur Aufbewahrung. Wir begaben uns nun zum Arsenale, um die Waffen abzuliefern, und mußten dabei die Straße, in der die Fleischereien oder Fleischhallen lagen, passieren; es war viel Volk auf die Straße getreten und schaute zu, darunter auch viele Fleischer, welche ungeheure Messer in den Gürteln trugen. Unwillkürlich dachte ich an die blutigen Warschauer Ereignisse am 3. August und ich bedauerte es, nicht mehr Leute zur Bedeckung mitgenommen zu haben. Zum Glück kamen wir wohlbehalten durch. Um ein Uhr nachts erschien wiederum der verdammte Jude und gab vor, das Nachtquartier des Besitzers der Waffen angeben zu können. Auf dem Hofe der Kommandantur hielt sich nachts eine Division Gardekosaken auf für den Fall, daß man ihrer benötigte. Ich nahm zehn Mann mit mir und schritt hinter dem Juden her. Lange gingen wir so dahin, endlich zeigte er mir in irgend einer Straße ein großes steinernes Haus und gab mir an, wie ich zu gehen habe, um den Polen aufzufinden. Man ließ mich ins Haus hinein; wir begaben uns ins obere Stockwerk, an einigen wichtigen Punkten ließ ich je einen Kosaken zurück. Mit den beiden letzten trat ich endlich an eine verschlossene Thüre, klopfte an und antwortete auf die Frage: „Wer da?“ auf polnisch: „Gut Freund.“

Die Thüre ging auf und ich erblickte einen Mann von fünfunddreißig Jahren, nur im Hemde, der offenbar soeben aus dem Bette gestiegen war. Er erriet sofort, um was es sich handelte, schützte Unwohlsein vor und erklärte, daß ich mich offenbar in der Person irre. Ich ersuchte ihn, sich rasch anzukleiden und mir zu folgen, da ich im entgegengesetzten Falle genötigt wäre, Gewalt zu brauchen. Korff hatte meine Rückkehr erwartet und als ich den Gefangenen brachte, fragte er ihn, warum er seine Waffen nicht ausgeliefert habe, wie es doch befohlen worden sei. Der Pole antwortete in frechem Tone, daß er es für eine ungerechte Forderung gehalten habe, sein Eigentum ohne Entschädigung abgeben zu müssen. Darauf sperrte man ihn auf der Hauptwache ein und am folgenden Tage trat das Kriegsgericht gegen ihn zusammen, welches in vierundzwanzig Stunden seine Verurteilung aussprach. Die Bestätigung des Urteils habe ich nicht gelesen, doch hieß es, daß er auf die Festung Samostje gebracht worden sei.

Während wir unsern feierlichen Einzug in Warschau hielten, berieten die Polen in Praga, was jetzt zu unternehmen sei. Sie verfügten über 50000 Mann, darunter befand sich die Abteilung Romarino und die Garnison der Festung Modlin. Neidhardt begab sich zu ihnen, um zu unterhandeln, doch teilte ihm Malachowski mit, daß er kein Recht dazu besitze, aber zum folgenden Tage wohl die Genehmigung erhalten werde. Um Paskewitsch glauben zu machen, daß die polnische Armee nach Plock marschiere, schrieb ihm Malachowski, daß Romarino der Befehl erteilt sei, sich dorthin zu begeben. An demselben Tage kam die geschlagene Armee in Jabl[illegible]a, zwei Meilen hinter Warschau, und Romarino wiederum in Siedlce, wo er den Fall Warschaus erfuhr und den Befehl erhielt, sich mit der Armee bei Modlin zu vereinigen. Er versammelte hierauf den Kriegsrat, und ungeachtet die Mehrzahl die Anordnung des Oberkommandierenden erfüllen wollte, führte er nichtige Gründe dawider an und wandte sich nach Lukow. Der Ungehorsam Romarinos hat uns offenbar Nutzen gebracht: verfolgt von unsern Truppen überschritt er bei Krakau die österreichische Grenze, wo er alsdann entwaffnet wurde.

Nachdem am andern Tage die Armee mit dem Reichstage und der Regierung in Modlin angekommen war, dankte der alte Malachowski ab. Der Präsident wünschte seinem Verwandten Uminski eine Rangerhöhung zuzuwenden und brachte ihn als Kandidaten in Vorschlag; gleichzeitig bat er die Armee, die Wahl zu bestätigen. Zu dem Zweck versammelten sich alle Generäle und Regiments-

kommandeure. Am meisten sprach Dembinski, der ausführte, daß man zur Genüge den Thorheiten des Reichstags und der Regierung nachgegeben habe, daß es Zeit für die Armee sei, die Regierung selbst in die Hand zu nehmen, und daß jetzt nicht mehr beraten, sondern gehandelt werden müsse. Nach langer Diskussion wurde Rybinski erwählt.

Um den fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Reichstagsmitgliedern und den Hauptleuten der Armee ein Ende zu machen, wurde der Reichstag am 29. August nach Zakroczym, einer Ortschaft in der Nähe von Modlin, übergeführt. Paskewitsch traute den Polen nicht und sandte am 28. Berg in ihr Hauptquartier, um mit den versprochenen Verhandlungen zu beginnen und die Uebergabe Modlins und Zamostjes zu fordern. Nachdem Berg im „Neuen Hof" (gegenüber Modlin) eingetroffen war, begrüßten ihn Dembinski und der Kommandant Ledochowski. Berg erkannte sofort, wie die Dinge lagen und fragte, ohne irgend etwas vom Auftrag des Feldmarschalls zu verlautbaren, ob es unsern Offizieren gestattet würde, durch ihre Armee zu reiten, um Pillar und Dochturow den Befehl zu überbringen, sich nach Ostrolenka zurückzuziehen. Das wurde ihm nun zwar abgeschlagen, aber die Bereitwilligkeit erklärt die Verhandlungen nunmehr zu beginnen. Am andern Tage willigte Rybinski in den Waffenstillstand unter der Bedingung, daß diese Zeit benutzt werde, um die Friedensverhandlungen zum Abschluß zu bringen. Die Bestätigung sollte wiederum vom Präsidenten und vom Reichstage abhängen.

Paskewitsch war sich der Notwendigkeit wohl bewußt, seine Stärke zu benutzen, doch mußte er vor allem Zeit gewinnen, um die Verpflegung der Armee zu organisieren. Er trug daher Berg auf, den Feind zu Verhandlungen zu veranlassen und die Uebergabe Modlins zu fordern. Am 3. September wurden die Verhandlungen im „Neuen Hofe" eröffnet und so geschickt hingezogen, daß es gelang, eine Brücke über die Weichsel, eine Meile vor der Festung, zu schlagen. Nachdem auf diese Weise beide Ufer der Weichsel verbunden waren, rückte Paskewitsch vorwärts und begann, den Feind zu bedrängen. Am 8. wurde Berg mit der Antwort aus Warschau erwartet, indes benachrichtigte er brieflich Paskewitsch, daß die Dinge jetzt eine andre Wendung genommen hätten, da Romarino die österreichische Grenze überschritten und die Waffen gestreckt habe. Diese Neuigkeit traf die Polen wie ein Donnerschlag; sofort erbauten sie eine Brücke über die Weichsel bei Plock, wohin die Armee am 10. abmarschierte; am 11. setzte ihre Vorhut über den Fluß.

An demselben Tage kam Berg in den „Neuen Hof“ und teilte Morawski im Auftrage Paskewitschs mit, daß alle Chefs gesonderter Truppenteile, welche die Plockische Woiwodschaft verließen und die Weichsel überschritten, für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt würden. Die Rechnung stimmte. Bei den Polen brach jetzt Uneinigkeit aus, einige wollten nach Krakau gehen, andre in Plock bleiben; schließlich wurde die Brücke abgebrochen und der unzufriedene Niemojewski legte sein Amt nieder. Darauf setzte man Rybinski ab und trug Bem das Kommando über die Armee an; als aber dieser ebenfalls ablehnte, wurde Uminski zum Oberkommandierenden ernannt, der aber nur für den Fall das Amt übernehmen wollte, daß Niemojewski Präsident bliebe. Am andern Morgen setzte sich Uminski zu Pferde, um sich der Armee vorzustellen, aber ohne weiteres wurde er fortgejagt und alle erklärten, daß sie ihn nicht zum Vorgesetzten wollten; die Offiziere drohten sogar, auf ihn zu schießen, wenn er sich noch zeigen sollte. Es war nichts zu machen, man griff wieder zu Rybinski, doch, wie es schien, nur damit er das Heer zur preußischen Grenze führe.

Am 15. September marschierte die Armee unterhalb Plock längs der Weichsel vorwärts; man hoffte, eine Stelle zum Uebersetzen zu finden und nach Krakau zu gelangen. Als die Polen aber von den Maßregeln hörten, die man ergriffen hatte, um niemand dorthin durchzulassen, marschierten sie weiter und gelangten am 18. nach Lipno. Vom Augenblicke des Ausmarsches aus Plock hatten sich indes ganze Abteilungen den Russen ergeben, andre gingen eigenmächtig nach Hause, so daß diese unglückliche Armee bei ihrem am 23. September vollzogenen Uebertritt auf preußisches Gebiet kaum noch aus 20000 Mann bestand.

Als Dembinski, der die Nachhut kommandierte, die Grenze überschritt, überließ er seine letzten Anhänger unsern ihn verfolgenden Truppen.

Der Feldmarschall, welcher persönlich die letzten Operationen bei der Verfolgung der aufrührerischen Armee geleitet hatte, kehrte am 23. September nach Warschau zurück, und an demselben Tage ergab sich auch Modlin. Die Garnison wurde nach Hause entlassen und die Festung von unsern Truppen besetzt.

Jetzt blieb allein die Festung Zamostje noch in den Händen der Empörer zurück. Kaissarow, der sie belagerte, teilte dem Kommandanten Kryssinski die Vernichtung der ganzen polnischen Armee, sowie die Einnahme Warschaus und Modlins mit, und verlangte die Uebergabe. Dieser glaubte es nicht und wünschte die Abkom-

mandierung von drei Offizieren, um sich von der wirklichen Sachlage zu überzeugen. Kaissarow gab seine Zustimmung.

Die Zeit verging inzwischen, als aus Petersburg der Befehl einlief, Zamostje 48 Stunden Zeit zur Uebergabe zu gönnen, alsdann aber entschlossen zu handeln und den Kommandanten wie die andern Abteilungschefs als offene Empörer zu behandeln. Das wurde dem Kommandanten mitgeteilt, und schon war der Termin abgelaufen, als die Offiziere zurückkehrten. Am 9. Oktober ergab sich Zamostje, die Garnison wurde gleichfalls entlassen.

Indem ich hiermit die Schilderung der Unterdrückung des Aufstandes beende, füge ich noch den kaiserlichen Erlaß an die aktive Armee vom 6. Oktober 1831 bei:

„Krieger! Ihr habt meine Erwartungen gerechtfertigt. Ich vertraute euch die Niederwerfung des aufrührerischen Polen an, die Verteidigung des Vaterlandes, ihr habt euch als würdige Hüter seiner Ruhe und Ehre erwiesen. Kaum aus Taurien, aus Adrianopel zurückgekehrt, habt ihr auch jetzt es verstanden, im Kampfe mit einem verzweifelten Feinde alle Hindernisse zu überwinden und durch unvergeßliche Thaten an den Ufern der Weichsel, des Bug, des Narew, in den tiefen Gräben und an den Abhängen Warschaus den Ruhm der russischen Waffen zu erhöhen. Das Geschick hat eure Anstrengungen mit Erfolg gekrönt: der Aufstand ist niedergeworfen, das Königreich Polen der russischen Selbstherrschaft zurückgegeben, und die Besiegten selbst segnen unsre Siege, da sie das Ende ihrer leidensvollen Bewegung erblicken. Tapfere Krieger! Dem Herrn und seiner Stärke gebührt der erste Ruhm. Indem ich zu ihm den Zoll unsrer Dankbarkeit hinaufsende, wende ich mich auch zu euch und danke euch im Namen des glücklichen, erkenntlichen Vaterlandes. Auf euch sind die Blicke ganz Rußlands gerichtet; es ist stolz auf euch und das Andenken an eure herrlichen Thaten wird es in seinen Jahrbüchern aufbewahren. Ihr habt mit der Tapferkeit noch andre höhere Tugenden des wahren Kriegers vereinigt — Mäßigung im Siege, Nachsicht den Verführten gegenüber, Bereitwilligkeit zur Versöhnung mit den Gegnern, wenn sie zur Pflicht zurückkehren, und allenthalben waren euch Leben und Eigentum der unbewaffneten Einwohner heilig. Krieger! Fahret fort, mein Vertrauen auch nach dem Friedensschlusse zu rechtfertigen durch Beobachtung einer strengen Subordination und Ordnung in euren Reihen, und erzeugt im unterworfenen Gebiete, wie früher Liebe zu euch und zur Ordnung, Liebe und Anhänglichkeit zu meinem Throne und Achtung vor Rußland.

Nikolai."

Die Arbeit in der Kommandanturverwaltung mehrte sich derart, daß ich thatsächlich nicht Zeit hatte, in ein Café zu gehen und ein Glas Thee zu trinken oder zu frühstücken. Ich konnte erst gegen Morgen einschlafen und das ohne mich auszukleiden, im Sessel sitzend. Auch Nikolai Iwanowitsch kleidete sich einige Nächte nicht aus und befahl mir, ihm sofort zu berichten, was sich auch ereignet. Es war eine schwere Zeit, die Anforderungen unmäßig, aber niemand dachte daran, Mittel zu gewähren, um sie zu erfüllen. So vergingen etwa vier Wochen, da wurde Korff, offenbar auf seinen eigenen Wunsch hin, zum Kriegsgouverneur der Podljesschen Woiwodschaft an Stelle des Generals Pencherschewsky ernannt, der wiederum Kommandant von Warschau wurde.

6.

Der Dienst in Siedlce.

Ein Mensch, der mit seiner augenblicklichen Lage unzufrieden ist, freut sich immer einer Veränderung; so freute mich die Ernennung meines Generals in Siedlce. Ich übergab die bis dahin bei ihm arbeitenden Schreiber mit der gesamten in der Artillerieabteilung geführten Korrespondenz der Brigadeverwaltung und begab mich selbst nach Siedlce.

Die Woiwodschaften wurden durch die Präsidenten der Woiwodkommission verwaltet oder, wie man sich dort nannte, durch Präsides; in Anlaß des Kriegszustandes hatte man auch Militärchefs dazu ernannt. Mir war das Amt des älteren Adjutanten übertragen, d. h. die russische Schriftführung; als Hilfskräfte erhielt ich vier Kantonisten als Schreiber, die soeben aus dem Bataillon hergeschickt und außerordentlich ungeübt waren. Zur polnischen Schriftführung hatten wir einen Eingeborenen des Königreichs Polen erhalten, einen Baron Finkenstein, einen von den glücklichen Gefangenen, welche der Volkswut in den schrecklichen Tagen vom 3. und 4. August entronnen waren.

Zu thun gab es allerdings genug, ich war von morgens 10 bis abends 11 Uhr beschäftigt, doch konnte ich mich auskleiden und wie andre Leute im Bette schlafen.

Eines Morgens erhielten wir die Nachricht, daß Graf Toll,

an dessen Stelle der Fürst Gortschakoff zum Chef des Stabes ernannt worden war, im Begriff stehe, Siedlce zu passieren. Wir begaben uns zur Poststation, wo wir den Grafen auf einem Diwan sitzend vorfanden. Er wandte sich sogleich an Korff mit der Frage, ob hier nicht ein guter Arzt wohne, der seinen auf der Reise verstauchten Fuß untersuchen könne. Ich sandte nach dem mir seit langer Zeit bekannten Stabsarzt Nowereshski und war Zeuge des ferneren Gesprächs.

„Gott sei Dank, ich bin mit dem Dienste fertig," sagte Toll, worauf Korff bemerkte, daß es natürlich nur bis zur ersten Gelegenheit vorbei wäre, und hinzufügte, daß Toll im Kriegsfall unumgänglich notwendig sei. „Nein, nein, mit mir ist es vorbei, ich bin weiter nicht mehr Soldat." Dieser Ausruf wurde von mir so verstanden, daß man ihn keine Armee mehr kommandieren lassen wolle, daß er aber nicht die Absicht habe, andern fernerhin zu helfen. Thatsächlich verließ er auch die militärische Laufbahn und wurde zum Oberverwaltenden der Verkehrswege ernannt. Zu diesem Amte fehlte ihm Geduld und Erfahrung, und unnütze Vorsicht verdarb vieles; so hemmte er den Bau der Nikolaibahn, und wenn der Kaiser es nicht gewollt hätte, wäre der Bahnbau kaum verwirklicht worden.

Wie ich schon bemerkte, war das neue Amt nicht leicht, die Hauptschwierigkeit bestand in meiner Unerfahrenheit in Zivilsachen, auch waren mir die örtlichen Gesetze ganz unbekannt. In der ersten Zeit bemerkte ich, daß die Polen bemüht waren, uns an der Nase zu führen und soviel als möglich die Verfügungen des Kriegsgouverneurs zu hintertreiben. Alles dieses ließ mich energisch arbeiten und trieb mich zur äußersten Vorsicht. Solange ich mit meiner Berufsthätigkeit noch nicht vollkommen vertraut war, war ich eifrig bemüht, Leute kennen zu lernen, mit denen ich unter Umständen zu thun haben konnte. Mein General freilich hatte es bei seiner Vorsicht auch nicht leicht; er war älter, die angestrengten Arbeiten im Laufe von zwei Monaten nach den Beschwerden des Feldzuges, das alles hatte derart auf ihn gewirkt, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, wodurch ich ihn etwa sechs Wochen lang in seinem Amte zu vertreten hatte. Ich berichtete über die Krankheit Korffs dem Vorsitzenden der interimistischen Regierung, Geheimrat Engel, es erfolgte aber keine Entscheidung, weshalb ich, um die Sachen nicht aufzuhalten, meine eigenen Berichte Paskewitsch und Engel zuschickte „wegen Krankheit des Militärchefs". Zum Glück für Korff war es seiner Frau gelungen, noch vor Ausbruch der Krankheit bei ihm

einzutreffen, und dabei hatte sie einen tüchtigen polnischen Arzt ermittelt, einen gewissen Gonsiorowski. In seinen Phantasien verlangte der General beständig nach mir, und seine Frau ließ mich dann auch stets kommen, um ihm einen Gefallen zu erweisen; schließlich verhinderte es der Arzt. Als Nikolai Iwanowitsch sich zu bessern begann und das Bewußtsein wieder erlangte, wünschte er fortwährend mich zu sehen, natürlich um über den Stand der Geschäfte etwas zu erfahren; der Arzt aber gestattete mir erst dann zum Kranken zu kommen, als die Gefahr sich vermindert hatte, und stellte die ausdrückliche Bedingung, daß von Geschäften nicht die Rede sein dürfe. Als Präses fungierte dort ein gewisser S . . . ., der es in einem unsrer Husarenregimenter bis zum Major gebracht hatte. Dieser Herr lebte in Siedlce als selbständiger kleiner Fürst. Er bewohnte das Schloß und die abgeteilten Kaiserlichen Gemächer, benutzte das Mobiliar, den dabeiliegenden Park, die Gärten, Orangerien und Wiesen. Die besten fiskalischen Güter pachtete er für eine Kleinigkeit, natürlich unter fremdem Namen. Seine Verwaltung war dermaßen despotisch, daß verboten war, beim Ausbot für die Güter, welche der Präsident für sich bestimmt hatte, über eine bestimmte Summe hinaus zu bieten; auffallenderweise wurde der Befehl ohne Murren erfüllt. Es schien so, als könne es nicht anders sein. Man hatte sich eben daran gewöhnt. So hatte z. B. der Kaiser Alexander I., um Polen eine Wohlthat zu erweisen, einst wertvolles Vieh dorthin gesandt. Die Rinder aber, welche für die Podlessische Woiwodschaft bestimmt waren, kamen auf die Güter, die dem Präses gehörten oder von ihm gepachtet worden waren. Die großen Herren hatten es gut in Polen und nicht sie waren es, welche die Revolution veranlaßt hatten. S . . . . war es nun zwar nicht angenehm, eine Kontrolle an seiner Seite zu haben, aber daraus folgt noch nicht, daß er sich irgendwie Zwang angethan hätte; er fuhr fort, wie vor der Revolution, an sich zu reißen, was in seinen Bereich kam, mit dem Unterschiede nur, daß er früher mit den Mächtigen dieser Welt zu teilen genötigt war, während jetzt alles bei ihm verblieb. An der Spitze der Regierung standen nämlich nicht dieselben Polen. Auf diese Weise hatte derselbe Herr S . . . . mit würdigen Genossen den Fiskus auf freche Weise bestohlen; da es mir aber gelungen war, einige seiner Gaunerstreiche aufzuspüren, so konnte ich mich nicht enthalten, ihm bei einer günstigen Gelegenheit ein Bein zu stellen. Er und seine Kommission haßten mich; Korff unterhielt zwar gute Beziehungen zu ihm, ging aber gleichwohl auf seinen Wunsch nicht ein, mich vom Amte des Adjutanten zu entheben.

Hier muß ich innehalten, um die bestehende Verwaltungsordnung des Königreichs Polen zu betrachten. Unwillkürlich fragt man sich hier, wie es kam, daß nur die Präsidenten ihre Woiwodschaften so gewissenlos und despotisch verwalteten, und warum man in den andern Zweigen der Verwaltung, die Militärverwaltung nicht ausgeschlossen, solche Gebräuche nicht zuließ. Hierbei muß man auch des furchtbaren Druckes der Geheimpolizei unter dem Oberbefehl des Generals Roshintzki gedenken und welche Summen dafür ausgegeben wurden. Daraus folgt der gerechtfertigte Schluß, daß die unglückliche Revolution durch die Bedrückung des Volkes hervorgerufen wurde, wie sich schon daraus ergibt, daß nur die Demokratie hierbei thätig war und die Magnaten sich von ihr erst später ins Schlepptau nehmen ließen. Gleichwohl suchten aber hochgestellte Herren wie S.... nicht unmittelbar an der Empörung teilzunehmen. Dadurch gelang es ihnen thatsächlich, ihre angebliche Ergebenheit zum Throne zu beweisen, nach dem Kriege wurden sie dann mit neuen Würden und Ordensauszeichnungen belohnt, und doch waren sie diejenigen gewesen, welche die Revolution hervorgerufen hatten.

Im Jahre 1832 fand eine Konskription (Rekrutenaushebung) statt. Es lief eine zahllose Menge von Gesuchen ein, die um Befreiung der Ausgehobenen aus verschiedenen, zum großen Teil nichtigen Gründen baten; Korff indes, als ehrenhafter Mann, kehrte sich nicht daran, sondern blieb fest in seinen Entscheidungen, und so wurde mir der Vorwurf gemacht, an allem schuld zu sein. Viele Gesuche wurden an die Baronin Korff gerichtet, hatten aber gar keinen Erfolg, da sie beim General liegen blieben und überhaupt nicht in die Kanzlei gelangten. Aber wieder beschuldigte man mich und besonders war die Generalin mit mir unzufrieden.

Bisweilen ereignete es sich, daß ich bald allein, bald mit einem Gendarmerieoffizier in der Woiwodschaft umherfahren mußte, um irgend einen Polen aufzuspüren und zu verhaften, der unzweifelhaft schuldig oder doch mindestens stark verdächtig war. Solche Leute hatten von mir keine Schonung zu erwarten, und das alles wurde Maria Ossipowna (Korff) in mir feindseligem Sinne mitgeteilt, um sie noch mehr gegen mich einzunehmen.

Dazu kam noch ein besonderer Fall, der mich in den Augen der Generalin herabsetzte. Sie hatte zwei Vettern; der jüngere, welcher fünfzehn Jahre zählte, war zur Zeit des Krieges in das neugebildete Regiment der „Warschauer Kinder" getreten, war bei Ostrolenka verwundet worden und in Gefangenschaft geraten. Als der Gefangenentransport, dem er zugeteilt war, nach Rußland ab-

ging, hatte Korff ihn mit Kleidern und Geld versehen. Sein älterer Bruder war vor dem Aufstande in der Unterfähnrichsschule gewesen, gehörte also zur Zahl der Rädelsführer. Ich weiß nicht wann und wo er gefangen worden war, aber lächerlich war es, ihn in Bobrinsk einzusperren. Eines Morgens nun sandte Korff nach mir und erzählte mir mit halblauter Stimme, daß dieser Herr alsbald als Gefangener nach Warschau abgehen werde und daß er soeben einen Boten abgesandt habe, der darum bitten sollte, ob es nicht möglich sei, daß dem Polen ein Wiedersehen mit seiner Cousine gestattet würde. „Ich selbst kann nicht hin gehen," fuhr Korff fort, „suchen Sie aber in Erfahrung zu bringen, ob er nicht auf ein Stündchen zu uns entlassen werden kann." Als ich zur Poststation kam, traf ich im ersten Zimmer einen Gendarmerieoffizier, im folgenden saß auf einem Sofa, der Thüre gegenüber, der Gefangene in einem grauen Armjak (langer Bauernrock) und gefesselt. Er erkannte in mir, vermutlich an der Artillerieuniform, einen Abgesandten Korffs und machte mir ein Zeichen. Ich fragte hierauf den Gendarmen, ob es nicht möglich sei, mit dem Gefangenen zu sprechen, und als ich eine abweisende Antwort erhielt, wie ich es übrigens erwartet hatte, kehrte ich zu Korff zurück und berichtete ihm über meinen Mißerfolg. Die Generalin befand sich in ihren Gemächern und den ganzen Morgen bekam ich sie nicht zu Gesicht; als wir uns aber zum Mittagsessen gesetzt hatten, trat sie etwas später ein und setzte sich mit geröteten und geschwollenen Augenlidern an den Tisch. Schweigend saß sie da und aß nichts, dann aber führte sie in tief verletztem Patriotismus einen Auftritt auf, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Es war gut, daß sie bald aufstand und sich in ihre Gemächer zurückzog; aber von Herzen bedauerte ich den armen Mann. Er hatte sie anfangs zur Vernunft zu bringen versucht, aber dadurch die Sache erst recht verdorben. Ich verstand jedenfalls, daß Maria Ossipowna mit mir unzufrieden war.

Ich erzähle hier noch einen zweiten Fall. Die Woiwodschaftskommission hatte der Regierungskommission einen Lieferungsvertrag, der die jährliche Lieferung von Schreibutensilien betraf, durch eine große, stets schwarz gekleidete Jüdin, wie es früher üblich war, zur Bestätigung vorgestellt. In Wirklichkeit war der Präsident selbst der Lieferant, die Jüdin stellte ihm das Notwendige nach den üblichen Verkaufspreisen zur Verfügung und mußte in die Bücher das eintragen, was er ihr befahl. Man wird es kaum glauben, daß die Summe des Lieferungsvertrages den thatsächlichen

Bedarf, nach den Marktpreisen berechnet, fast um das Zehnfache überstieg; das war der Grund, weshalb die Regierungskommission einen neuen Ausbot in der Kanzlei des Kriegsgouverneurs anordnete. Korff machte die gewünschte Veröffentlichung — ich weiß nicht ob aus Höflichkeit oder auf den Wunsch des Präsidenten — und beantragte bei der Woiwodschaftskommission die Ernennung neuer Delegierter, angeblich, damit wir, wegen Unkenntnis der örtlichen Gesetze, keine Fehler begingen. Ich sah den Mißerfolg voraus. Am festgesetzten Tage erschienen als Delegierte der Kommissär Nowowejski und der Generalsekretär Moszinski, beides sehr geriebene Leute und mit Verhaltungsmaßregeln von Herrn S . . . . versehen. Zwei Gesuche lagen vor, beide von Juden eingereicht, die ich dazu veranlaßt hatte. Das gefiel nicht; man hatte darauf gerechnet, daß niemand wagen werde, zum Ausbot zu kommen, um die Preise zu drücken, welche vom Präsidenten bestimmt waren. Vor dem Ausbot kamen viele Personen in die Kanzlei, unter ihnen bemerkte ich auch die schwarze Jüdin. Die Delegierten erklärten die Kautionsfähigkeit des einen Juden für unzureichend, weil sein schuldenfreies Haus aus Holz erbaut war; ein Gesetz wurde mir nicht vorgewiesen und nicht ohne lange Diskussionen konnte ich dem Juden zu seinem Rechte verhelfen, da sein Haus versichert und die Police beigelegt war. Um zwölf Uhr sollte der Ausbot beginnen. Ich fragte alsdann, ob nicht noch jemand da sei, der bieten wolle, aber alle lehnten ab. Alsdann befahl ich, um zur Sache überzugehen, dem Ordonnanzkosaken, alle Neugierigen aus der Kanzlei zu entfernen. Dagegen protestierten die Delegierten sehr entschieden und beriefen sich auf das Gesetz, nach welchem angeblich die Thüren der Behörde, in welcher der Ausbot vor sich gehe, geöffnet sein müßten. Ich erklärte ihnen hierauf, daß ich die Erfüllung dieses Gesetzes in seinem buchstäblichen Sinne für einen Unsinn halte. Alles sei geschehen, wie es sich gebühre, aber von einem Haufen neugieriger Zeugen sei im Gesetze an keiner Stelle die Rede.

Hierüber kam es unter uns zum Streite; schließlich konnte ich nicht mehr an mich halten und erklärte ihnen, daß ihre Aufführung mir das Recht gebe, in Erwägung zu ziehen, ob sie nicht bestimmte Gründe hätten, so zu handeln; zu dieser Folgerung sei ich schon deshalb gelangt, weil der Ausbot jetzt in ihrem Interesse gestört worden sei; während die Woiwodschaftskommission jährlich für nicht mehr wie für 15000 polnische Gulden (im Werte von je 15 Kopeken) Schreibutensilien brauche, sei ein Lieferungsvertrag über 100000 polnische Gulden zur Bestätigung vorgestellt worden; diesen

Gewohnheiten werde ein Ende gemacht werden. Die Delegierten nahmen hierauf ihre Hüte und entfernten sich, ohne sich zu verabschieden. Nach einer Stunde kam der Präsident in voller Uniform mit dem Ordenssterne zu Korff gefahren, um Genugthuung für die der ganzen Kommission zugefügte Beleidigung zu heischen. Als er fortgefahren war, sandte Korff nach mir und machte mir Vorwürfe wegen meines unüberlegten Vorgehens, er sagte, daß er nicht wisse, was er thun solle, da S . . . . mindestens meine Entlassung vom Amte fordere und machte mir schließlich den Vorschlag, ich solle mich entschuldigen. Ich gab zu, daß die Sache anders hätte gemacht werden können, daß ich aber durch ihre eigene Schuld heftig geworden sei, weil sie versucht hätten, mich hinters Licht zu führen; im übrigen sei alles, was ich gesagt, die reine Wahrheit, darüber könnte ich, wenn es erforderlich sei, noch sehr interessante Thatsachen beibringen; ich hätte also keine Ursache, mich zu entschuldigen; bestehe Herr S . . . . aber darauf, so würde ich es vorziehen, zur Brigade zurückzukehren." Das aber wollte Korff durchaus nicht; er war ein ehrenhafter, rechtschaffener Mensch, wußte, daß ich ihm vollkommen ergeben war, und endlich war meine Versetzung auch keine leichte Sache. Er fragte mich, was denn nach meiner Meinung geschehen müsse, um den Polen Genugthuung zu geben. „Genugthuung," erwiderte ich, „ist nur möglich durch meine Versetzung zur Brigade; wenn aber Eure Excellenz das nicht wünschen, so kann man dem Präsidenten mitteilen, daß mein Vorgehen wegen seiner Wichtigkeit strenge Ahndung fordere, und daß deshalb eine Untersuchung erforderlich sei, welche aber nur auf Grund einer von ihm — dem Präsidenten — einzureichenden schriftlichen Klage angestellt werden könne. Glauben Sie mir, er wird es nicht dazu kommen lassen: sie wissen, daß ich ihre Schelmereien einigermaßen kenne und werden so vernünftig sein, die Niederschlagung der Sache vorzuziehen." So geschah es auch. Von einer offiziellen Klage standen die Polen ab — unter dem hübschen Vorwande, daß man dem verehrten General keine Ungelegenheiten zu bereiten wünsche.

Im Jahre 1832 bereiste der Fürst Paskewitsch mit dem General Dehn die Ortschaften an der Einmündung des Flusses Weprsh in die Weichsel, um die Stelle zu besichtigen, wo die Festung Iwangorod — wie auch später thatsächlich geschehen — erbaut werden sollte. Das Gut Demblin, welches zur Aufnahme des Fürsten bestimmt war, lag in der Podljasschen Woiwodschaft, weshalb Baron Korff, der von der Abreise Paskewitschs aus Warschau benachrichtigt

worden war, mit mir zu seiner Begrüßung nach Demblin fuhr. Die Besitzung gehörte einem polnischen Magnaten, einem Nachkommen der Mniszek, der aber fortgezogen war, weil man ihn verschiedener Ränke beschuldigt hatte. Diese reiche Besitzung wurde von einem polnischen Major verwaltet. Das Herrenhaus war ein großes zweistockiges Gebäude mit einem eleganten Flur, der durch zwei Stockwerke reichte. An der dunkeln Wand des Hausflurs gegenüber dem Fenster befand sich ein schönes Freskogemälde, welches den Einzug der Marina Mniszek in Moskau darstellte. Das ganze Haus oder Schloß, wie es die Polen nannten, war glänzend möbliert, die Wände zierten Familiengemälde. Der Major hatte als Verwalter ein Mittagessen für die seltenen Gäste angerichtet und bat Korff, solches dem Fürsten mitzuteilen. Er erhielt indes zur Antwort, daß Paskewitsch ein Mittagessen nicht annehme, er reise stets mit seiner eigenen Küche, welche auch bereits aus Warschau eingetroffen war. Nach Besichtigung der Ortschaft fuhren alle aufs Gut; der Adjutant Paskewitschs überbrachte Korff und mir die Einladung des Feldmarschalls, mit ihm zu Mittag zu speisen. In einem großen Zimmer war ein runder Tisch für acht Personen gedeckt. Paskewitsch zog sich den Rock mit den Epauletts aus und legte, wie es früher gebräuchlich war, eine Uniform ohne Epauletts an, nur mit dem unter der Uniform hervorsehenden Georgskreuze erster Klasse geschmückt. Als man sich zu Tisch setzte, fragte Paskewitsch, wer das Gut verwalte. Auf die Antwort Korffs, daß es ein verabschiedeter Major sei, wünschte er zu wissen, ob derselbe nicht etwa den Revolutionstruppen angehört habe. Als Nikolai Iwanowitsch erklärt hatte, daß der Major an den letzten Ereignissen nicht teilgenommen, sagte Paskewitsch: „Wenn es ein anständiger Mensch ist, kann man ihn zum Mittag einladen.“ Bei diesen Worten entfernte sich der Adjutant, um den Major aufzufordern, wir andern verteilten uns um den Tisch, und der Bediente trug das Essen auf. Paskewitsch kannte damals noch nicht die polnische Sprache und deshalb richtete er verschiedene Fragen auf russisch an den Gast. Der aber verstand kein russisch und gab falsche Antworten, weil er nicht wußte, was er gefragt wurde. Unwillkürlich wurde Korff der Dolmetscher. Alsdann sprach man über kriegsgeschichtliche Ereignisse und über einige Schlachten der napoleonischen Feldzüge. Ich hatte sehr schwache Kenntnisse auf diesem Gebiete, doch hörte ich mit Interesse den Ausführungen Paskewitschs zu. Ich weiß es nicht, ob er seine eigenen oder fremde Gedanken ausführte. Damals ahnte Paskewitsch nicht, daß die herr-

liche Besitzung Demblin konfisziert und mit dem neuen Namen Iwanowskoje ihm geschenkt werden würde.

Irgend jemand hat sehr richtig bemerkt, daß wenn drei Polen zusammentreffen, sie fünf verschiedene Ansichten vertreten. In der That herrscht gar keine Uebereinstimmung unter ihnen und deshalb erleiden sie in allem, was sie unternehmen, stets Niederlagen. Durch die Revolutionen haben sie nichts als Elend erreicht, im Jahre 1831 ging die Verfassung verloren, welche der Kaiser Alexander ihnen freiwillig verliehen, eine ausgezeichnete Armee und die Hoffnung auf Wiederherstellung Polens. Noch war Polen nicht im stande gewesen, seine Wunden zu heilen, als bereits im Jahre 1832 in Galizien Banden sich bildeten, die aus denselben verzweifelten Köpfen bestanden, welche zur Zeit des Krieges über die Grenze getrieben worden waren; sie wollten das Königreich erobern, womöglich innerhalb der Grenzen von 1772. Ein vernünftiger Gedanke lag nicht darin und dieser Eifer war nicht zu verstehen. Die Personen, welche daran teilnahmen, waren vorzüglich ausgerüstet, bewaffnet und mit allem Nötigen für das Leben im Felde versehen, sie führten unter ihren Vorräten selbst Giftfläschchen, um die Moskowiter zu vergiften. Ihre Verpflegung hofften sie von den Landbewohnern zu erhalten, außerdem aber hatte ein jeder eine große Flasche mit Branntwein und eine Anzahl Zwiebacke bei sich. Im Frühjahr 1832 überschritten Banden von 20 bis 30 Personen die Grenze; sie drangen tief ins Land hinein und versteckten sich nach der Gewohnheit solcher Ritter in den Wäldern. Obwohl unsre Regierung Kenntnis von diesen Banden erhielt, war es doch schwer, ihnen den Eintritt längs der galizischen Grenze zu verwehren. Dafür wurde aber die Verfolgung energisch und erfolgreich geführt. Von den zuerst Gefangenen führte man zwei an die Stelle der Grenze, wo sie dieselbe überschritten hatten und dort wurden sie unter ungeheurem Volkszulauf aus Polen und Galizien gehängt; später hängte man noch zwei in Warschau und zwei in Lublin. Die übrigen wurden vorläufig ins Gefängnis gesperrt, bis diese sonderbare Art polnischer Kriegführung eingestellt war.

Einer dieser Raubritter wurde in der Podljasschen Woiwodschaft ergriffen und zu uns in die Kanzlei gebracht. Es war ein Mann von 35 Jahren, groß gewachsen und gesund; er nannte sich einen Wachtmeister der österreichischen Armee und sprach gut polnisch. Nach Beendigung des Verhörs wurden Ketten hereingebracht, um ihn zu fesseln. Da sagte er mir auf polnisch: „Solche Schrauben haben wir Oesterreicher noch nie gesehen.“ Man beförderte ihn später nach

Warschau, wo der Sekondelieutenant Sokolowski vom Lutzkischen Grenadierregiment die Aufsicht über derartige Gefangene führte und in ihm einen entlaufenen Soldaten seines Regiments sofort wiedererkannte. Gleichwohl besaß er die Frechheit, zu erklären, daß der Offizier sich irre. Das war aber ganz ausgeschlossen, denn dieser Soldat war gerade der Aufseher Sokolowskis gewesen, als letzterer als Junker ins Regiment trat. Um alle und jeden von der frechen Lüge des Deserteurs zu überführen, sandte man nach dem Kapitän Maltschewsky desselben Regiments, der dem Kriegsgouverneur attachiert war; dieser erkannte ihn sofort wieder und nannte ihn ebenso wie Sokolowski.

Diese thörichten Versuche, Polen zu erobern, gaben wahrscheinlich Veranlassung zum Erlaß des geheimen Befehls, alle aus dem Auslande eintreffenden Briefe zu lesen. Ich wurde mit dieser unangenehmen, kitzlichen Aufgabe betraut. Täglich brachte man mir zu derselben Zeit des Morgens alle ausländischen Briefe, die an die Bewohner unsrer Woiwodschaft adressiert waren und ich mußte meine kostbare Zeit darauf verwenden, um fremde und zum großen Teil recht thörichte Briefe zu lesen. Thatsächliches wurde nichts entdeckt, aber gleichwohl erfolgten Verhaftungen und auffallenderweise traf dieses Geschick gerade Personen, welche sich gut geführt hatten und im stande waren, ihre Loyalität zu beweisen.

Schließlich ermittelte man denn auch folgendes: Die Emigranten waren in der Voraussetzung, daß ihre Briefe gelesen würden, übereingekommen, Verschwörungspläne, die sie und andre geschmiedet hatten, Personen mitzuteilen, die sie gar nicht kannten, um sie zu kompromittieren. Dadurch bereiteten sie sich allerdings Zerstreuung und der Regierung Aufregung, hauptsächlich aber lenkten sie den Verdacht auf die Adressaten, die nun von der Regierung wegen angeblicher Teilnahme am letzten Aufstande verfolgt wurden. Das Lesen der Briefe hörte aber gleichwohl nicht auf und wir fuhren fort, zu berichten, wenn der Inhalt der Schreiben Beachtung verdiente.

Mit wenigen Ausnahmen hatten die bei der Armee stehenden Polen das Recht auf eine allgemeine Amnestie; indes konnten sie sich nicht an ihren früheren Wohnorten ohne eine Bescheinigung des Kriegsgouverneurs ansiedeln. Aus der Woiwodschaft konnten sie sich auch nicht anders entfernen, als indem sie zur Stadt kamen, ihren Schein in der Kanzlei des Kriegsgouverneurs ließen und einen andern zu einer zeitweiligen Fahrt nach außen hin erhielten. Dieser mußte dann auf dem Rückwege gegen den ersten wieder umgetauscht werden. Den früheren polnischen Offizieren war es ver-

boten, Ordensauszeichnungen für kriegerische Thaten zu tragen, welche Skrzynecki so freigebig ausgeteilt hatte; von diesem Verbot wollten sie indes nichts wissen und erschienen mit Ordensabzeichen in der Behörde. Solchen Leuten gab ich keine Urlaubsscheine, wenn sie nicht ihre Orden abnahmen, und mir für die Dauer des Urlaubs zur Aufbewahrung überließen. Viele waren so närrisch, daß sie deshalb außer sich gerieten, lärmten, schrieen, aber schließlich doch nachgeben mußten.

Im Verlauf des Krieges hatte man für alles, was von der Bevölkerung auf dem Requisitionswege genommen wurde, Quittungen ausgestellt, natürlich russische, auf denen die Eigentümer ihre Bemerkungen machten, um zu wissen, was und in welchem Betrage irgend etwas an einem bestimmten Tage entnommen war. Um diese Zeit erging ein Erlaß, nach welchem die Quittungen entsprechend den damals gültigen Preisen in die Abgaben verrechnet werden mußten. Es ist kaum zu glauben, wie weit die Frechheit der Fouragelieferanten ging. Zweifellos besitzt man zu Kriegszeiten selten die Möglichkeit, Maß, Gewicht oder Wert des Entnommenen richtig zu bestimmen, das hätte aber immerhin korrekt und nicht zum direkten Nachteil der Bauern geschehen müssen. Als für diese armen Leute die Zeit herankam, ihre Quittungen in den Renteien vorzustellen, stellte sich heraus, daß viele überhaupt keine Quittungen besaßen, sondern Pasquille des häßlichsten Inhalts oder aber daß die Quittungen Flüche und Schimpfwörter enthielten. Solche Papiere nahmen die Renteien nicht entgegen und die betrogenen Inhaber übergaben sie der Kanzlei des Militärchefs zum Umtausch. Was konnten wir indes für sie thun, womit ihnen helfen?

Im Jahre 1832 wurde der Etat für die Verwaltungen der Militärchefs festgesetzt. Es war angeordnet worden, die Gehilfen aus den Stabsoffizieren der Armee und die Adjutanten aus der Infanterie zu ernennen. Auf meine Empfehlung wurde Korff der Major Senkewitsch zukommandiert, für mich hatte man noch niemand in Aussicht; die Leitung des Gardecorps hatte unterdessen, gegen Ende des Jahres 1831, sogleich nach dem Ausrücken aus dem Königreich Polen, angeordnet, daß alle Offiziere in ihre Garnison zurückkehren sollten; Korff hatte aus diesem Anlaß bereits mehr als ein Schreiben vom General Wikinski erhalten. Endlich entschloß man sich doch auf die Bitte Korffs, mich da zu belassen, bis ein Armeeoffizier zum Amte genügend vorbereitet war. Das Einarbeiten ging indessen sehr langsam von statten. Einer blieb zwei Monate und erwies sich als durchaus untauglich; man nahm einen andern,

der war sehr jung, that sich auf seine Achselschnüre viel zu gute, scheute aber ausdauernde Arbeit. Da kam Nikolai Iwanowitsch einmal aus Warschau und teilte mir mit, daß der Fürst Gortschakoff eingewilligt habe, mich bei ihm zu belassen, doch müsse ich mich in ein Armeeregiment überführen lassen. Ich erklärte hierauf, daß ich niemals meine Gardeuniform gegen die eines Armeeoffiziers vertauschen würde und in diesem speziellen Falle um so weniger, als ich an den Ort gefesselt bliebe, während er — der General — jeden Augenblick eine andre Verwendung erhalten könne. So wurden uns denn aufs neue Offiziere zukommandiert, die sich zu Adjutanten vorbereiten sollten, und jetzt ging die Sache allerdings besser; immerhin zog es sich aber noch so lange hin, daß ich erst im Monat August 1833 Siedlce verlassen konnte.

Ich kann hier endlich über einen Vorfall nicht schweigen, der sich mit mir zutrug und der die außerordentliche Unhöflichkeit der Polen bewies, welche sich stets ihrer Bildung und Gastfreundschaft rühmen. In Nikolai Iwanowitschs Hause verkehrte ein Gutsbesitzer der Podljasschen Woiwodschaft Namens Benecki, ein durchaus nicht unbefähigter Mensch. Er lebte bei seinen Verwandten, 35 Werst von Siedlce. Wenn ich nicht irre, war es im Herbste 1832, als er in die Stadt kam, um uns zu sich zum Namens- oder Geburtstage seiner Mutter einzuladen. Der General war nach Warschau gereist, die Geschäfte wurden von seinem vor nicht langer Zeit angekommenen Gehilfen geführt. Ich hatte keine Lust, die Einladung anzunehmen, weil ich bei Benecki mit einer Gesellschaft mir durchaus unbekannter Polen zusammentreffen mußte, wurde aber so dringend von Benecki gebeten, zu kommen, und zwar mit dem Kommissär, der bereits eine Zusage erteilt hatte, daß ich schließlich einwilligte. Das Amt dieses Kommissärs war die Vereinigung der Aemter unsres Kreisadelsmarschalls und Kreispolizeichefs; der Kommissär, Herr Gincz, ein verabschiedeter Kapitän der polnischen Artillerie, spielte natürlich eine hervorragende Rolle in seinem Kreise; da aber unsre Regierung ihn als einen ihrer Ueberzeugung nach zuverlässigen Menschen nach Beendigung des Krieges zu diesem Amte ernannt hatte, so konnte er keinen Nutzen aus der Stimmung des polnischen Adels ziehen, um so mehr, als er sich durch musterhaften Eifer auszeichnete.

Herr Gincz hatte mich ebenfalls dringend überredet, mit ihm zu Benecki zu fahren, weil es ihm darum zu thun war, in dieser Ecke des Kreises bekannt zu werden, wo er einige interessante Persönlichkeiten zu treffen hoffte, die ihm dem Rufe nach bekannt waren.

So fuhren wir denn am folgenden Morgen zu Benecki, wo wir das ganze Haus voller Gäste fanden, die sich nach einem reichlichen Frühstück an die Kartentische gesetzt hatten. Der Hausherr stellte uns zunächst seinen Verwandten, hierauf einigen andern Herren vor, und alsdann führte er uns in ein Zimmer, wo man das Frühstück noch nicht abgeräumt hatte. Nachdem wir gesättigt waren, löste er eine der Kartenpartien auf und ließ uns in eine Partie Whist eintreten.

Unser Wirt erwies uns große Aufmerksamkeit, am Mittagstisch waren unsre Plätze neben ihm, er bemühte sich uns ins Gespräch zu ziehen und bediente uns selbst mit Wein, was alles in den Augen des anwesenden Adels seine Erklärung durch die Regeln der polnischen Gastfreundschaft fand. Diese Adligen selbst machten von dem Rechte, das sie als unbeteiligte Personen genossen, Gebrauch und waren bemüht, durch Gleichmut und, wenn man sich so ausdrücken darf, durch Nichtbeachtung der beiden Vertreter der russischen Regierung sich hervorzuthun. Ich bin nie in einer fremden Gesellschaft redselig gewesen, aber hier, in einer Versammlung von Vollblutpolen, deren größter Teil aus unangenehmen, scheel blickenden Geistlichen bestand, war mir durchaus nicht wohl zu Mute. Da ich damals die polnische Sprache beherrschte, versuchte ich mit dem einen und andern eine Unterhaltung anzuknüpfen, ein wirkliches Gespräch konnte ich aber nicht zu stande bringen.

Unter den Gästen befand sich ein gewisser Chojetcki, ein naher Nachbar und Freund Beneckis, ein sehr reicher, aber sehr unbedeutender Mann. Mit diesem Chojetcki machte uns unser Wirt gleichfalls bekannt, und dieser stellte uns nach dem Mittagsessen seiner Frau, einer sehr hübschen Polin, vor. Sie nun lud uns, warum, weiß ich nicht, doch vermute ich, infolge eines wohlüberlegten Planes, zum andern Tage zum Mittagsessen ein, und bemerkte dabei scherzend, daß wir unmöglich absagen könnten, da morgen ihr Namenstag sei und die ganze Gesellschaft schon zeitig bei ihr erscheinen werde.

Gincz sagte sofort zu, ich glaube, daß es ihm, als Chef des Kreises, unangenehm war, abzulehnen, und da ich mit ihm gekommen war, seinen Wagen benutzt hatte, so mußte ich nolens volens die Einladung annehmen und noch dazu für die erwiesene Ehre danken.

Bis in die Nacht hinein dauerte das Kartenspiel. Es wurde unermüdlich Whist gespielt. Während der Nacht schlief man dann auf Sofas, so gut es ging, die jungen Leute aber spielten Hazard bis zum Morgen.

Am andern Tage fuhren die Wagen um 12 Uhr vor und alles begab sich auf die Besitzung Chojeckis. Nach der Ankunft wurde ein Frühstück vorgesetzt, nach welchem sich alle mit den Gläsern in der Hand zur Wirtin begaben und ihr zum Tage ihres Heiligen Glück wünschten. Alsdann ging man in den Saal, wo getanzt wurde. Der Hausherr führte alle nicht Tanzenden in die hinteren Gemächer zu den Kartentischen, uns beide beachtete niemand, es kann aber auch sein, daß sich niemand fand, der mit uns spielen wollte. Wie dem nun auch sein mag, wir als unbeteiligte, oder unnütze Personen setzten uns in einen Winkel des Tanzsaales und fragten einer den andern, weshalb man uns eigentlich hierher eingeladen habe.

Mit dem Augenblick unsers Eintreffens in diesem Hause war uns schon die vollkommen veränderte Rolle Beneckis aufgefallen: er that als kenne er uns gar nicht; über Chojecki läßt sich schon gar nicht reden; sei es infolge von Dummheit, oder der Belehrungen seiner Landsleute, er bemerkte, wie es schien, unsre Anwesenheit überhaupt nicht.

Es begann bereits zu dunkeln, als Chojecki in den Saal trat und die ganze Gesellschaft zum Mittagessen aufforderte. Die Kavaliere führten ihre Damen, wobei alle, wie nach einer vorher gemachten Berechnung, paarweise gingen, wir beide mußten hinterdrein folgen. Nachdem wir durch ein großes und dunkles Vorzimmer bis zur Schwelle des Speisesaales gekommen waren, erblickten wir einen erleuchteten und schön gedeckten Tisch, der längs der Gesamtlänge des Zimmers aufgestellt war und von Gästen, welche sich bereits gesetzt hatten, eingenommen war. Das letzte Paar, das vor uns ging, setzte sich gerade nieder, für uns war weiter kein Platz mehr da. Wir blieben betroffen am Eingange stehen. Gleich rechts von der Thüre stand ein Tisch, nicht viel größer als ein Bostontisch, der mit einem Tuche bedeckt war, und an dem der etwa zwölfjährige Sohn irgend eines Gastes Platz genommen hatte. Dort hatte der Hausherr befohlen, uns zu servieren und Stühle hinzustellen. Er selbst setzte sich der örtlichen Gewohnheit gemäß nicht an den Tisch, sondern ging um ihn herum, unterhielt sich mit den Gästen und schenkte ihnen Wein ein. Um die einmal übernommene Rolle durchzuführen, kam er gar nicht zu uns. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was wir dabei empfanden. Als wir uns an den Tisch gesetzt hatten, verlangten wir eine Karaffe mit Wasser und sagten dem Bedienten, daß es nicht nötig sei, uns irgend etwas zu reichen. Jedenfalls wäre es das beste gewesen, den Wagen zu bestellen und fortzufahren, doch das war unmöglich, da die Pferde, wie solches in Polen üb-

lich ist, unter Verschluß standen und ohne Erlaubnis des Hausherrn nicht angespannt werden durften. Die Polen flüsterten untereinander, schmunzelten und blickten schadenfroh auf uns hin; wir waren gezwungen, zwei Stunden diese Unarten zu ertragen. Benecki aß und trank, konversierte lebhaft und war scheinbar in bester Stimmung, als wenn er den Skandal gar nicht bemerke. Freilich war das auch nicht seine Sache und ich will ihn deshalb nicht anklagen. Als die Gesundheit der Hausfrau getrunken wurde, da standen wir nicht auf, denn mit einem Glase Wasser konnte man nicht zu ihr gehen und Champagner hatten wir uns nicht einschenken lassen.

Als dieser qualvolle Mittag endlich zu Ende war, ließen wir, ohne uns zu erheben, alle Gäste an uns vorüber auf die andre Seite des Hauses gehen; als nur der Hausherr, die Hausfrau und Benecki noch zurückblieben, erhoben wir uns, gingen zu unsern Wirten, statteten unsern Dank für die Bewirtung ab und baten, unsre Pferde sogleich anspannen zu lassen.

Chojecki und seine Frau begannen sich jetzt zu entschuldigen, beteuerten mit Benecki, daß nur ein Mißverständnis, aber keine böse Absicht vorgelegen habe, und daß der Haushofmeister die Schuld am Ganzen trage. Der Hausherr kreuzte schließlich die Handflächen über der Brust, schwor, daß alles nur auf einem Mißverständnis beruhe und daß er sein gutes Gewissen dadurch offenbaren wolle, daß er mit uns ein Glas Champagner leere, welchen Wein er sonst aus Furcht vor der Steinkrankheit nicht zu trinken wage. Wir wiesen den Champagner zurück und ich bemerkte nur, daß, wenn thatsächlich ein Irrtum bei der Feststellung der Tafelordnung vorgekommen sei, er leicht zu regeln gewesen wäre; es wäre nur nötig gewesen, daß er zwei seiner nahen Verwandten oder Bekannten gebeten hätte, sich an den Nebentisch zu setzen, um uns Platz zu machen. Dabei blieb es, wir verabschiedeten uns kalt und verließen das Haus.

Mir lag es schwer auf dem Herzen, während Gincz, ein nervöser und galliger Mensch, außer sich war und darüber nachdachte, wie Chojecki vergolten werden könnte. Auf dem Rückwege ließ er einmal den Wagen halten und betrat eine Fabrik Chojeckis, wo er im Verlaufe einer Viertelstunde 18 russische Deserteure unter den Arbeitern entdeckte. Als er sich wieder in den Wagen setzte, teilte er mir dieses voller Schadenfreude mit und begann schon auszurechnen, wie viel Chojecki dafür zu zahlen haben werde. Ich bemerkte ihm hierauf, daß man sich an einem reichen Manne, bei dem das Geld keine Rolle spiele, so nicht rächen könne.

Gegen Abend des folgenden Tages kehrte auch Korff aus Warschau zurück und bemerkte, als ich ihm die Aufführung Chojeckis erzählte: „Daß Chojecki ein Dummkopf ist, sehe ich wohl, aber ich verstehe nicht Benecki, der mich noch vor kurzem um Erlaubnis bat, seinen Nachbar in meinem Hause vorzustellen.“

Am dritten Tage traf ich Benecki schon morgens früh bei Korff. Er war gekommen, um die Erlaubnis des Generals zum Erscheinen Chojeckis zu erbitten, welcher persönlich den Vorfall in seinem Hause erklären und sich entschuldigen wollte. Korff erklärte bestimmt, daß er Chojecki nicht sehen möge. Benecki wandte sich hierauf an mich mit der gleichen Bitte, worauf ich erwiderte, daß ich Chojecki um so weniger zu sehen wünsche, als ich bereits eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt; „im übrigen,“ fuhr ich fort, „haben er oder seine Freunde die Demonstration nicht deshalb veranstaltet, um einen ihnen ganz fremden Menschen zu beleidigen, sie wünschten vielmehr ihren Patriotismus durch die Geringschätzung zu erhärten, welche sie den Russen zeigten; deshalb besitze ich kein Recht, seine Entschuldigung anzunehmen. Was mich persönlich betrifft, so verachte ich ihn.“

Am folgenden Sonntag sah ich aus der Kanzlei, wie Benecki und Chojecki unter den Fenstern vorbeigingen. Sofort verschloß ich die Thüre meines Zimmers und zog den Schlüssel ab. Sie betraten die Kanzlei, gingen in den oberen Stock, blickten durch eine Spalte am Thürschloß und gingen schließlich fort. Um zwei Uhr pflegten wir uns beim General zum Mittagessen zu versammeln. Ich fürchtete, daß die beiden Herren mich um diese Zeit beim Verlassen des Hauses zu treffen suchten und deshalb machte ich mich zeitig zum Major Senkewicz auf den Weg in der Absicht, gemeinschaftlich mit ihm zu Korff zu gehen. Zufällig wohnte der Kommissär Nowoweiski neben Senkewicz und bei dem hielt Chojecki sich gerade auf, so daß er mich vorbeigehen sah. Kaum hatte ich Zeit gehabt, den Major und seine Frau zu begrüßen, als die Thüre sich öffnete und Chojecki eintrat. Er machte eine allgemeine Verbeugung, stellte seinen Hut aufs Fenster, kreuzte wiederum die Handflächen über der Brust und begann eine demütige Entschuldigung. Ich nahm rasch meine Mütze, verbeugte mich vor Senkewicz und ging hinaus.

Major Senkewicz und seine Frau — beide polnischer Herkunft — waren, wie ich hörte, mit Nowoweiski bekannt, Chojecki aber war ihnen vollkommen fremd. Trotzdem wagte es dieser, zu ihnen ins Haus zu gehen, ohne ihnen vorgestellt zu sein und sich mit der thörichten Rede an mich zu wenden, die ich durch mein

Fortgehen unterbrach. Das hatte er freilich nicht erwartet. Ich besaß aber das vollste Recht, so zu handeln.

Beim Abschiede von Polen wollte ich noch einen Blick auf Warschau werfen. Dem Kommandanten Pencherszhewsky war ich persönlich bekannt; er empfing mich lächelnd und bemerkte, daß ich eine seltene Erscheinung in Polen mit meiner Uniform sei, da vom Gardecorps niemand in Warschau zurückgeblieben sei. Als ich das Dejourzimmer der aktiven Armee betrat, kam der Dejourgeneral Wikinsky, welcher von weitem schon meine samtenen Aufschläge bemerkt hatte, mit dem Vorwurfe auf mich zu, warum ich so lange im Königreiche Polen verbleibe, da ich doch längst hätte abreisen müssen. Ich erklärte dem General, daß ich den Befehl meines Vorgesetzten erfüllen mußte, welcher, soviel mir bekannt, berichtet habe, daß er genötigt gewesen, mich zurückzuhalten; auch habe derselbe hierzu die mündliche Einwilligung des Chefs des Stabes besessen. Ich nahm darauf Abschied von Warschau und Siedlce und reiste in die Garnison meiner Brigade, d. h. zum österreichischen Stabe der Nowgorodschen Kolonien, oder zum Stabe des dritten Bezirks der Ackerbausoldaten.

Indem ich hiermit die Arbeit beschließe, welche ich mir vorgesetzt, bekenne ich, daß vieles beim Schreiben in meinem Gedächtnisse neu aufgelebt ist. Ich bin zur Schlußfolgerung gekommen, daß, wenn auch die historische Bedeutung meiner Arbeit nicht groß ist und sie keinen Wert für die Litteratur beanspruchen kann, gleichwohl hier Thatsachen geschildert sind, welche der Geschichte angehören und welche für die Charakteristik einiger Personen dieser Epoche nicht ohne Bedeutung sind.

Außer der seiner Zeit gethanen Erwähnung, daß mein Bruder Johann Lwowitsch in Gefangenschaft geraten war, hatte ich während des ganzen Feldzuges keine Nachrichten über ihn erhalten. Als er aus der Gefangenschaft befreit wurde, hielt er es für seine Pflicht, zu mir nach Siedlce zu kommen. Unser Wiedersehen war kurz; ich hatte eine Menge Arbeiten zu erledigen und er scheute sich in seinem abgetragenen Rocke, Fremden gegenüberzutreten. Als im Januar 1832 General Korff genesen war, nahm ich einen kurzen Urlaub, um mich von der angestrengten Thätigkeit im Kanzleidienste zu erholen; auch wollte ich meine Verwandten wiedersehen. Während der Reise begab ich mich auf einige Stunden zu meinem Bruder nach Janischki, das jetzt zum Wilnaschen Gouvernement gehört, aber damals zu Kowno zählte, woselbst unsre Kompanie auf dem Marsche von Warschau nach Petersburg den Winter zugebracht hatte. Er erzählte mir einiges über seine Gefangenschaft, da ich aber alles früher Gesammelte,

soweit es sich auf den Feldzug von 1832 bezog, gern ergänzt hätte, bat ich ihn schriftlich, die Geschichte seiner Gefangenschaft in einem an mich gerichteten Briefe ausführlich zu schildern. Das that er auch. Da ich den Brief meines Bruders nicht ohne Interesse fand, lasse ich ihn hier beifolgen.

7.

Brief J. L. Seelands an A. L. Seeland.

Du warst im Jahre 1832 bereits nach Warschau abgereist, als das Litauische Corps und unsre Brigade mit der Grenadierdivision den Befehl erhielten, sich zum Feldzuge in Bereitschaft zu halten. In den ersten Tagen des November wurde unserm Kommandeur Baron Rönne vorgeschrieben, Pferde für die Kriegsbedürfnisse anzukaufen, zu welchem Zwecke ihm 250 Rubel pro Pferd angewiesen wurden. Zu den vier Offizieren, welche wegen des Pferdekaufs abkommandiert wurden, gehörte auch ich; man sandte mich nach Warschau, woselbst die Pferde billiger als anderswo waren, da die polnische Armee, wie es hieß, noch nicht den Befehl erhalten hatte, sich zum Feldzuge vorzubereiten, während die Warschauer Garde sich ständig in Kriegsbereitschaft befand. Sechs Tage vor Ausbruch der Revolution kam ich nach Warschau und stieg bei Dir ab. Mit Hilfe des Kapitäns Kolotow hatte ich in fünf Tagen 20 Pferde angekauft und am Abende vor Ausbruch des Aufstandes berichtete ich darüber an Gerstenzweig und erklärte ihm, daß ich Warschau am folgenden Tage verlassen könne. Gerstenzweig befahl mir hierauf, die Pferde am andern Morgen ihm vorzuführen und alsdann sofort abzureisen; vorläufig ließ er mir einige Soldaten der polnischen reitenden Artillerie zuteilen, um die Pferde zu striegeln und zur Besichtigung zu reinigen. Am 17. mietete ich einen großen Stall in der Muranowstraße, in der Nähe der Wolhynischen Kasernen, und nachdem alle Pferde mit ihren früheren Besitzern sich dort versammelt hatten, berechnete ich mich mit den letzteren und kam ganz ermüdet gegen sieben Uhr nach Hause. Du hattest mit Dratschewsky eine gemeinschaftliche Wohnung an der Fretastraße, gegenüber der Dolgaja gemietet, so daß diese letztere in ihrer ganzen Länge von Euren Fenstern aus gesehen werden konnte. Auf dem Tische fand ich Dein

Schreiben, in welchem Du mir mitteiltest, daß wir zu einer Partie Whist in die Litauischen Kasernen zu Gruschetzki geladen seien; ich war indes zu müde, zog es daher vor, zu Hause zu bleiben und befahl die Theemaschine anzurichten.

Kaum hatte ich mich aber zum Thee niedergesetzt, als einer von Euren Burschen mit der Meldung eintritt, daß auf der Straße ein entsetzlicher Lärm herrsche. Obwohl ich zur Genüge über die verschiedenen Anzeichen der Empörung, ebenso vom Anschlagen eines Pasquills an Schloß Belvedere gehört hatte, so glaubte ich doch nicht an eine so schnelle Verwirklichung dieses schrecklichen Aufstandes, schob daher den Lärm auf den Straßen einem Feuerschaden oder etwas ähnlichem zu und fuhr fort, meinen Thee zu trinken. Als mir aber aufs neue berichtet wurde, daß der Lärm und das Gedränge auf den Straßen mehr und mehr wachse, kleidete ich mich an, nahm die vom Pferdekauf übrig gebliebenen Gelder (1050 Rubel) und verließ das Haus mit der Absicht, in meinen Pferdestall zu gehen und mit meinen Pferden und Leuten mich zum Litauischen Regimente zu begeben.

Warschau war mir sehr fremd; im Muranowstadtteil kannte ich nur eine Verbindung durch den Krassinskischen Garten und längs der Naliwkastraße. Auf dem Krassinskischen Platze hatte das 4. Linienregiment die Wache gestellt und stand unter dem Gewehr; der Garten war bereits verschlossen, aber jenseits hörte man starkes Gewehrfeuer. Ich wußte nicht, wie ich meinen Pferdestall erreichen konnte und beschloß zurückzugehen, auch eure Gelder an mich zu nehmen und alsdann durch die Fretastraße zu den Litauischen Kasernen zu gehen. Kaum hatte ich mich vom Krassinskischen Garten entfernt, so begann sich die Straße mit allerlei Volk zu füllen, welches vom Arsenale her mit den geraubten Waffen angelaufen kam. Ich gelangte wohlbehalten bis zu meinem Hause, fand aber die Thüre verschlossen. Ich klopfte an, worauf ein Fenster geöffnet und gefragt wurde: „Wer da?" Auf meine Antwort, daß ich im oberen Stocke wohne, ließ man mich wohl ein, aber nicht hinaus. Vielleicht war das auch das beste. Die Weiber aus dem ganzen Gebäude hatten sich in unsrer Wohnung versammelt und stellten sich unter meinen und unsrer Burschen Schutz, da wir die einzigen Krieger im Hause waren. Merkwürdigerweise bemerkte man in keinem Hause Licht; alle Kneipen blieben sowohl während der Nacht, als auch am folgenden Tage geschlossen und wir mußten uns ausschließlich von Brot, Wurst und Branntwein nähren, weiter war nichts zu bekommen.

Am dritten Tage kam ein Pole zu mir, wies die Empfehlung des Wirtes eines Billardlokals im Hause vor, erklärte, daß ich ihm leid thue und daß er bereit sei, mich aus der Stadt zu führen. „Die Russen,“ sagte er, „sind in Wilanova.“ Was wußte ich indes von Wilanova? Ich glaubte, daß es auf dem rechten Ufer der Weichsel liegen müsse. So nahm ich denn mit Freuden den Vorschlag an und willigte in die geforderte Belohnung, doch wie sollte ich eine so gefahrvolle Reise in meiner Uniform antreten! Ich mußte durchaus eine Kleidung anlegen, welche den Russen nicht in mir erkennen ließ, d. h. alles an die Uniform Erinnernde entfernen. In der Wohnung war nun aber nichts, was ich brauchen konnte. Ich überlegte hin und her und zog schließlich einen Leinenanzug an, ferner Deinen Schlafrock, umgürtete mich mit Deinem roten Gürtel, setzte einen runden Hut, den ich irgendwo im Hause gefunden hatte, auf und bewaffnete mich mit einem Kavalleriesäbel, denn niemand wagte sich ohne Waffen auf der Straße zu zeigen. Das Geld that ich in den Stiefelschaft und machte mich alsdann mit meinem freiwilligen Führer auf den Weg.

„Wie heißt du?“ fragte er mich. „Iwan,“ erwiderte ich. „So werde ich dich Panie Janie nennen und du mich Panie Josefie, aber sprich nicht viel, sonst merkt man, daß du kein Pole bist.“ Unterwegs ging ich mit ihm in eine Schenke, wo wir jeder ein Gläschen Schnaps tranken. Wir wollten zu den Litauischen Kasernen (Alexanderkasernen), da aber die Wache am Marimontowschen Schlagbaum unter dem Gewehre stand, war mein Führer der Meinung, daß es besser sei, umzukehren und nach Praga zu gehen. Ich ging auf seinen Vorschlag ein, ohne weiter nachzudenken, in der Hoffnung, auf diesem Wege rascher die Unsrigen aufzufinden. So gingen wir denn weiter, aber wieder erblickten wir beim Ausgange einen Wachtposten; zum Glück lag ein Toter auf der Straße, den die ganze Wache umringte, so daß niemand uns beobachtete. Als wir aus Praga heraustraten, ging mein Führer von der Chaussee links ab und erklärte mir, daß er jetzt, nachdem er sein Versprechen erfüllt, umkehren wolle. Ich berechnete mich alsdann mit ihm unsrer Abmachung gemäß und darauf trennten wir uns. Ich schritt vorwärts, hielt mich aber an die Chaussee, um die Richtung nicht zu verlieren und mich nicht schließlich im Walde zu verirren, bei Anbruch der Nacht ging ich aber gleichwohl tiefer hinein und wählte mir ein Nachtlager unter einem Baume auf der harten, mit leichtem Schnee bedeckten Erde aus. Als ich erwachte, war es noch dunkel; ich verspeiste die mitgenommene Semmel und ging vorwärts, wobei

ich mich immer rechts hielt, um zur Chaussee zu kommen; auf diese Weise gelangte ich nach Grochow. Ich klopfte ans Fenster des ersten besten Bauernhauses, man ließ mich nicht hinein und hieß mich weitergehen. Ich klopfte bei andern Häusern an, die Antwort war überall die gleiche. Endlich erblickte ich in einem Gebäude Licht; ich ging ans Fenster und erkannte eine Schenke. Als ich eintrat, fand ich zwei wohl aussehende Bauern vor, die einander zuwinkten und alsbald mit der Frage auf mich zukamen, wer ich sei. Ich gab mich für den Abgesandten eines polnischen Generals aus, der mich ausgeschickt habe, um die Marschroute der Russen zu erforschen. „Das lügst du," sagte hierauf der eine von ihnen, „ich war Adjutant bei Ponjatowski, habe aber niemals gehört, daß bei uns Polen ein General dieses Namens gelebt hat; nein, mein Lieber, du mußt gebunden werden, du bist offenbar ein russischer Spion." Alsdann band man mir die Hände und befahl mir, die Stiefel auszuziehen. Es hatte den Anschein, als wüßten sie, wo mein Geld sich befand; da ich aber dem Befehle nicht Folge leisten konnte, weil meine Hände gefesselt waren, zogen sie mir selbst die Stiefel aus und hatten mein Geld bald in Händen. Diesen Fund wollten sie nun nicht nach Warschau senden und beschlossen deshalb, mich ins Jenseits zu befördern. Zuerst sollte ich gehängt werden, doch erwies sich der Strick, den sie irgendwo aufgetrieben hatten, als unbrauchbar. Darauf wollte man mich erschießen und brachte zu dem Behufe drei Gewehre auf den Hof, das beste wurde zur Exekution ausgesucht und einer von diesen Freunden führte mich aus dem Kruge hinaus. Wir entfernten uns etwa 20 bis 30 Schritte weit, worauf er stehen blieb, mir erklärte, daß mein Schicksal rasch entschieden sein werde und daß ich mich mit Gott versöhnen möge. Ich bekreuzigte mich und bemerkte ihm, wie er schon im Begriff stand, auf mich zu zielen, daß es vernünftiger wäre, in den Wald zu gehen, der ohnehin nur 200 Schritte weit entfernt sei. „Es ist unnötig, so viel Umstände mit dir zu machen, eine Grube kann dir auch hier gegraben werden; steh ruhig!" erwiderte er und legte an. Ich sah, wie er zielte, hörte das Schnappen des Hahnes, das Pulver auf der Pfanne brannte ab, aber der Schuß ging nicht los. Jetzt warf er die Flinte zornig fort und murmelte eine polnische Redensart, ungefähr des Inhalts: „Er ist den Schuß Pulver nicht wert." Als ich mit meinem Begleiter in den Krug zurückkehrte, fanden wir dort sechs weitere Bauern vor, möglicherweise dieselben, an deren Thüren ich vorhin vergeblich angeklopft hatte. Der Bauer, welchen ich gleich zu Anfang mit dem zweiten im Kruge vorgefunden

hatte und der dort zurückgeblieben war, stand abseits und überzählte mein Geld. Soviel ich übersehen konnte, hatte die Summe sich inzwischen vermindert. Die Leute waren alle nüchtern und in den Krug nicht zum Trinken gekommen, sondern um an einem Versammlungsorte über Politik und die augenblicklichen Ereignisse zu reden. Sie sprachen untereinander im Flüstertone, damit ich nichts hören sollte. Von meiner Hinrichtung war aber nicht die Rede, dagegen wurden zwei später gekommene Bauern überredet, mich nach Warschau zu bringen. „Und mein Geld?“ fragte ich. „Chlopicki wird es dir ausreichen,“ bekam ich zur Antwort.

Grochow liegt sieben Werst von Warschau entfernt; wir drei schritten langsam vorwärts. Nachdem wir die Weichselbrücke zwischen Praga und Warschau passiert hatten, machten wir beim Schlagbaum Halt. Der wachhabende Offizier stand am Eingang der Wachtstube; ich hatte im Augenblick vollständig meinen Anzug vergessen und betrat kühn die Treppe, in der Absicht, einzutreten. „Fort, Elender, was suchst du hier!“ Ich erwiderte auf polnisch, daß ich kein Elender, sondern ein russischer Offizier sei, der zufällig den Bauern in die Hände gefallen sei. Der Offizier betrachtete mich und meine Führer aufmerksam, änderte seinen Ton und lud mich ins Zimmer ein, wo ich ein auf dem Tisch aufgetragenes Frühstück vorfand. In liebenswürdiger Weise wurde ich aufgefordert, zu frühstücken, er sandte einen Junker nach einer Droschke und trug dem Kutscher auf, mich zu Chlopicki zu führen. Dort empfing man mich natürlich nicht, vielmehr wurde befohlen, mich ins Schloß zu bringen, wo ich etwa 80 in Warschau gefangen genommene Generäle, Stabs- und Oberoffiziere, sowie Beamte im Klassenrange vorfand.

An demselben Tage sandte ich in meine Wohnung nach meinen Kleidern und sonstigen Effekten, ich erhielt auch alles und konnte mich zu meiner großen Freude umkleiden. Die Wache beim Schlosse wurde verstärkt, die Eingangsthore wurden geschlossen und man ließ uns nirgends mehr hin. Das Gerücht war verbreitet, daß das Volk alle Russen umbringen wolle. Nach einiger Zeit, als es etwas ruhiger geworden war, fing man an, uns zu beurlauben, doch nur auf einen Schein hin. Manche Wagehälse machten allerdings von dieser Erlaubnis Gebrauch; doch fürchteten wieder andre die Aufmerksamkeit der gedankenlosen Menge durch die Uniform zu erwecken. In der fünften Woche meiner Gefangenschaft entschloß ich mich dann auch, mir Warschau anzusehen. Auf den Straßen fuhren keine Equipagen, weil, wie es hieß, die Pferde für die in der Bildung be-

griffene Kavallerie fortgegeben oder fortgenommen worden waren. Alles ging mit sorgenvollen Gesichtern zu Fuß einher, auf mich blickte man wie auf eine Wundererscheinung. Ich begab mich auch in Eure Wohnung, dort war alles einigermaßen Wertvolle geraubt, nur in einer Ecke lagen zwei silberne Schärpen und das Brennglas Dratschewskys; Du erinnerst Dich, daß in der polnischen Armee nur die Generäle Schärpen trugen, welche aus Gold waren, während die Epauletts bei allen Offizieren aus Flittergold bestanden; deshalb offenbar hatte man Eure silbernen Schärpen fortgeworfen. Jetzt war ich es, der sie mitnahm. Eure Burschen und die Soldaten unsrer Kompanie, welche mich begleitet hatten, als ich wegen des Ankaufs der Pferde nach Warschau reiste, wurden auf Verfügung Chlopickis nach Brest-Litowsk befördert, weil er eine zu große Anzahl unnützer Esser nicht bei sich behalten wollte. Nach meinen Pferden zog ich gleich zu Beginn meiner Gefangenschaft Erkundigungen ein, erfuhr aber, daß sie schon in der ersten Nacht vom Pöbel geraubt worden waren.

Im Schlosse wurden wir gut gehalten. Morgens erhielten wir Kaffee oder Thee, wie jeder es wollte. Um elf Uhr gab es ein Frühstück mit Schnaps, um zwei Uhr war der Mittag. Es hieß, daß die Stadt die Kosten unsres Mittagsessens trug; für jedes Kouvert wurden sechs Slote (90 Kopeken) in einer Garküche bezahlt, wofür vier bis fünf Gänge geliefert wurden. Der Wein wurde aus einem Weinkeller bezogen. Um sieben Uhr abends brachte man uns Thee mit Zwieback, worauf später noch ein Abendessen folgte. Die gesamte Tafel- und Bettwäsche stammte offenbar aus dem Schloß Belvedere, wenigstens war sie mit dem kaiserlichen Wappen bezeichnet. Dieser Zustand dauerte, wie ich mich erinnere, sieben Wochen. Da begannen die russischen Truppen sich den Grenzen des Königreichs zu nähern, man wollte uns deshalb nicht ohne weiteres in Warschau lassen und nahm uns eine schriftliche Erklärung ab, daß wir nicht aus der Gefangenschaft entfliehen würden. Schließlich wurden wir alle in die Ortschaft Wolboz der Kalischer Woiwodschaft befördert. Eine halbe Werst vom Flecken befand sich ein aufgehobenes Mönchskloster, und dort sperrte man uns ein. In der Ortschaft stand ein Bataillon Sensenmänner, um Rekruten einzuexerzieren, doch sind wir ihnen entweder niemals begegnet, oder sie unterschieden sich in ihrer Kleidung nicht von den Bauern. Die Bewohner waren bereit, uns gegen einen mäßigen Preis zu beköstigen, jeder mußte einen Slot für seine Person zahlen und das entsprach auch dem Gelde, welches wir von der Freigebigkeit der interimisti-

schen Regierung erhielten. Diese Slote wurden uns während der ersten zwei Monate von einem uns zur Aufsicht beigegebenen Oberstlieutenant des Veteranencorps täglich gezahlt; alsdann hörte die Freigebigkeit auf; offenbar hatten die Polen vergessen, daß wir uns in ihrer Gefangenschaft befanden, vielleicht war das Geld auch ausgegangen.

Unter den Gefangenen befand sich der Sekondelieutenant Dankow (im Jahre 1835 erschoß er sich im Stabe des dritten Bezirks der Ackerbausoldaten), ein außerordentlich sparsamer Mensch, der immer Geld in seiner Kasse hatte; er war mein Zimmergenosse und ich genoß bei ihm einen kleinen Kredit. Ich konnte schon zufrieden sein, so viel zu besitzen, um irgend einen gelben Thee zu trinken und einen preußischen Dreikönigstabak zu rauchen, denn etwas Besseres war nicht zu haben; Du erinnerst Dich, wie schlecht schon der polnische Tabak war, die Einfuhr russischen Tabaks ins Königreich war ja verboten. Der alte polnische Oberstlieutenant liebte uns nicht, war aber etwas furchtsam. Nachdem wir bereits einige Monate lang unsre Sloten nicht erhalten hatten, versammelten wir uns einmal alle mit Wacholderstöcken bewaffnet (aus Wacholder schneidet man dort Stöcke und ganz gerade Pfeifenrohre von der Länge eines Faden) auf dem Klosterhofe und sandten nach dem Oberstlieutenant; dieser hatte soeben, wie wir später erfuhren, aus Warschau eine für die polnische Sache ungünstige Nachricht erhalten und kam sogleich zu uns gelaufen, ein gezwungen freundliches Lächeln auf den Lippen. Wir protestierten gegen die Art, wie man uns behandelte und erklärten, daß der Hunger uns zwinge, die in Warschau gegebene Zusage zu brechen — es bleibe uns nichts andres übrig, als fortzugehen, um uns mit unsern Truppen zu vereinigen. Er bat uns, ein wenig Geduld zu haben, berichtete sogleich nach Warschau und nach einer Woche erhielten wir auch das Geld für unsern Unterhalt und zwar für die ganze vergangene Zeit. Man kann sich schwer vorstellen, wie wir uns hierüber freuten, es hatte uns nicht nur Mühe gekostet, uns zu nähren, sondern mitunter war es ganz unmöglich, etwas zu bekommen. Unter den Gefangenen befanden sich auch einige Kosakenoffiziere, die überhaupt, warum weiß ich nicht, kein Geld zum Unterhalte erhielten. Diese Armen litten die größte Not und waren oft gezwungen, wegen eines Stückchens Brot sich in Tagelohn zu verdingen; vorwiegend droschen sie Getreide bei ihren Wirten.

Bald nachdem das Geld aus Warschau eingetroffen war, führte man uns in den Flecken Opatowec an der Weichsel, etwa acht Meilen

von Krakau, an der Grenze Galiziens. Die Weichsel war hier für den kaum erkennbar, der den Fluß bei Warschau gesehen hatte; sie machte den Eindruck eines schmutzigen Baches.

Die letzte Fahrt nach Opatowec legten wir in Wagen zurück, die mit Stieren bespannt waren; in jedem Wagen saßen zwei Offiziere. Ich fuhr natürlich mit Dankow. Unterwegs wurden wir von einem Gewitter überrascht. In der Kelecschen Woiwodschaft ist der Boden ohnehin sumpfig, der Regen aber hatte den Weg vollständig verdorben, die Stiere gingen phlegmatisch vorwärts, ohne ihren Schritt im geringsten zu beschleunigen, wir mußten uns geduldig dem fügen und wurden, wie man zu sagen pflegt, bis auf die Knochen durchnäßt. Diese Fahrt war, wie Du siehst, recht unangenehm, aber alles auf der Welt hat auch seine guten Seiten: wir gerieten in Entzücken über das Leuchten der Blitze und das Krachen des Donners, dessen Getöse in den Bergen stark widerhallte. Für uns, die wir niemals im Gebirge gewesen, war das etwas ganz Neues.

Es begann zu dunkeln, als wir in Opatowec einfuhren. Dankow mußte irgend jemand aufsuchen, und mir zeigte man inzwischen die Hütte, welche für uns beide bestimmt war. Ich trat ins Haus und fand vor dem Herde ein altes Weib in Thränen. Ich fragte sie auf polnisch, warum sie weine. Ohne aufzublicken, erwiderte sie: „Wie soll ich nicht weinen, wenn man uns gesagt hat, daß heute die Moskowiter zu uns kommen." Ich fragte hierauf: „Sind denn die Moskowiter so furchtbar?" — „Wie denn nicht," entgegnete sie, „sie haben nur ein Auge an der Stirne." — „Glaube doch nicht so thörichtes Zeug, Mütterchen, blicke auf mich." Sie sah auf und fragte, was ich wünsche. „Sieh," sagte ich, „sowohl Russen als Polen haben zwei Augen an der Stirne." — „Ist der Herr denn ein Moskowiter?" — „Aber gewiß." Sie war so überzeugt, daß die Russen nicht Menschen glichen, daß sie mich bat, sie nicht zum besten zu halten. Als Dankow die Hütte betrat und man alsdann unser Gepäck herbeibrachte, kam sie endlich zur Vernunft und überzeugte sich, daß ich die Wahrheit gesprochen hatte. Nicht ohne Verwunderung sah sie auf uns, allmählich wurde unser gegenseitiges Verhältnis freundlicher und in der Folge liebte sie uns sogar. Die andern Kameraden hatten nicht minder interessante Begegnungen mit ihren Wirten. Man muß allerdings wissen, daß seit dem Jahre 1813 kein Russe und überhaupt kein Soldat in dieser Einöde gewesen war, sowie daß selbst von den polnischen Truppen niemand sich hier aufgehalten hatte.

schen [illegible] In Galizien wurden die polnischen Truppen durch ungarische erster [illegible] Husaren ersetzt, mit denen wir mitunter zusammentrafen. Die Husaren lieu[illegible] kamen so nahe an unser Ufer heran, als es gestattet war. Eine Fr[illegible] deutsche Unterhaltung gelang nicht immer, man konnte sich mit ihnen ir[illegible] nur mit Hilfe von Gebärden verständigen, ihr Dialekt blieb uns rätselhaft. Sie bemerkten, daß es uns an vielem gebrach und warfen uns Tabak, sowie Flaschen mit verschiedenen Spirituosen zu, dieses und andres schmeckte uns durchaus nicht, aber Dank sei ihnen gleichwohl für den guten Willen und den Wunsch, zu helfen.

Noch in Wolboz, wo wir unsrer zehn waren, gingen wir gewöhnlich nach dem Thee spazieren; wir waren zum großen Teil Tischgenossen des 1. Corps, während des ganzen Feldzugs wurden alle gefangenen Oberoffiziere uns zugesandt, während die Generäle und Stabsoffiziere in Meshow, nicht weit von der preußischen Grenze, gehalten wurden. In Wolboz gingen wir oft aus dem Flecken hinaus und sangen dabei, auch in Opatowec setzten wir diesen Zeitvertreib fort. Zwei Werst vom Flecken entfernt in der Richtung nach Krakau lebte ein reicher Gutsbesitzer, und obwohl niemand ihn gesehen hatte, wußten wir doch alle, daß er „die Moskowiter" nicht mochte, deshalb vermieden wir bei unsern Spaziergängen die Richtung, in der seine Besitzung gelegen war. Sieben Werst die Weichsel hinunter befand sich eine Ortschaft Nowomjasto, wo die Reserven der polnischen Kavallerie standen. Diese Ritter von der traurigen Gestalt eilten einmal plötzlich einzeln durch Opatowec, der eine in Stiefeln, der andre in Schuhen, manche barfuß; einer war mit einem Säbel bewaffnet, andre mit Degen, manche hatten Gewehre ohne Schlösser und viele besaßen nur Gewehrschäfte. Kaum der zehnte Teil war beritten. Alle sahen außerordentlich elend aus und hinkten zum Teil. Mit einem Worte, alles zog in voller Unordnung ab. Zwei Tage nach der Flucht der Kavalleriereserve hörten wir Kanonendonner; alsbald verbreitete sich das Gerücht, daß der General Krassowski die polnische Reserve verfolge, was auch dadurch seine Bestätigung fand, daß die Reservisten, obwohl sie in keiner Weise aktiv thätig gewesen waren, beim Anblick der russischen Truppen ihre Flintenschäfte und Säbelscheiden fortwarfen und um Schonung baten. Man ließ sie sofort nach Hause gehen. Am Abend desselben Tages schlug ich vor, unsern Spaziergang nach dem Wohnsitz des Gutsbesitzers hin zu machen. In diesem ganzen Gebiete hatten wir niemals einen Bauern getroffen, der fähig gewesen wäre, Waffen zu tragen, denn die ganze männliche Bevölkerung war zum Dienste ausgehoben worden. In der Dämmerung begegneten uns vier Bauern,

die jeder in seinem Wagen saßen und ihre Pferde heftig antrieben. Ich trat an einen Wagen heran und fragte, ob sie vor den Russen entfliehen.

„Wie soll man vor ihnen nicht fliehen, wenn sie uns alles Getreide fortgenommen haben."

„Aber wo sind denn die Moskowiter?" fragte ich.

„Dort im Kruge."

Es war schon so dunkel, daß wir die Kosakenkette nicht bemerkten, als plötzlich der heimatliche Ruf erscholl: „Wer da?"

Man kann sich nicht vorstellen, welche zauberhafte Wirkung diese Worte hervorriefen und wie wir uns freuten. Im Kruge fanden wir thatsächlich einen Unteroffizier und zehn Kosaken, welche uns erzählten, daß sie vom Krassowskischen Corps abgesandt seien, um die gefangenen Offiziere zu befreien. Und so erlösten ein Unteroffizier und dreizehn Kosaken 160 Offiziere und ebensoviele Gemeine aus der Gefangenschaft.

Einige der Unsern, wahrscheinlich Offiziere der Kosakenregimenter, erzählten unsern Befreiern von der feindlichen Gesinnung des Gutsbesitzers und des Bürgermeisters der Ortschaft, mit denen beiden man alle Ursache hatte, unzufrieden zu sein. Bereits am andern Morgen hatten die Kosaken sich in den Besitz des Pelzes des Bürgermeisters und eines Wagens des Gutsbesitzers gesetzt mit einem Dreigespann dazu.

Der bespannte Wagen wurde für zehn Rubel zum Kauf angeboten, aber trotz des billigen Preises fand sich kein Liebhaber, obwohl viele von den Gefangenen genügend mit Geld versehen waren. An demselben Tage besorgten wir uns Fuhrwerke von allen Seiten und reisten in der Richtung nach Warschau hin ab.

Nachdem wir dort eingetroffen waren, lieferte man uns ab, und die Fürsorge der polnischen Regierung, welche übrigens schon aufgehört hatte, zu existieren, war damit zu Ende. Es erwies sich, daß Baron Rosen unsre Kompanie kommandierte, und daß sie in geringer Entfernung, im Dorfe Neparenta auf dem Wege nach Ostrolenka zu, in Garnison stand.

Gleich nach meiner Ankunft bei der Kompanie ließ ich mich zu Dir nach Siedlce beurlauben, um mir Geld zur Instandsetzung meiner Kleidung zu erbitten. Für den Marsch in die Winterquartiere im Wilnaschen Gouvernement gabst Du mir Dein Saumpferd. Kaum hatte ich mich etwas einzurichten vermocht und meine Equipierung besorgt, als wir bereits nach drei Wochen nach Janischki im Wilnaschen Gouvernement aufbrachen. Im Januar 1832 sah ich Dich,

als Du mit Urlaub hierher kamst. Im Februar marschierten wir nach Petersburg. Von Riga aus sandte man mich als Quartiermacher ab. In Engelhardtshof, wo wir, erinnerst Du Dich, im Jahre 1825 auf der Durchreise mit der Tante Dahl bekannt wurden und einen Tag bei ihr zubrachten, war eine Tagesrast bestimmt. Ich kam am Tage des Ausmarsches der 5. Batteriekompanie dort an und fuhr aufs Gut, in welchem der Oberst Baron Korff einquartiert war. Dem alten Dahl teilte man mit, daß der Quartiermacher der Kompanie eingetroffen sei; er kam sofort zu mir, ich gab mich nicht zu erkennen, sondern bat auf russisch um Quartier für meinen Oberst. „Natürlich," bemerkte der Alte, „wo einer ein Unterkommen gefunden, da findet auch ein zweiter Platz." Jetzt stellte ich mich auf deutsch vor, der Greis fuhr vor Freude zusammen, rief seine Frau und Kinder und eilte ihnen mit dem Rufe entgegen: „Seeland ist da."

Zwei Tage verlebte ich bei dieser lieben Familie; sie vergingen nur zu rasch und bald mußte ich mich verabschieden, um meine Reise mit den Quartiermachern fortzusetzen.

September 1872.

A. L. Seeland.